Der

Teufel in Paris.

Bilder

aus dem Pariser Gesellschaftsleben.

Nach dem Französischen

von

Charles Tisson.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Nelte, Böltje & Co.
1859.

Zwanzigstes Kapitel.

Die beiden Freundinnen.

Antonie, die natürlich Tochter des Chevalier von Ferron, wie man gemeinhin unehelich geborene Menschen bezeichnet, als ob die ehelichen unnatürliche Kinder seien, also Antonie war, wie wir wissen, vom Schauplatz verschwunden. Wohin sie gekommen, wußte kein Mensch, und alle Nachforschungen, welche aus leicht erklärlichen Gründen Herr le Roy anstellte, hatten nicht den mindesten Erfolg.

Antonie erfuhr die Expedition gegen Herrn von Ferron und errieth sogleich, daß Charles Theil daran nehmen würde. Gern wäre sie zu ihm gegangen, ihn zu warnen vor dem gefährlichen Charakter des Chevaliers, wenn sie nicht ein gewisses, in der Regel am unrechten Orte sich befindendes Schamgefühl daran verhindert hätte. Indeß, ganz mit Stillschweigen darüber fortzugehen vermochte sie nicht! sie mußte sich Jemandem anvertranen, dessen Herz das Ihrige zu verstehen im Stande war. Dieses zweite Herz war das der armen Wittwe, die sich ihrer im Augenblick der Noth so menschenfreundlich angenommen hatte. Dieselbe schüttelte, wie dies alte Menschen gewöhnlich zu thun pflegen, ihr Haupt, und entgegnete:

„Hier weiß ich wirklich nicht zu rathen, noch zu helfen, meine liebe Toni! Wir werden schon dem Allmächtigen Alles überlassen müssen! Vertrauen wir auf ihn! er wendet es ja stets zu unserm Besten!“

„Wenn ich doch ein Mann wäre,“ seufzte Antonie, „dann würde ich mich der Expedition anschließen und mit Aufopferung meines eigenen Lebens das Seine retten!“

„Du scheinst zu vergessen,“ versetzte die Matrone, „daß Du dann den jungen Kavalier auch nicht mit demjenigen Feuer lieben würdest, wie es jetzt der Fall ist!“

Antonie senkte ihr Köpfchen und weinte.

„Weiß ich doch nicht, wie mir ist, wenn ich Dich so weinen sehe,“ fing von Neuem die Vorige an; „just ebenso sah auch Deine selige Mutter aus, wenn sie Kummer hatte. O ja, es war eine brave Frau, und sie würde noch jetzt leben, wenn sie Deinen Vater nicht kennen gelernt hätte. Seine Rücksichtslosigkeit hat sie in's Grab gestürzt. O, ich weiß es noch wie heute! Es war an einem schönen Frühlingsabend als jener elende Mensch zu uns in's Zimmer trat.“

Antonie hob schnell ihren Kopf in die Höhe und blickte mit Staunen auf die Sprecherin.

„Ah, Du wunderst Dich,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß ich sage, zu uns? Aber Du mußt wissen, Toni, daß Deine Mutter und ich in einem Zimmer zusammen wohnten, ja, was noch mehr ist, der Herr Philipp, wie er sich nannte, stellte erst mir nach; als ich ihm aber unverholen sagte, wie sehr ich ihn hasse, da richtete er sein Auge auf Deine Mutter.“

„Aber warum haßten Sie ihn denn?“ fragte das junge Mädchen.

„Warum ich ihn haßte, das gehört nicht hierher! genug, er wandte sich jetzt zu Deiner Mutter und ward von ihr erhört.“

„Es ist merkwürdig,“ bemerkte Antonie, „daß er sich so schnell über den von Ihnen erhaltenen Korb zufriedenstellte und augenblicklich meiner unglücklichen Mutter seine Liebe betheuerte.“

„Sehr erklärlich das! Wir beide hatten nämlich mit einander eine so frappante Aehnlichkeit, daß wir allgemein für Schwestern gehalten wurden, obgleich wir nicht einmal, auch nur im ent-

fernteſten Grade, verwandt waren. Er, Dein Vater, wechſelte daher, ſtreng genommen, nicht die Perſonen, ſondern er ſuchte nur nach einem andern Geiſt. Leider war Deine ſelige Mutter etwas leichtfertig. Doch laſſen wir die Todten ruhen. Sprechen wir nicht weiter darüber. Brechen wir ab."

Das wollte aber Antonie nicht. Von Anfang an war es ihr aufgefallen, daß die alte Frau ſich mit ſolcher Liebe ihrer annahm, und ſo oft ſie auch den Grund hierzu zu erforſchen ſuchte, es war ihr bis jetzt noch nicht gelungen. Heute war die Erzählerin weiter, als gewöhnlich in ihren Mittheilungen gegangen, und Antonie kam auf den Gedanken, daß jene Liebe, deren ſie ſich Seitens der Matrone zu erfreuen hatte, ihren Grund in der Liebe habe, welche Jene noch immer, ungeachtet ſie es nicht zugeſtehen wollte, zu ihrem Vater empfand.

Antonie fragte:

„Und Sie haben meinen Vater niemals geſehen, nachdem er meine Mutter verlaſſen?"

„Niemals. Aber Deine Mutter begegnete ihm kurz vor ihrem Tode noch ein Mal!"

„Ich weiß . . . ich weiß . . ." ſchluchzte das junge Mädchen. „Ich war dabei."

„Du warſt dabei?" fragte Jene erſtaunt.

„Ja!"

„Nicht möglich. Deine Mutter hat mir Nichts davon geſagt, als ſie im Krankenhauſe in meinen Armen ſtarb."

„Ich denke, ſie war auf der Straße geſtorben."

„Nein, ſie war nur ohnmächtig geworden und wurde in ein Krankenhaus gebracht, wo ſie bald wieder zu ſich kam und nach mir und ihrer Tochter verlangte."

„Meine gute Mutter . . ." hauchte Antonie vor ſich hin.

„Ich kam noch rechtzeitig genug, ſie ſterben zu ſehen und ihre Wünſche in Bezug auf Dich zu hören. Leider war es mir

nicht vergönnt, dieselben zu erfüllen; denn Du schienst für immer verschwunden zu sein."

„O, wäre ich doch damals mit meiner Mutter zugleich gestorben!" jammerte die arme Toni.

„Du warst verschwunden," hob nach einer Pause von Neuem die Matrone an, „und so viel Mühe ich mir auch während der langen Jahre gegeben, es schien unmöglich, Dich aufzufinden. Jetzt ist's mir aber erklärlich: wenn Du unterdessen, wie Du sagst, nur in der Witwen-Allee gewesen und niemals in das eigentliche Paris gekommen bist. Aber, liebe Tochter, sage mir doch, wie kamst Du eigentlich zu dem Chevalier von Ferron?"

Antonie winkte schweigend und weinend mit der Hand. Die Alte verstand diese stumme Bitte, konnte es jedoch nicht unterlassen, mitleidigen Blickes die Gefolterte zu betrachten. Aber wie die zum Frauengeschlecht gehörenden Personen in der Regel sind, sie konnte nicht lange in dem ihr aufgelegten Schweigen verharren. Nach einer Pause von wenigen Sekunden ergriff sie die Hände Tonis und sagte in liebreichem Tone:

„Weine, weine, mein Kind! aber nicht immer darf man Thränen vergießen, deshalb hat Gott die übrigen Menschen geschaffen, deren Pflicht es ist, unsre Zähren zu trocknen! Theile mir all Dein Unglück mit, und sei versichert, daß Du in mir ein theilnehmendes Herz finden wirst!"

„Ich weiß, ich weiß . . ."

„Nun denn, so rede! Es ist mir kein Geheimniß mehr, daß ein schwerer Kummer Dein Herz bedrückt! Erleichtere diese Last durch Mittheilungen an mich! Sprich, wie bist Du zu dem Chevalier gekommen? Ein Mann, der in der Witwen-Allee wohnt, ist nicht viel werth, selbst wenn er ein Chevalier ist. Rede . . ."

„Ich kann nicht."

„Du mußt können, Toni! Du mußt! Es ist ja nicht nur Neugier, welche mich drängt, Dich nach Deinen Schicksalen zu fragen; ein reines Mitgefühl treibt mich dazu; freilich, ich kann

es nicht leugnen, daß ich gern wissen möchte, welche Verhältnisse zwischen Euch Beiden obwalten. Ich bin nicht so dumm, wie Du vielleicht glaubst, Toni! Du hassest diesen Mann, das habe ich längst gesehen, und dennoch fürchtest Du Dich, Unehrenhaftes von ihm zu erzählen! Wie kommt das?"

„Fragen Sie mich nicht."

„Aber ich muß Dich fragen, da Du sonst gar nicht redest. Es muß Etwas zwischen Euch Beiden sein, was eine sonderbare Gewalt über Dich ausübt! Du weißt, daß der Herr le Roy in der Nähe dieses Mannes in Gefahr ist, und dennoch weigerst Du Dich, mit Entschiedenheit aufzutreten. Kennst Du Verbrechen von ihm, warum gehst Du nicht zum Staatsprocurator und machst ihn darauf aufmerksam? Aber offen, offen! nicht im anonymen Schreiben!"

„Ich kann nicht ..."

„Du kannst nicht? Warum?"

„Ich kann nicht ..."

„Ach, Unsinn, Toni, Unsinn! Du weißt nicht, was Du sprichst! Warum kannst Du nicht?"

Antonie warf sich plötzlich der Alten unter lautem Weinen an den Hals und sagte:

„Er ist mein Vater!"

Wir und unsre Leser wissen es, daß Herr von Ferron der Vater Antoniens war; allein der mütterlichen Freundin derselben war dies bis jetzt ein Geheimniß gewesen. Daß sie deshalb nicht wenig über die ihr gewordenen Mittheilung erstaunte, läßt sich leicht begreifen, zumal wenn wir bedenken, in welchem Verhältniß sie selber früher zu dem Chevalier gestanden.

Eine geraume Zeit währte es, bevor sie ihre Ueberraschung bekämpft hatte; nachdem dies geschehen, räusperte sie sich und sagte:

„Unmöglich, Toni, unmöglich! Dein Vater nannte sich

Monsieur Philipp und ist niemals Chevalier gewesen. Du bist vermuthlich hintergangen oder . . . sehr krank!"

„Weder das Eine, noch das Andere," antwortete Antonie. „Mag er immerhin früher Monsieur Philipp geheißen haben, jetzt nennt er sich Chevalier von Ferron!"

„Abscheulich!"

„Ja, wol!"

„O, jetzt begreife ich die Delicatesse, mit welcher Du Dich weigerst, gegen ihn offen aufzutreten; doch — Hand auf's Herz — wer ist Dir lieber: Er oder le Roy?"

„O —!" sagte zögernd das junge Mädchen.

„Nun, rede! Wer ist Dir lieber: Dieser oder Jener?"

„Dieser . . ."

„Herr le Roy?"

„Ja!"

„Dacht ich's mir doch," sprach die Alte mehr zu sich selbst als zu Antonien, mit einem gewissen Triumph. „Und Du meinst," fuhr sie danach fort, „daß er den jungen Mann umbringen könnte?"

„Ich weiß nicht, ob ich ja oder nein sagen soll, ich weiß nicht . . ."

„Hm, so hättest Du doch zu ihm gehen und ihn auf die Gefahr vorbereiten sollen, die sich ihm entgegen wälzt."

„Wie konnte ich . . . Bedenken Sie doch . . ."

„Vielleicht ist er noch gar nicht von Hause fort, vielleicht hat er sich überhaupt besonnen und nimmt nicht Theil an dem Ganzen. Was meinst Du, wenn ich zu ihm ginge."

„Nein, nein!" rief, wie abwehrend, Antonie.

„Natürlich würde ich nicht sagen, daß ich von Dir komme! Natürlich nicht! Wie kannst Du nur so Etwas denken! Ich würde ihm nur rathen . . ."

„Und wenn er schon fort ist —?"

„Ich glaube es nicht."

„Oder wenn er sich nicht zurückhalten läßt —?"

„So kann ich ihm mit Deiner Hilfe vielleicht einen Rath geben, wie er sich im Augenblick der Gefahr auf die günstigste Weise herauszuwickeln vermag. Gieb mir eine genaue Beschreibung des Hauses in der Witwen-Allee."

Dies geschah Seitens des jungen Mädchens doch so wirr, daß sich nur eine Frau, wie Marie Ancillot, ihre mütterliche Freundin, darin zu recht zu finden im Stande war. Marie Ancillot hatte viel Welterfahrung und Mancherlei im Leben kennen gelernt; sie war, was man gemeinhin unter der Bezeichnung — eine praktische Frau — versteht.

Nachdem sie Alles von Antonien erfahren, das dem Kavalier von Nutzen sein konnte, ermahnte diese sie zur Geduld, nahm ihre Enveloppe und trippelte davon.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Minister und die Supplikantin.

Glücklicher Weise schlief Antonie, von ihren Thränen müde gemacht, bald nach der Entfernung von Marie Ancillot ein. Als sie erwachte, war es finstre Nacht; die Lampe war aus Mangel an Oel verloschen, und das junge Mädchen, ohnehin heut schon außerordentlich fieberhaft aufgeregt, ward von einer entsetzlichen Angst befallen. Nur mit großer Anstrengung und mit vieler Mühe gelang es ihr, das Gemach wieder hell zu machen. Nachdem dies geschehen, blickte sie zuerst nach dem Bette von Marie Ancillot. Dasselbe war noch unberührt; die Eigenthümerin desselben war also noch nicht zurückgekehrt. Antonie leuchtete nach der

Uhr hinauf und ließ beinahe vor Schreck die Lampe fallen. Es war schon drei Uhr Morgens. Sie hatte lange geschlafen. Das hätte nicht Viel ausgemacht, wenn nicht während der Zeit zwei ihr theure Personen in der größten Gefahr geschwebt hätten: Monsieur le Roy und Marie Ancillot. Was war aus diesen Beiden geworden? Unzweifelhaft war ihnen ein Unglück begegnet, denn sonst hätte Marie Ancillot längst wieder ihr stilles Kämmerlein aufgesucht. Aber was konnte das arme, junge Mädchen dagegen machen? Es war Nacht, dunkle Nacht! Die Straßen waren allerdings weder finster, noch unbelebt, allein die Helle und Belebtheit derselben konnten Antonien von keinem wesentlichen Nutzen sein. Alle die Leute, welche des Nachts auf den Straßen sich herumtreiben, sind theils bösartig, theils leichtsinnig, theils trunken, entweder von der Liebe oder vom Weine — sie Alle bieten dem Unglücklichen keinen sicheren Anhaltepunkt.

Antonie wartet. Die Zeit verrinnt, aber nicht ihr ungeheurer Seelenschmerz! In Gedanken sieht sie schon Charles le Roy blutend und Marie Ancillot im röchelnden Todeskampfe liegen. Entsetzt über die traurigen Bilder einer fieberhaften Phantasie springt sie endlich hastig empor und läuft fast irre mehre Male durch das Gemach, ohne zu wissen, was sie zu thun habe.

Mittler Weile ist es Morgen geworden, d. h. jener Morgen, wo man noch zweifelhaft ist, ob das hereinblickende Licht dem Tage oder der Nacht angehört. Aber selbst auch, wenn es nach unsren Begriffen schon heller Tag gewesen wäre, so hätte auch dieser Umstand dem armen, jungen Mädchen keinen Vortheil gewährt, denn Jeder weiß, der schon in Paris gewesen, daß diese Stadt am Morgen weit unheimlicher und todter ist, als während der Nacht. Alle jene Personen, welche im Dunkel der Natur die Lebendigkeit der Straßen, Gassen und Plätze verursachen — sie Alle sind verschwunden und ruhen; sie holen das nach, was sie versäumt. Nur die dem Arbeiterstande angehörenden Personen bewegen sich im Freien, um ihren Berufsgeschäften nachzugehen.

Solche Menschen hätte Antonie also nicht angetroffen, deren sie sich anvertrauen und die ihr von Nutzen sein konnten.

Antonie haschte nach dem Mittel, nach welchem schwache Menschen in der Regel greifen: sie weinte; sie stützte ihr sorgenschweres Haupt auf ihre Hände und verharrte in dieser Situation wol zwei Stunden. Darauf raffte sie sich mit einem Male empor, schaute fast wild umher und murmelte:

„Ja, ich will es!“

Was sie wollte, das konnte man noch nicht erkennen; wenn man jedoch darauf achtete, mit welcher Sorgfalt sie sich ankleidete, so mußte man zugestehen, daß es etwas Außerordentliches sei. Bald darauf verließ sie ihre bescheidene Wohnung, begab sich auf die Straße und schlug den Weg nach dem Hotel des Polizeiministers ein.

Es war noch nicht viel über acht Uhr und es ließ sich fast mit Sicherheit vorher sagen, daß Seine Excellenz noch nicht zu sprechen sei. Auch Antonie sagte sich dies, aber sie fügte auch gleich hinzu, daß ein Polizeiminister sich selbst in der Nacht sprechen lassen müsse, wenn es sich um die Sicherheit verschiedener Personen handle.

Der sie empfangende Kammerdiener forderte sie auf, gegen elf Uhr wieder zu kommen. Antonie schwankte, obwol sie vor kaum einer halben Stunde ziemlich dreist gewesen war.

„Mein Herr,“ sagte sie zu dem Diener nach einem minutenlangen Schweigen, „Sie werden die Güte haben und mich sofort Seiner Excellenz melden.“

Der Angeredete zuckte mit den Achseln und entschuldigte sich mit der ihm von dem Minister ertheilten Ordre, vor elf Uhr Niemand anzunehmen.

„Bis dahin,“ entgegnete Antonie, „können die Personen längst ermordet sein, wegen deren ich mit Seiner Excellenz zu sprechen habe.“

Ein abermaliges Achselzucken bildete die Antwort des Kammerdieners.

Jetzt bat das junge Mädchen, hoffend, daß ein Wort der Bitte mehr Eindruck machen würde, als ihre bisher gezeigte Prätension. Doch wiederum hatte sie sich geirrt. Der Mann schien weder für den Hochmuth, noch für die Unterwürfigkeit ein empfängliches Gemüth zu besitzen.

„Ich darf nicht!" war das Wenige, was er auf alle Betheuerungen von drohenden Gefahren Antonien zu erwidern hatte.

Jetzt wurde sie in Wahrheit exaltirt. Mit hochgerötheten Wangen rief sie:

„Mein Herr, ich will es, daß Sie mich anmelden."

„Unmöglich, mein Fräulein!"

„Ist es in der Ordnung, dem Volke die Thüren des Ministers zu verschließen?" ruft sie, immer heftiger werdend. „Ist der Minister nicht des Volkes wegen da? Muß er nicht Tag und Nacht auf seinem Posten sein? Bezieht er dafür nicht ein bedeutendes Gehalt?"

„Bedenken Sie, Fräulein!" wendet der Diener ein, den das aufgeregte Wesen des jungen Mädchen ängstigte, „bedenken Sie, daß Seine Excellenz erst gegen drei Uhr Morgens zu Bette gekommen ist.

„Ha," lacht bitter die Supplikantin, „hat er die Nacht im Dienste der Nation verbracht? Hat ihn sein Amt zurückgehalten, sich zu der nämlichen Zeit in's Bett zu legen, wo es andre Leute thun . . .?"

„Es war Gesellschaft."

„Gut, es war Gesellschaft," unterbricht Antonie. „Was geht mich die Gesellschaft an? Was hat die Gesellschaft mit dem Amte zu thun, daß ihm anvertraut worden ist? Aber selbst auch, wenn er im Dienste thätig gewesen, so kann mich das noch nicht hindern, zu ihm zu gehen, denn abermals erfordert der Dienst es,

daß er munter ist! Gehen Sie, melden Sie mich, mein Herr! denn ich bin nicht Willens, noch länger zu warten oder gar, wie Sie vielleicht wünschen, wieder zu kommen! Gehen Sie!"

Etwas Aehnliches war dem Kammerdiener des mit der höchsten Staatsgewalt bekleideten Ministers noch nicht passirt. Von Natur ein gutmüthiger Mann, aber gewissenhaft in der Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten seines Dienstes stand er augenblicklich vollständig rathlos da. Er glaubte, nachzudenken, wie es ihm möglich werden könnte, aus diesem Labyrinth einen Ausweg zu finden; in der Wahrheit aber dachte er gar nicht, ja, er war nicht einmal fähig zu denken. Unschlüssig ruhte sein Auge auf dem jungen Mädchen, das mit fieberhafter Glut das Ihrige auf ihn geheftet hatte und augenscheinlich eine schnelle Entscheidung von ihm erwartete.

Dieselbe trat jedoch nicht ein. Antonie fühlte deshalb auch, daß es nothwendig war, abermals den Faden des Gespräches aufzunehmen.

„Wollen Sie mich melden oder nicht?" fragt sie.

Der Mann scheint keine andere Bewegung zu kennen, als die der Schultern, welche stets eine gewisse Unsicherheit desjenigen anzeigen, von dem sie ausgeht; auch dies Mal war sie das Einzige, was er zur Beantwortung der an ihn gerichteten Frage that.

„Sie wissen nicht, was Sie thun sollen?" fragt nach kurzer Pause das junge Mädchen.

„Nein, in der That nicht!" versetzt er.

„So reden Sie ein Mal mit dem Intendanten Seiner Excellenz, und hören Sie, was er sagt, ich werde so lange warten."

„Sie haben Recht, ja! Stimmt er Ihnen bei, gut, so werde ich Sie auf seine Gefahr hin melden. Allein möchte ich es nicht unternehmen. Nein, wahrhaftig nicht. Warten Sie also."

Antonie sandte ihm, als er das Zimmer verließ, einen langen Blick zu, in dem viel Verachtung und folgende Worte ziemlich deutlich zu finden waren:

„Bedauerungswürdiger Mensch!“

Als sie allein war und die Schritte des davon gehenden Kammerdieners nicht mehr gehört werden konnten, raffte sie sich plötzlich zusammen und sagte:

„Ein so günstiger Moment wird mir nicht wieder geboten werden! Vorwärts denn, ehe er zurück kommt! Ich werde schon das Gemach des Ministers finden!“

Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß Antonie nicht nur die Absicht hat, sich selbst den Weg zu dem Polizeiminister zu bahnen, sondern auch mit Hinblick auf diese Absicht den Kammerdiener fortspedirt hat.

Langsam und nicht ohne eine gewisse Scheu öffnete sie die ihr zunächst in die Augen fallende Thür. Das Zimmer, in das dieselbe führte, war leer; Antonie ging weiter, von einem Gemach in das Andere, ohne ihrer Neugier, die dies Mal zu verzeihen gewesen wäre, Rechnung zu tragen. Endlich erreichte sie dasjenige Kabinet, in welchem der hohe Beamte ausruhte von den Strapazen einer vergnügungsreichen Nacht. Dasselbe war aber ganz dunkel; die Jalousieen waren geschlossen, und ungeachtet auf dem vor dem Bette stehenden Tischchen eine Nachtlampe noch glimmte, die indeß dem Verscheiden ziemlich nahe war, konnte das junge Mädchen dennoch nichts weiter, als eben dieses Lämpchen erkennen. Eine innerliche Stimme sagte ihr jedoch, daß sie am Ziele sei. Welcher Vortheil lag aber in der Versicherung dieser inneren Stimme? Nicht der Mindeste! Wenigstens nicht für den Augenblick. Sie konnte, wie wir schon ein Mal Gelegenheit nahmen zu bemerken, Nichts in dem Boudoir des Ministers entdecken, am wenigsten aber ihn selbst. Was hätte sie also durch ihr selbstständiges Betragen gewonnen? Nichts. — Dies sah sie auch endlich ein, und sie war unentschlossen, ob sie nicht besser thun würde, lieber wieder umzukehren und sich den Anordnungen des Kammerdieners zu fügen, als hier in einem

Zimmer zu verweilen, wo sie, dem Anscheine nach, auch nicht zum Ziele gelangen konnte.

Unterdessen war der Kammerdiener von dem Intendanten in das Vorzimmer zurückgekehrt, um Antonien im Auftrage desselben zu wiederholen, was er selbst ihr schon mehre Male mitgetheilt habe, nämlich, daß sie vor elf Uhr den Minister nicht sprechen könne.

Daß er heftig erschrak, als er das Gemach leer fand, läßt sich denken; noch mehr aber ward er aufgeregt, als er einen Blick auf die Thür warf, durch welche Antonie verschwunden und die von ihr in der Eile nicht wieder gehörig geschlossen worden war. Es bedurfte keines besonderen Scharfsinns, um zu der Annahme zu gelangen, daß Antonie ohne seine Erlaubniß sich zu dem Minister begeben habe.

Eine große Angst bemächtigte sich des armen Kammerdieners. Es schien ihm klar, daß Antonie nicht, wie sie ihm gesagt, wegen einiger Unglücklichen den Minister habe sprechen wollen, sondern daß sie vielleicht gar mit Mordgedanken in Bezug auf seinen hohen Gebieter umgehe.

Langes Nachdenken konnte hier nur gefährlich werden. Eile er gleich in das Schlafgemach seines Herrn, so hätte er die Chance, ihn noch retten zu können, zumal da er wußte, daß es einem Fremden wol schwer werden würde, sich daselbst in der gewünschten Weise zu orientiren.

Sofort eine Kerze anzündend, begab er sich schnell auf einem kürzeren Wege, als den, welchen Antonie gegangen, nach dem Zimmer Seiner Excellenz.

Antonie stand mitten in demselben. Sie erschrak und stieß einen lauten Schrei aus, als plötzlich das Gemach durch das in den Händen des Kammerdieners befindliche Licht erhellt wurde.

Auffallend war es, daß der Minister davon nicht erwachte. Der Kammerdiener ging zu Antonien und sagte mit leiser, aber vor Aerger bebender Stimme:

„Was thun Sie hier?"

Das junge Mädchen hatte sich noch nicht von dem ihm widerfahrenen Schreck so weit erholt, daß es die hierauf passende Antwort hätte geben können.

„Ich frage Sie," begann Jener von Neuem, „was thun Sie hier?"

„Ich will..." stotterte Antonie, — „ich will den Minister sprechen."

„Um elf Uhr, habe ich Ihnen schon ein Mal gesagt."

Inzwischen hatte Jene ihre ganze Sicherheit wieder erhalten, wozu der Umstand nicht wenig beitragen mochte, daß sie das Bett des Ministers und demnächst auch Diesen entdeckt hatte. Sie versetzte, daß sie nicht gesonnen sei, unverrichteter Sache wieder umzukehren, nachdem sie so viele Widerwärtigkeiten zu bestehen gehabt; daß sie selber Seine Excellenz wecken würde, wenn er es nicht thun wolle.

Durch diesen Widerspruch in seiner Würde tief verletzt, vergaß der Diener das Geschlecht, dem die Supplikantin angehörte, so weit, daß er sie gewaltsam zur Thür drängte und dabei mit unterdrücktem Zorne rief:

„Fort... fort..."

„Rühren Sie mich nicht an, mein Herr!" rief Antonie mit kreischender Stimme.

Der Minister erwachte, richtete sich plötzlich und schnell im Bette empor, heftete rasch einen Blick auf die beiden Personen, von denen Keine ihn in diesem Moment beachtete, und sagte dann laut und wohlklingend:

„Henri, was giebt's?"

Der Kammerdiener schrak sichtlich zusammen und konnte nicht antworten, denn schon in der nächsten Sekunde lag Antonie vor dem Bette des Ministers auf den Knieen und flehte:

„Gnade, Excellenz! Gnade!

Mit einem wohlwollenden Blicke betrachtete er die regelmäßigen Züge des jungen Mädchens.

„Stehen Sie auf!“ befahl er darnach.

Antonie gehorchte. Der Minister fuhr fort:

„Was wünschen Sie?“

„Was ich wünsche? Mein Gott, ich weiß es selber nicht. Der Herr dort hat mich ganz confuse gemacht.“

Der Minister betrachtete strafenden Blickes seinen Kammerdiener und sagte:

„Sie werden mir später darüber Rechenschaft geben, Henri..“

„Excellenz...“ stotterte derselbe.

„Schweigen Sie! Warten Sie draußen!“

Und zu dem jungen Mädchen gewendet, sprach er weiter:

„Aengstigen Sie Sich nicht, mein Kind! Reden Sie! Was wollen Sie?“

„Der Chevalier von Ferron...“

„Ah! Sie kommen dieses Menschen wegen,“ unterbrach Jener. „Ich will nicht erwarten, daß Sie meine Gnade für ihn erbitten wollen!“

„Nein, nein! nicht für ihn!“ sagte Antonie unter unwillkürlichem Schaudern. „Eure Excellenz haben gestern Abend die Güte gehabt, einige Polizeibeamten Behufs Verhaftung des Chevaliers von Ferron abzusenden.“

„Ganz Recht! Fahren Sie fort!“

„Auch ein Herr Charles le Roy war bei dieser Expedition.“

„Charles le Roy,“ murmelte nachdenkend der Minister. „Ah, ja! er war es, der hierzu mich veranlaßte. Ich erinnere mich seiner. Was wissen Sie, mir über ihn zu berichten?“

„Es ist noch Niemand von allen diesen Herren zurückgekehrt,“ nahm Antonie wieder das Wort, „und ich befürchte, daß Herr von Ferron sie...“

„Ermordet hat?“ fiel Jener fragend ein.

Das junge Mädchen hatte nicht gewagt, dies entsetzliche Wort

auszusprechen und bebte sichtbarlich zusammen, als es von den Lippen Seiner Excellenz ertönte.

„Ja, ich glaube . . . ich vermuthe es . . .“ verbesserte sie sich.

„Aber, der Teufel auch, was ist da zu machen?“

„Ich bin gekommen, Eure Excellenz zu bitten, eine starke Abtheilung Polizeisoldaten nach dem Ort des Verbrechens abzusenden, von der die Hälfte das Haus von der vorderen Seite bewacht, während die zweite Hälfte von der entgegen gesetzten Richtung sich in dasselbe begiebt und genaue Nachforschungen anstellt.“

„Aber Sie vergessen, mein liebes Kind, daß Niemand in dem verruchten Gebäude Bescheid weiß.“

„Ich bin sehr genau daselbst bekannt und gern bereit, den Herren zum Führer zu dienen.“

Einen Augenblick lang stieg im Gehirn des Ministers der Verdacht auf, Antonie könne ein Spion des Chevaliers von Ferron sein, doch bald schwand dieses kränkende Mißtrauen, nachdem er versucht, in das Innere ihrer Augen zu schauen.

„Sie sind daselbst sehr genau bekannt?“ entgegnete er fragend, „gut, ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“

Darauf zog er die Klingelschnur. Der Kammerdiener erschien, empfing den Auftrag, Schreibmaterial herbeizubringen, und entfernte sich wieder, den Befehl seines Gebieters zu erfüllen.

„Warten Sie im Vorzimmer, mein Kind,“ bemerkte er dann, sich zu Antonien wendend. „In wenigen Minuten werde ich das Nöthige angeordnet haben.“

Das junge Mädchen hatte volles Vertrauen zu dem Minister und ging. Dieser empfing bald hernach von seinem Diener die gewünschten Sachen, schrieb einige Minuten lang, kouvertirte das, was er geschrieben, und adressirte es danach an einen der höheren Polizeibeamten. Dann überreichte er diesen Brief dem Kammerdiener und sagte:

„Geben Sie dies dem jungen Mädchen.“

Dies geschah.

Antonie eilte mit der empfangenen Ordre davon.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Rettung.

Vergeblich waren alle Anstrengungen, welche bisher die in dem unterirdischen Gemache des Hauses in der Witwen-Allee gefangen gehaltenen vier Herren unternommen hatten. Die Thüren waren mit Eisenblech von innen und außen beschlagen und widerstanden jedem auch noch so heftigen Angriff.

Der Polizeilieutenant war der Erste, welcher in seinen Bemühungen, die Freiheit wieder zu gewinnen, inne hielt. Abermals setzte er sich auf einen Gegenstand nieder, der zwar keine Aehnlichkeit mit einem Stuhle hatte, dessen man sich aber als Solchen sehr gut bedienen konnte, und abermals legte er seinen Kopf in die Hände.

Charles le Roy stand aufrecht in dem Gemache. Angst und Entsetzen malte sich in jeder Linie seines Antlitzes, während seine Hände von der so lange fortgesetzten vergeblichen Arbeit in fieberhafter Glut erbebten.

Der Spitznasige lächelte — dies geschah von seiner Seite jedes Mal, wenn er keinen vernünftigen Gedanken hatte; und das kam, nebenbei gesagt, oft vor.

Der Vierte dieser Herren lag mit dem Rücken gegen die Thür und schaute düster vor sich hin.

Plötzlich richtete sich der Lieutenant in die Höhe. Zufällig

fiel sein Blick zuerst auf das lächelnde Gesicht des Spitznasigen. Eine dunkle durch Unmuth hervorgerufene Röthe überdeckte das Seinige.

„Warum lachen Sie?“ fragte er barsch.

„Soll ich etwa weinen, wie ein Weib?“ entgegnete der Angeredete.

„Wenn das auch nicht, aber ernsthaft können Sie sein! Ich finde durchaus nichts Lächerliches in unserer Lage.“

„Doch, doch!“ versetzte mit einem vielsagenden Blicke der Spitznasige. „Ist es nicht lächerlich, daß sich vier Männer von einem Einzigen haben überlisten lassen? Von einem Einzigen —? Ich bitte Sie ... Es scheint mir überhaupt weit mehr Muth zu verrathen, wenn man kühn und lächelnd, als weibisch weinend dem Tode in's Auge schaut.“

„Wo ist hier der Tod? Ich sehe noch keinen.“

„Ha, ha! Glauben Sie, daß uns der Herr von Ferron noch ein Diner obenein herrichten wird, damit wir nicht Hungers sterben? Haben Sie vergessen, was er uns von da oben zugerufen hat? In der That, ich begreife nicht, Herr Lieutenant, wo man hier unter diesen Verhältnissen noch einen Muth oder eine Hoffnung hernehmen soll! Wir werden sterben und damit ist das Lied zu Ende.“

Die Wahrheit, welche in den Worten des Spitznasigen lag, ließ den martialischen Polizeilieutenant verstummen. Er mochte auch wol denken, daß es doch ungleich besser sei, lachend, als weinend dem Geschick entgegen zu gehen und daß es nicht zu der Würde eines Beamten seines Grades gehöre, blos im Gefühl der Sicherheit lachend zu erscheinen und daß es mit Hinblick darauf höchst erbärmlich erscheine, den Kopf eher zu verlieren, als bis das Herz stille steht.

Um ihre unangenehme Lage noch widerwärtiger erscheinen zu lassen, neigte sich jetzt auch die Lampe ihrem Verscheiden zu; das darauf befindliche Oel war ziemlich ganz aufgezehrt und es

konnte höchstens noch eine halbe Stunde dauern, bis sie vollständig im Dunkeln waren.

Diese Aussichten konnte man eben als erfreuliche nicht bezeichnen, zu denen sich noch ein kaum zu beherrschender Hunger gesellte.

„Wissen Sie, Herr Lieutenant,“ begann nach einer Viertelstunde von Neuem der Spitznasige, „wir wollen mit einander losen, ich werde Papierstreifen machen, und wer den kleinsten Streifen zieht, soll den Uebrigen zur Nahrung dienen.“

„Was ... was ...“ stotterte der Beamte; „Menschenfleisch ...? Hu ... Nur nicht Menschenfleisch ... Nein, nein!“

„Sie scheinen kein Freund davon zu sein?“ bemerkte Jener mit unverkennbarer Malice.

„Nein, wahrlich!“

„Nun denn, so will ich Ihnen einen andren Vorschlag machen.“

„Lassen Sie hören.“

„Wir losen nicht.“

„Das halte auch ich für's Beste,“ unterbrach ihn erfreut der Lieutenant.

„Wir losen nicht,“ wiederholte Jener, „sondern Sie opfern Sich den Uebrigen!“

„Ich? Wie soll ich das verstehen?“

„Sie lassen sich schlachten und wir Andren verzehren Sie.“

Offenbar zielt die ganze Rede des Spitznasigen nur dahin, den bei jeder Gelegenheit sich mit seinem Muthe brüstenden Lieutenant in die Enge zu treiben, und wir sind daher auch vollständig überzeugt, daß Alles, was er vorbrachte, nur ein bitterer Scherz sein sollte. Der Herr Lieutenant dagegen betrachtete denselben als vollen Ernst und wußte vor Angst und Schrecken nicht, wohin er sich wenden sollte, um der sich ihm, entgegen wälzenden Gefahr auszubeugen.

Kaum hatte der Spitznasige den Eindruck seiner Worte bemerkt, als er innerlich lachend noch weiter ging.

„Sie essen kein Menschenfleisch," hob er abermals an, „also Sie würden auch keines Vortheils Sich zu erfreuen haben, wenn einen Andren von uns das Loos träfe; ich halte es daher für's Beste, daß Sie Sich freiwillig zum Opfer darbringen, denn wir Andren sind hinsichtlich der Wahl unserer Lebensmittel nicht so penible."

„Aber, mein Gott, ich . . ." stotterte der mehr todte, als lebende Beamte, „es wird doch Keiner von Ihnen einen Mord begehen wollen?"

„Unter vorliegenden Umständen ist dies kein Mord. Aber wir wollen auch nicht ein Mal Hand an Ihnen legen, Sie mögen Sich selber tödten."

„Ein Selbstmörder."

„Zum Besten seiner Mitmenschen."

„Nein . . . nein . . .!"

Die Angst, welche den Beamten erfaßt hatte und die er in einer ziemlich drolligen Weise an den Tag legte, machte die übrigen drei Herren trotz der Mißlichkeit ihrer Lage zum Lachen. Dadurch ward Dieser aber noch mehr verblüfft und man sah es ihm an, daß er sich nach einer entsprechenden Schutzwehr umschaute.

Plötzlich verlöschte die Lampe vollends. Die vier Gefangenen befanden sich nun in einem undurchdringlichen Dunkel. Dieser Uebelstand zügelte sogar den Sarkasmus des Spitznasigen und die laute Heiterkeit der Uebrigen.

Endlich räusperte sich Herr le Roy und rief:

„Herr Polizeilieutenant?"

Der Gerufene hielt es für's Klügste, gar nicht zu antworten, da er ja sonst andren Falls Gefahr lief, von seinen Schicksalsgefährten verzehrt zu werden, wozu er, ungeachtetet der wenig beneidenswerthen Lage, dennoch nicht die geringste Lust empfand. In keinem Falle hatte jedoch Herr le Roy die Absicht gehabt, den

ohnehin schon genug gepeinigten Beamten noch mehr zu ängstigen, vielmehr wollte er, weil er wol selber nicht ganz frei von angstvoller Besorgniß war, durch eine Unterredung nur etwas Leben in diese todte Einförmigkeit bringen. Indeß, so viel Mühe er sich auch gab, eine Unterhaltung in's Leben treten zu lassen, es gelang ihm nicht. Der Herr Lieutenant war zufrieden, daß er nicht gesehen wurde, also auch sicher sein konnte, nicht getödtet zu werden, woran allerdings kein Andrer dachte, als er allein.

So verging etwa eine Stunde in tiefer Schweigsamkeit. Jeder schien sich mit seinem jetzt wol nicht mehr zu bezweifelnden Schicksale nach und nach bekannt zu machen; selbst der Spitznasige zügelte seine lose Zunge. Von solchem gewaltigen Eindruck war die jetzt herrschende Finsterniß, und es war nicht abzuleugnen, daß man unter diesen vorliegenden Umständen lieber in der Helle, als in der Dunkelheit dem Tode in die Augen schaut.

Während diese vier Herren sich Jeder für sich allein mit ihrer Lage zu thun machten, ging in dem oberen Gemache, in welchem der Chevalier von Ferron mit derjenigen sich befand, die sich für die Mutter Antonien ausgegeben hatte, eine andre nicht minder interessante Scene vor.

Herr von Ferron war, wie wir seiner Zeit andeuteten, vor Schreck über die sonderbare Erscheinung ohnmächtig geworden und lag, wie wir ebendaselbst bemerkten, halb auf dem Stuhle, halb an dem Erdboden. Sie aber, die gesagt hatte, daß die Todten auferstehen, sie stand vor ihm und betrachtete ihn mit einer Miene, die unverkennbar andeutete, daß sie durch diesen Ausgang nicht befriedigt sei.

„Hm,“ murmelte sie, indem sie eins der Lichte nahm und damit dem Chevalier in's Gesicht leuchtete, „todt wird er nicht sein; nur ohnmächtig . . . außerordentlich nervenschwach. Wasser, Wasser,“ sprach sie mehr in Gedanken fragend weiter. „Wo?“

Dies „Wo?“ ist schwer zu beantworten für Jemand, der in einem Hause sich befindet, dessen ganze Einrichtung ihm fremd

ist. Ungeachtet dessen versuchte die sonderbare Frau mit den Augen dasjenige zu entdecken, dessen sie augenblicklich bedurfte. Allein erst nach Ablauf von etwa einer halben Stunde fand sie in einem kleinen Seitenkabinet einen steinernen Krug, der eine Flüssigkeit enthielt, die sehr gut, ihrem Aussehen nach, Wasser sein konnte und aller Wahrscheinlichkeit nach auch war. Diese Substanz benutzte sie, die Lebenszeichen des Chevaliers zurückzurufen, was ihr auch nach viertelstündigem Bemühen gelang. Aber kaum hatte er seine Augen geöffnet und dieselben einen Moment lang auf die Frau geheftet, als er mit einem lauten Schrei abermals zusammen stürzte.

„Erbärmlicher Mensch!" murmelte die Frau, jetzt sichtbar in Angst gerathend. „Ein übel Ding, von einem schwer beladenen Gewissen gepeinigt zu werden! Dieser Mensch ist ein arger Verbrecher, und mir wäre an seinem Wiederbeleben gar nichts gelegen, wenn ich nicht durch ihn erfahren müßte, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die Befreiung der vier Herren zu bewirken ist. Ich muß ihn von Neuem beleben, theils jener Männer wegen, theils auch um des Umstandes willen, daß ihm noch Gelegenheit werden kann, einen besseren Lebenswandel zu beginnen. Noch ist's Zeit. Er ist noch nicht sehr alt. Noch kann er gebessert werden."

Neue Versuche, welche jetzt die Frau mit vielem Eifer anstellte, hatte bald einen günstigen Erfolg. Dies Mal war sie jedoch klüger, und sie rief ihm sogleich beim Erwachen zu:

„Keine weibische Furcht, mein Herr! Die Zeit ist uns knapp; in jedem Augenblick können die Polizeisoldaten anlangen und Sie sind verloren."

„Aber . . . wer . . . sind Sie?" stöhnte Herr von Ferron.

„Es ist ganz gleichgiltig, wer ich bin; wenn Sie nicht glauben wollen, was ich Ihnen in dieser Beziehung bereits gesagt habe, so thut es mir Leid! Eine andre Erklärung werde ich Ihnen nicht geben."

Allmälig kam Herr von Ferron wieder zu sich und es schien sogar, als gewänne er auch seinen alten Muth wieder. Er setzte sich auf seinem Stuhle zurecht und ließ einige Sekunden lang seine Augen, die noch immer einen lichtlosen Glanz hatten, auf der vor ihm stehenden Frau ruhen.

„Es scheint," murmelte er leise und unverständlich, „ja, es scheint, und doch . . . beinahe unmöglich . . . die Todten stehen nicht auf . . . Hu . . . hu . . ."

Die Frau hatte ihn bis jetzt nicht unterbrochen, offenbar in der Erwartung, Einiges von seinem Monologe zu erhaschen, das sie denn in geeignetem Falle zu benutzen gedachte; allein so aufmerksam sie auch war und so lange sie auch wartete, es half ihr Nichts. Herr von Ferron blieb unverständlich.

„Hören Sie," sagte sie endlich und legte wie von ungefähr ihre Hand auf dessen Schulter, zu dem sie sprach, „es handelt sich um die Freilassung Ihrer vier Gefangenen, die Sie Hungers sterben lassen wollen."

„Ja, ja," versetzte Ferron mit bestialischem Triumph, „ja, ja! das sollen sie."

„Ah, mein Herr, Sie wollen es und glauben deshalb daran — aber, ich sage Ihnen, es wird nicht geschehen!"

Vorhin, als der Chevalier gesagt: „ja, ja! das sollen sie!" da hatte er nicht daran gedacht, daß seine Gesellschafterin Antoniens Mutter vorstellte; jetzt aber, als diese Frau wiederum mit jener Würde auftrat, die ihm schon ein Mal so außerordentlich imponirt, verloren seine Füße ihre Sicherheit wieder.

„Sie werden," fuhr Jene fort, „mir sofort den Schlüssel zu dem Gefängniß jener Herren geben."

„Nein!" wehrte er sich.

„Sie weigern Sich?" fragte sie drohend.

„Aber, Madame, ich begreife nicht . . ."

„Ob Sie begreifen oder nicht," fiel Jene ein, „das soll mir ziemlich gleichgiltig sein. Sie wissen, daß ich Sie vernichten kann

und daß ich es thun werde, wenn Sie meinen Anordnungen nicht die unbedingteste Folge leisten! Sie wissen ferner, daß ich Ihnen gesagt: die Todten stehen auf, um die Lebenden zu schützen! und endlich wissen Sie auch, daß ich nicht zu den gewöhnlichen Weibern gehöre, die gesonnen sind, die Herrschaft des Mannes anzuerkennen; am wenigsten wird dies aber einem Manne gegenüber der Fall sein, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Verbrechen gewesen ist, deren geringstes genügen würde, ihn während seines ganzen übrigen Lebens in einem Zuchthause einzusperren! Weigern Sie Sich nicht länger, meinem Antrage nachzukommen."

Es war in der That merkwürdig, wie wenig Herr von Ferron dieser Frau, die wie eine Göttin der Rache aussah, gegenüber Mann blieb; wie er auffallend zusammenbebte und nicht ein Mal den Muth hatte, dreist sein Auge auf sie zu heften. Zwar machte er einige Male gewaltige Anstrengungen, brutal zu erscheinen, allein schon bei dem bloßen Versuche erschrak er vor sich selber und das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Eine geraume Zeit verstrich, während welcher Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein schien. Soeben wollte die Frau auf's Neue das Schweigen brechen, als ein auffallendes Getöse, das von einer entfernten Gegend herzukommen schien, bis in das Innere des Gemaches drang, in welchem der Chevalier von Ferron und seine Gesellschafterin sich befanden.

Die Letztere spitzte die Ohren, gleich einem Hunde, der für die Sicherheit des ihm anvertrauten Gebäudes fürchtet. Herr von Ferron aber hielt seinen Athem zurück, bog seinen Vorderkörper vor und horche.

Das Geräusch kam weder näher, noch entfernte oder verminderte es sich; gleichwol schien es von unheimlicher Vorbedeutung für Herrn von Ferron zu sein, wenn dessen erdfarbenes Antlitz nicht eben allzusehr täuschte.

Plötzlich verzog er dasselbe zu einer grinsenden, scheußlichen Fratze, wodurch er nur noch widerlicher und abstoßender wurde.

„Ah," lispelte er, kaum hörbar, „sie wollen den Löwen in seinem Käfig überfallen. Es wird nicht gelingen."

„Die Polizei!" sagt jetzt die Frau, welche mit Aufmerksamkeit die wenige Worte Ferrons erhascht hatte.

„Ich glaube auch!" stimmte er ihr höhnisch lächelnd bei.

„Und Sie weigern Sich noch?"

„Jetzt und immerdar."

„Ihr Leben steht auf dem Spiele!"

„Glauben Sie, das man mich fangen wird, wenn ich nicht will?"

„Armer Mann."

Der Chevalier kräuselte seine Stirn. Doch diese Veränderung plötzlich bemerkend nahm die Frau von Neuem ein übernatürliches Wesen und eine hohl tönende Grabesstimme an und sagte:

„Die Todten stehen auf, um die Lebenden zu schützen! . . . Jetzt verlange ich nicht mehr von Ihnen die Freilassung jener vier Männer — die Polizei wird dieselbe auch ohne Sie bewirken und Sie werden ohne mich noch obenein in deren Hände fallen."

In diesem Augenblick krachte es in dem Hause auf eine erschreckende Weise, wie wenn man eine Thür eingeschlagen hätte. Gleich darauf hörte man sogar menschliche Stimmen, Schritte und Säbelgeklirre. Herr von Ferron wurde wieder bleich und abermals erlitt sein ganzer Körper eine angstvolle Erschütterung. Unstät sandte er seine Augen umher, als suchte er nach irgend einem Anhaltpunkte, der ihm jedoch, wie es schien, nicht werden sollte . . .

Die Frau hatte ihn keinen Moment lang aus den Augen verloren; sie war jeder Steigerung seiner Gemüthsaufregung mit seltsamem Interesse gefolgt. Jetzt sagte sie:

„Hören Sie?"

Ferron betrachtete sie angstvollen Blickes und seine Brust keuchte unter der entsetzlichen Last eines bösen Gewissens.

„Hören Sie?“ fragte sie noch ein Mal.

„Ha!“ entgegnete er antwortend; „sie werden sie nicht finden. Nein, nein! Es ist unmöglich.“

„Man wird aber Sie finden.“

„Mich? Nein ... denn ... Ah ...“

Ein seltsames Feuer belebte seine grau gewordenen Gesichtszüge und mit vor satanischer Freude zitternden Händen ergriff er die Frau am Arme und sagte:

„Wenn es gestorben sein muß, so will ich mindestens nicht allein sterben. Hören Sie: ich werde dieses Haus in die Luft sprengen.“

„Schwachkopf,“ versetzte sie zwar lächelnd, doch mit einer furchtbaren Angst, „glauben Sie, daß dies so leicht geht?“

„Ja, es geht leicht; sogar leichter, als ich je gedacht. Hier im Nebengemach befinden sich einige zwanzig Centner Pulver ... ein einziges Zündholz und es ist geschehen.“

Und darnach lachte er, wie es nur ein Teufel im Stande ist Jetzt verlor die Frau beinahe ihre ganze Sicherheit! Sie sah ein, daß sie den herkulischen Kräften des Chevaliers nicht gewachsen sein würde, insofern sie es versuchen wollte, ihn an diesem bösen Beginnen zu hindern. Indeß, Frauen besitzen eine seltene Naturgabe, worin sie sich vortheilhaft vor den Männern auszeichnen: sie zeigen in den gefährlichsten Momenten eine Geistesgegenwart, die anbetungswerth ist.

So auch unsre Heldin. Ein Augenblick genügte, ihre Unsicherheit zu bekämpfen; im nächsten Augenblick schon machte sie ihn lächelnden Gesichts darauf aufmerksam, daß es sehr unwahrscheinlich sei, wenn er das Pulver anzünde, daß auch die im untern Geschoß des Gebäudes verborgenen Personen dabei ihr Leben einbüßen würden. Das Pulver wirkt nicht nach unten, sondern nach oben und nur er allein würde sein Leben verlieren, da sie ja

ohnehin schon zu den Todten gehöre. In der That war dieser Einfall höchst glücklicher Natur. Er zeigte dem Chevalier die Unzulänglichkeit seiner Maßregel und machte ihn zu gleicher Zeit von Neuem darauf aufmerksam, daß er in der Nähe eines übernatürlichen Wesens sich befinde. Er verfehlte daher auch nicht, diesen doppelten Zweck bei ihm zu erreichen, denn mit einer gewissen Verblüfftheit ließ er einige Augenblicke lang sein Auge auf der Frau ruhen.

„Sie sehen ein, daß dies so ist, wie ich Ihnen mittheile," sagte sie; „und es wird Ihnen nichts weiter übrig bleiben, als sich geduldig hinfortführen zu lassen!"

„Nein! niemals."

„Nun denn, was wollen Sie beginnen?"

„Ich werde fliehen."

„Aus dem Fenster?"

„Ja!"

„Und die Polizeisoldaten vor dem Hause?"

Daran hatte Herr von Ferron nicht gedacht. In der That, es schien ihm jeder Ausweg abgeschnitten zu sein. Mittler Weile war auch das Geräusch, welches sich in dem Hause bemerkbar machte, immer näher gekommen und vielleicht schon innerhalb der nächsten zehn oder funfzehn Minuten war eine Flucht, wenn sie überhaupt in Ausführung gebracht werden konnte, eine reine Unmöglichkeit.

„Mein Gott," murmelte er endlich kleinlaut, „was soll ich beginnen?"

„Zünden Sie die Pulverfässer an!" rieth sie höhnend.

Aber allein zu sterben, dazu war Herr von Ferron zu feig; hätte er Alle, die in dem Innern des Gebäudes sich befanden, dadurch mit tödten können, dann würde es noch allenfalls gegangen sein, denn dann hätte doch Paris von seiner Tollkühnheit und von seinem Muthe reden können, so aber würde man höchstens von seiner Feigheit gesprochen haben. Aber trotz alledem konnte

er sich auch als Gefangener nicht fortführen lassen, die böse Jugend hätte ihn auf dem Wege nach dem Gefangenhause verhöhnt und vielleicht gar insultirt.

„Ich bin verloren!“ sprach er nach einigen Sekunden wiederum vor sich hin.

„Unrettbar!“ bestätigte die Frau.

„Helfen Sie mir,“ bat er plötzlich.

„Sie in die Hände der Polizei zu liefern?“

„Nein, nein! daß ich herauskomme.“

„Und worin würde Ihr Dank bestehen?“

„Mein Dank? Ich habe Nichts.“

„Sie besitzen Geld.“

„Es ist nicht mehr in Paris.“

„Ihr Bankier wird wol noch einige Tausend Franken von Ihnen haben.“

„Ja . . . nein . . .“

„Hören Sie! Man wird sogleich hier sein.“

Plötzlich reißt Herr von Ferron ein Stückchen Papier aus seinem Notizbuch und schreibt darauf:

„Monsieur Allemanier, Bankier von Paris, beliebe gegen diese meine Anweisung an . . .“

Er hielt inne und fragte:

„An wen soll gezahlt werden?“

„An Antonie Philipp.“

Wie von einem elektrischen Funken berührt, zuckte Herr von Ferron zusammen; gleichwol schrieb er, seine Anweisung vollendend, weiter:

„Antonie, Demoiselle Philipp die Summe von zehntausend Franken zu zahlen.

Paris, den . . .

Chevalier von Ferron.“

Die Andre las das Dokument durch, steckte es mit Befriedigung in ihre Tasche und sagte:

„Nun geben Sie mir den Schlüssel zu dem Zimmer, in welchem jene vier Herren gefangen sitzen."

Als ihr auch dieser zugestellt worden, sprach sie weiter:

„Aus dem Fenster können Sie nicht, das sehen Sie ein; auf dem Wege, wie Sie hierher gekommen, gleichfalls nicht, denn er ist von Polizei-Mannschaften besetzt; Sie werden also in irgend einem Versteck hier im Hause verweilen müssen, bis sich Alle wieder entfernt haben. Wollen Sie?"

Er wußte nicht, sollte er ja oder nein sagen, doch behielt er nicht Zeit zu einer Wahl, denn das Geräusch schien immer lauter zu werden und immer näher zu kommen; es hatte den Anschein, als würden viele Thüren unter Anwendung von großer Gewalt erbrochen.

Herr von Ferron entschloß sich endlich, in ein Wandspind zu kriechen, das so künstlich angebracht war, daß es ein Uneingeweihter sicherlich nicht hätte entdecken können. Die Frau gab ihm noch den Rath, dasselbe von innen zu verschließen und den Schlüssel abzuziehen.

Ob er ruhiger in seinem Versteck war, das wissen wir nicht; wir glauben aber, daß dies nicht der Fall gewesen sein wird, denn er wußte ja noch immer nicht, ob seine Retterin es ehrlich mit ihm meine, welches zu bezweifeln er mehr als einen Grund hatte. Indeß war ihm keine andre Wahl geblieben und es blieb immer noch Zeit, sich, wenn gar keine Rettung mehr möglich war, der Polizei zu überliefern oder sich zu tödten.

Kaum hatte er seine neue Klause bezogen, als die Frau eins der Lichte ergriff und das Gemach verließ, das sie der Vorsicht wegen jedoch fest verschloß.

Sie durchlief das Gebäude nach allen Richtungen, ohne auf diejenigen zu stoßen, die ihrer Ansicht zu Folge Urheber des Geräusches und keine Andren, als Polizeisoldaten sein konnten. Indeß, so viel und so vorsichtig sie auch nachforschte, Alles war vergeblich. Kein Mensch war zu sehen, ungeachtet das Getöse

keineswegs aufgehört hatte. Merkwürdig war es, daß sie eigentlich nicht die Gegend entdecken konnte, woher es kam; dies mochte allerdings seinen Grund in der Weitläufigkeit des Gebäudes haben, welche hier und da einem Wiederhall großen Vorschub leistete.

Endlich dachte unsre Abenteuerin, wie wir sie wol am passendsten bezeichnen, wie es ein möglicher Fall sein könnte, daß das Geräusch von einem Fluchtversuch der von Herrn von Ferron eingeschlossenen vier Personen herrühren könnte, und auffallend bleibt es nur, daß sie nicht früher diesen Umstand in Betracht zog. Sie hatte freilich, oder bildete es sich wenigstens ein, scharfe Schritte und Säbelgeklirr gehört und das konnte doch von den Gefangenen nicht herrühren. Sie hatte sich geirrt, das sah sie jetzt ein, denn wäre dies nicht der Fall gewesen, dann würde sie doch mindestens irgend einem lebenden Wesen begegnet sein.

„Ich werde also vor allen Dingen mich nach dem Gefängniß des Herrn le Roy begeben," murmelte sie; „damit ich ihn und seine Unglücksgefährten befreie und mir selbst einen nicht zu verachtenden Beistand gewinne, Falls es dem Herrn Chevalier Leid werden sollte, sich meinem Arrangement gefügt zu haben!"

Mit diesen Worten bemühte sie sich, das Gemach wieder aufzufinden, aus dem Herr von Ferron sie in so gewaltsamer Weise mit fortgeführt hatte. Dies war jedoch für Jemand, dem das Innere dieser Mörderhöhle nicht bekannt war, ein Leichtes eben nicht.

Nachdem sie lange Zeit vergeblich von einem Ort zum andren geeilt war, blieb sie endlich stehen und horchte, in der Voraussetzung, daß das Geräusch ihr zum Führer dienen würde. Auffallend war es jedoch, daß sie jetzt gar nichts vernahm; es herrschte in diesem Augenblick eine wahre Grabesstille und es wurde ihr ganz unheimlich zu Muthe.

Plötzlich berührte abermals ein Getöse ihr Ohr und zwar so nahe, daß sie den Ort, von wo es kam, jetzt nicht mehr ver-

kennen konnte. Sie ging darauf zu und befand sich vor einer mit Eisen beschlagenen Thür. Sie probirte den ihr von dem Chevalier behändigten Schlüssel und zu ihrer großen Freude überzeugte sie sich, daß er zu dem Schlosse paßte.

Schon bei der ersten Bewegung, welche sie machte, ward da drinnen Alles mäuschenstill. Um nicht Gefahr zu laufen, von den vier Männern überfallen zu werden, was gar nicht in der Unmöglichkeit lag, da dieselben glauben konnten, der Chevalier käme, um sie zu tödten, rief sie, noch ehe von ihr die Thür geöffnet worden war:

„Aengstigen Sie Sich nicht, meine Herren! Ich bringe Ihnen die Freiheit!“

Jetzt drehte sie hurtig den Schlüssel im Schlosse und öffnete nicht ohne besondere Anstrengung die Thür.

Einer der Männer, vielleicht von dem Glanze des ungewohnten Lichtes geblendet, stürzte sich sofort auf sie und warf sie zu Boden, wodurch das Licht ihren Händen entfiel, glücklicher Weise aber nicht auslöschte.

„Aber, mein Gott, Herr le Roy,“ sagte sie, sich bemühend, wieder auf ihre Beine zu kommen. „Habe ich Ihnen denn nicht zugerufen, daß ich Ihnen Hilfe bringe?!“

Charles hob das Licht von der Erde empor und leuchtete damit der Alten in's Gesicht.

„Meiner Treu,“ sprach er, „glaubt' ich doch wirklich, der Spitzbube Ferron sei es! Ich sah nicht, daß es ein Weib war. Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?“

Ohne sich auf die Beantwortung dieser Fragen einzulassen, entgegnete sie:

„Wo sind die Uebrigen? Doch nicht todt?“

„Ich weiß nicht; wenn sie nicht todt sind, ist es nicht Ihr Verdienst! seit einer Stunge balgen sie sich schon herum und ich weiß wirklich nicht, weshalb.“

Herr le Roy führte die Alte in das Gemach und mit Schrecken

nehmen Beide gewahr, daß die drei andren Herren Einer über den Andren lagen und der Polizeilieutenant unter der Last der zwei Andren bereits seinen Geist aufgegeben zu haben schien. Der junge Mann riß zuerst den Spitznasigen mit einem kräftigen Rucke von seinem Opfer, wobei er sagte:

„Aber zum Teufel auch, was machen Sie denn?"

Der Spitznasige blutete erheblich im Gesicht aus mehren Wunden, die bei näherer Besichtigung als gebissen bezeichnet werden mußten.

Mit dem Aermel seines Rockes wischte er sich das Blut ab, welches jedoch so schnell hervorsprudelte, daß sein Antlitz immer von Neuem geröthet wurde. Endlich entgegnete er:

„Ich weiß nicht, was der Lieutenant von mir wollte."

Diese Bemerkung zeigte Herrn le Roy, was ihm noch zu thun übrig geblieben sei. Er riß jetzt auch den Andren von dem Lieutenant fort und wollte darauf den Letztern selbst empor heben, als er inne ward, daß dessen Leben entflohen war, ob für immer oder nur auf einen längeren oder kürzeren Zeitraum, das ließ sich freilich noch nicht näher bestimmen.

Während jene Personen sich mit dem armen gemißhandelten Polizeibeamten und mit der Wiederkehr seines Lebens beschäftigen, wollen wir versuchen, in der Kürze eine Darstellung des Vorgefallenen zu geben.

Wie wir wissen, war der Lampe ihre Seele entflohen, d. h. das ihr zur Nahrung dienende Oel war von der Flamme vollständig verzehrt worden und die vier Gefangenen mußten ihre Zeit im Finstern verbringen. Jeder hatte es, so viel es möglich gewesen, sich bequem gemacht. Der Lieutenant und der Spitznasige waren sogar eingeschlafen, und die anderen Beiden hatten Lust, dasselbe zu thun. Plötzlich fällt der Spitznasige von seinem Sessel und unglücklicher Weise auf den Lieutenant. Dieser nichts anders glaubend, als der Chevalier sei zurückgekommen, um ihn und seine Genossen zu ermorden, wehrt sich verteufelt, indem er

mit seinem Schemel oder was es sonst gewesen sein mag, wie toll um sich schlägt. Dadurch entstand in der Dunkelheit eine allgemeine Verwirrung und ein furchtbares Entsetzen hatte sich jedes Einzelnen bemächtigt. Die drei andren Herren mochten wol derselben Ansicht sein, wie der Lieutenant, und geriethen untereinander und mit diesem in's Handgemenge, der seinen Sessel schon so oft mit der eisenbeschlagenen Thür in Berührung gebracht, daß er zuletzt nur noch einen ganz kleinen Theil davon in seinen Händen hatte. Zum Schluß stolperte der Spitznasige, kam unter die Füße des Lieutenants und zog den dritten Herrn mit in den Krawall. Charles hatte sich in eine Ecke geflüchtet und war dort wenigstens einigermaßen vor Prügel gesichert, die Niemand gern entgegen nimmt und wenn sie auch von Schicksalsgenossen kommen. Daß es bei dieser allgemeinen Schlägerei nicht ruhig abging, sondern daß die Betheiligten dabei manch Mal wie wahnsinnig brüllten, zumal wenn sie einen etwas zu heftigen Hieb empfingen, liegt offen auf der Hand; und ebenso klar ist es, daß das Geräusch bis in die oberen Gemächer dringen und der Alten sowol, als dem Herrn von Ferron den Glauben beibringen mußte, eine neue Abtheilung Polizeisoldaten sei zur Befreiung der Gefangenen herbeigekommen. Leicht konnte auch der Schall, welcher durch die Berührung des in den Händen des Lieutenants befindlichen Stuhles mit dem Eisen der Thür verursachte, für ein nicht gar aufmerksames Ohr als Waffengeklirr erscheinen.

Freilich fällt es auf, daß die Polizeiwache, welche das Gebäude von außen zu beobachten hatte, nichts von alledem gehört haben soll und besonders, daß ihr die Anfangs des Ganzen laut gewordenen Pistolenschüsse völlig entgangen waren. Bedenken wir jedoch, daß sich Niemand gern in ein Haus wagt, wenn derselbe auch ein Polizeisoldat wäre, das als eine Mordhöhle und zur Zeit als unbewohnt bekannt ist, so finden wir auch für diesen auffallenden Umstand eine einigermaßen genügende Erklärung.

Es war also Niemand zur Befreiung der Gefangenen an-

gelangt und es schien auch, als wenn dies überhaupt nicht Statt finden würde; es war ziemlich nahe liegend, daß Herr von Ferron, insofern er auch hiervon Kenntniß erhielt, nicht länger in seinem Wandspind verweilen, sondern abermals als Peiniger der fünf Unglücksgefährten den Schauplatz betreten würde.

Die Alte leitete für den Augenblick das Ganze, und sie mußte es ihre vornehmste Sorge sein lassen, so schnell, wie möglich, mit ihren Gefährten ein Haus zu verlassen, des beinahe ihr Grab geworden wäre oder noch werden konnte. Sie trieb deshalb bei den Wiederbelebungsversuchen des Lieutenants zur größten Eile, und erfreut war es zu sehen, daß sich die Herren ihren Anordnungen ohne erhebliche Widerrede fügten.

Aber trotz alledem war etwa eine Stunde mit dem Strudel der Zeit dahin gewandert, ohne daß man recht davon eine Vorstellung hatte; der Lieutenant athmete, schlug die Augen auf, schloß sie, wegen des ungewohnten Lichtscheines wieder, öffnete sie nach wenigen Minuten abermals und stöhnte, indem er seine Gliedmaßen befühlte.

Stöhnen und Aechzen ist nun zwar kein erfreuliches Zeichen, aber immer doch ein Beweis des wiedergekehrten Lebens und wird deshalb auch in der Regel mit Freude begrüßt. Es dauerte jedoch noch eine geraume Zeit, ehe er sich überzeugen konnte, daß für sein Leben keine Gefahr mehr vorhanden war. Darnach richtete er sich empor und sagte:

„Wo ist dieser Ferron?"

„Eingeschlossen in einem engen Behälter," versetzte die Frau, die Einzige, welche überhaupt eine Antwort zu ertheilen im Stande war. —

„Gefangen?" fragte le Roy.

„Ja!"

„Wer hat ihn gefangen gesetzt?"

„Ich!"

Ein Lächeln der Ironie und des Unglaubens umschwebte die Lippen des jungen Mannes.

„Sie bezweifeln es?" fragte die Frau.

„Ja!"

„Wollen Sie Sich überzeugen? Ich bin bereit, Sie zu ihm zu führen."

Dazu hatte Herr le Roy nicht die geringste Neigung; trotzdem entgegnete er, wenn die andren Herren mit ihm übereinstimmen würden, ließe es sich vielleicht machen, daß man diesen Wütherich, diesen Vampyr der guten Gesellschaft, in das Polizei-Gefängniß abliefern könnte. Als nun ein allgemeines Schweigen auf diese indirekte Aufforderung zu einem Unternehmen, das Jedem von ihnen mehr als tollkühn erschien, erfolgte, forderte Monsieur le Roy die Alte auf, einen Bericht über alles Das zu geben, was Bezug auf den Chevalier und seine Gefangenschaft habe.

Dies ließe sich die Frau nicht zwei Mal sagen. Sie theilte ihren Zuhörern Alles mit, was unsre Leser bereits wissen, verschwieg jedoch, daß sie als Mutter Antoniens aufgetreten und daß Herr von Ferron Vater dieser Antonie sei; überhaupt erwähnte sie dieses junge Mädchen gar nicht.

Als sie nun hörten, daß der Chevalier wirklich in einem Wandspind steckte, da kam Allen neuer Muth in das Herz und allgemein wurde nun beschlossen, in Gemeinschaft gegen den Bewohner des Wandspinds zu Felde zu ziehen.

„Das war von vornherein auch meine Absicht," bemerkte die Frau, „als ich ihn zu bewegen suchte, sich in diesen Versteck zu begeben. Ich dachte, wenn ich Sie, meine Herren, befreit, würde es ein Leichtes sein, Herrn von Ferron zu binden und im Triumph dem Gefängniß zuzuführen. Kommen Sie."

„Aber ..." stotterte der Polizeilieutenant, der bis jetzt geschwiegen hatte, „sind Sie auch überzeugt, daß er keine Waffen bei sich führt?"

„Weder Pistolen, noch Dolch, noch Säbel. Kommrn Sie."

„Wann haben Sie ihn denn dort eingeschlossen?"

„Vor wenigstens schon anderthalb Stunden."

„Die Frau will uns betrügen, meine Herren," sagte unter großer Angst der Lieutenant, „es ist noch keine halbe Stunde her, daß er hier bei uns war und mir so furchtbar zusetzte."

Es kostete viele Worte, bevor der Herr Polizeilieutenant zu überzeugen war, daß Herr von Ferron gar nicht in seiner Nähe gewesen, sondern daß er sich von seiner Furcht habe verleiten lassen, seine Schicksalsgenossen für den Chevalier anzusehen, und als er dies noch immer nicht glauben wollte, da zeigte man ihm den Spitznasigen, dessen blutendes Gesicht einen nicht vortheilhaften Eindruck auf ihn zu machen wol im Stande war.

Verlegen schlug der Lieutenant sein Auge zu Boden, denn er fühlte jetzt, welch lächerliche Rolle er gespielt habe. Er weigerte sich jetzt nicht mehr, auch mit seinen Kräften und Fähigkeiten das gemeinsame Unternehmen zu unterstützen.

Im Begriff, dasselbe nunmehr in Ausführung zu bringen, erscholl ein dumpfes Getöse aus der Ferne und gleich darauf ward es heller und immer heller, was unmöglich von einem Lichte oder einer Lampe herrühren konnte. Anfangs bemächtigte sich Aller eine entsetzliche Angst. Jeder glaubte, das Gebäude stünde in Flammen und sie seien nur dem Hungertode entkommen, um dem Feuertode entgegen geführt zu werden.

Im Allgemeinen bleibt es sich eigentlich ganz gleich, ob wir mit der gewöhnlichen Fahrpost oder mit Kourierpferden die Reise in das Jenseits antreten; das Resultat ist immer das Nämliche; gleichwol hat der Mensch eine nicht zu beherrschende Furcht vor einem — wie man zu sagen pflegt — unnatürlichen Tode, und die Angst, unter deren Last nicht allein die vier Herren, sondern auf die Frau momentan ächzte, finden in dieser Furcht ihre vollständige Erklärung.

Einige Sekunden später änderte sich jedoch das Ganze. Man

unterschied jetzt deutlich die Stimmen von Männern und dazwischen mehre Male den Ton eines weiblichen Kehlkopfes.

„Nein, nein,“ sagte sehr verständlich dieser Kehlkopf, „nicht rechts; wir müssen grade aus gehen, sonst kommen wir hier nicht zurecht! Verlassen Sie Sich auf mich; ich weiß hier Bescheid.“

„Gut, gut!“ brummte die Stimme eines Mannes; „nun denn, vorwärts. Nicht gesäumt und vorgesehen.“

„Hierher!“ schrie plötzlich der Polizeilieutenant, der aller Wahrscheinlichkeit nach, die letzte Stimme als die eines seiner Amtsgenossen erkannt hatte. „Hierher.“

„Wo?“ brüllte Jener.

„Hier . . . hier . . .“

„Ah, bei dem eisernen Zimmer!“ rief mit einer Stimme, die seltsam bewegt war, jener weibliche Kehlkopf.

Nach Verlauf von wenigen Minuten ward es noch heller bei den fünf Personen und nicht lange währte es, als man das Licht einiger Fackeln und verschiedene uniformirte Männer bemerkte.

„Ah, ah,“ sagte der Lieutenant. „Billois, Du kommst noch zu rechter Zeit.“

„Den Teufel auch, Du bist es?“ fragte der Anführer jener Polizeibeamten. „Wo ist der Hallunke?“

„Wer?“

„Nun, der Chevalier von Ferron“

„Ah, den haben wir oben in ein Wandspind gesperrt.“

„Nein, das habe ich gethan,“ sagte die Alte, etwas mehr hervortretend.

„Sie?“ sagte der Lieutenant Billois.

„Ja, ich!“

„Ach, Tante!“ rief jetzt der weibliche Kehlkopf, der kein Andrer, als unsre Antonie war, und warf sich der Alten an den Hals. „Gott sei Dank, daß wir nicht zu spät gekommen sind. Ich hatte schon ungeheure Angst.“

„Meine liebe Toni," entgegnete Marie Ancillot, „es fehlte nicht Viel, so wären alle Deine Bemühungen vergeblich gewesen! Hätte dieser Mann, der Ferron, nur ein wenig Muth mehr gehabt, dann würdest Du mich als Leiche wieder bekommen haben."

„Gott schütze mich vor einem solchen Unglück."

Indem diese Scene zwischen Marie Ancillot und Antonien Statt fand, und während derselben Zeit die beiden Lieutenants mit einander sprachen, stand Charles le Roy wie geblendet und als ob er an der Wirklichkeit zweifle, unweit der beiden Frauen. Er hatte Antonien erkannt, sie, die ihn schon ein Mal gerettet, sie rettete ihn heute zum zweiten Male, und der Beweggrund ihres Handelns konnte nicht nur Humanität, sondern mußte offenbar eine ebenso kräftige, als dauernde Liebe sein. Auch ihm war dies junge Mädchen nicht gleichgiltig; ja, er liebte es vielleicht mit der nämlichen Glut, wie er von ihm geliebt wurde, aber seine Liebe hatte kein so weißes Gewand um, wie die Liebe Antoniens; seine Liebe war körperlich, die Ihrige geistig! Beides war Liebe, allein welch ein gewaltiger Unterschied bestand dennoch zwischen Beiden?!"

Antonie hatte bisher den jungen Mann noch nicht gesehen und schüchtern fragte sie daher ihre mütterliche Freundin:

„Und Er —?"

„Le Roy?"

„Ja!"

„O, auch er ist gerettet!" versetzte die Alte leise und fügte mit ihren Augen hinzu, daß er linker Hand von ihr stände.

Antonie fragte weiter, weshalb sie das ganze Unternehmen lieber nicht vereitelt hätte, da es doch, wie es ihr geschienen, in ihrer Absicht gelegen habe.

„Nein," antwortete Marie Ancillot, „ich wollte nur le Roy zurückhalten, traf ihn aber nicht eher, als bis er mit seiner Gesellschaft bereits den Eingang des nach diesem Hause führenden unterirdischen Weges überschritten hatte. Es blieb mir jetzt nichts

weiter übrig, als mich der Expedition anzuschließen, da mir eine innere Stimme sagte, daß dies von unnennbarer Wichtigkeit sein würde. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn sieh . . ."

„Nun," begann plötzlich der Lieutenant Billois und unterbrach dadurch die Unterhaltung der beiden Frauen, „wer hat den Chevalier gefangen gesetzt?"

„Ich!" entgegnete Marie Ancillot.

„Unsinn!" versetzte geringschätzend Billois.

„Nun, glauben Sie vielleicht, der Herr Lieutenant?"

„Dann würde er auch ganz richtig glauben!" fiel der Erwähnte dreist ein. „Denn einer Frau gegenüber würde Herr von Ferron nie gewichen sein!"

„Wolan, wenn Sie derjenige gewesen sind, so führen Sie Ihren Amtsgenossen nach dem Gefängniß des Chevaliers!" sagte gleichgiltig Marie Ancillot. „Ich mache mir nicht sehr viel daraus, denn mir wird man doch dieserhalb keinen Orden geben."

Der Lieutenant biß sich vor Unmuth auf die Lippen. Die Aufforderung der Alten, verbunden mit der den Orden betreffenden Zusage, hatte ihm eine so auffallende Blöße beigebracht, daß ein halb unterdrücktes Gelächter von verschiedenen der anwesenden Personen gehört wurde.

Billois mochte wol seinen Freund ziemlich genau kennen, denn auch er verzog seine Lippen zu einem vielsagenden Lächeln und forderte dann die Alte auf, ihn und seine Untergebenen in dasjenige Gemach zu führen, wo sie den Chevalier verlassen habe. Als umsichtiger Befehlshaber stellte er jedoch vorher erst überall die entsprechenden Vedetten aus, um sich auf diese Weise nicht nur vor jedem etwaigen Ueberfall zu sichern, sondern um auch das Entkommen des Herrn von Ferron zu verhindern.

Unter Anordnung dieser Vorbereitungen verging abermals eine längere Zeit. Doch endlich war man auch hiermit fertig und der Zug setzte sich unter Anführung von Marie Ancillot nach der oberen Etage in Bewegung.

Nach Verlauf von nur wenigen Minuten gelangte die seltsame Karavane oben an und betrat mit möglichst wenigem Geräusch das betreffende Kabinet.

„Halt!" sagte die Cicerone, „wir sind am Ziele."

Dann wies sie auf das Windspind und sprach zu dem Lieutenant Billois:

„Dies lassen Sie öffnen!"

„Also dahinter steckt er?"

„Ja!"

Man machte allerhand Vorkehrungen, um auch mit Erfolg agiren zu können; doch, siehe da! die Thür gab schon beim ersten Angriff nach; sie sprang auf und . . . das Wandspind war leer. Herr von Ferron war entflohen.

Am Meisten erschrak Marie Ancillot; die Uebrigen waren, weil sie sich persiflirt glaubten, ärgerlich; am ungeduldigsten gebehrdete sich der tapfre, erst unlängst befreite Polizeilieutenant.

Wirr fiel Frage auf Frage über die Alte her, und sie war zuletzt nicht anders zu retten, als daß Herr le Roy ihre Partie nahm, und sagte:

„Es ist weit besser, eine Haussuchung vorzunehmen, da Herr von Ferron unmöglich sich schon entfernt haben kann, als dieser braven Frau zuzusetzen, wie wenn sie eine Verbrecherin wäre. Ohne sie würden wir vermuthlich noch in unsrem Kerker uns befinden. Wir sind ihr daher weit eher zu Dank verpflichtet, als daß wir das Recht haben, sie zu kränken."

Antonie, die bis jetzt nicht gewagt hatte, zu demjenigen empor zu schauen, der ihr ganzes Herz beherrschte, schlug jetzt ihr seelenvolles Auge zu dem jungen Manne auf, gleichsam als wolle sie ihm danken für die Liebe, mit welcher er sich ihrer mütterlichen Freundin annahm.

Herr le Roy bemerkte hiervon Nichts. Die Haussuchung begann, lieferte jedoch nicht das geringste Resultat. Herr von Ferron war und blieb verschwunden.

Vollständig unzufrieden mit dem Erfolg, begaben sich die Polizeibeamten hinweg. Ein Gleiches geschah Seitens der beiden Frauen, denen Charles le Roy in einem Fiacre folgte, sie aber trotzdem aus den Augen verlor und also unverrichteter Sache zu seiner Adoptivmutter, der Madame Lavasser, zurückkehrte, welche glücklicher Weise noch Nichts von seinem Ungemach erfahren hatte, also auch keiner Angst ausgesetzt gewesen war.

Marie Ancillet und Antonie Philipp erreichten glücklich ihr bescheidenes Logis, wo die Erstere von dem jungen Mädchen mit Fragen fast überstürzt wurde. Die würdige Matrone, der das Verschwinden des Herrn von Ferron etwas ganz Unklares war und sich darüber gar nicht zufrieden geben konnte, brachte eine so wirre Erzählung aller sie betroffenen Ereignisse vor, daß Antonie Mühe hatte, sich darin zurecht finden. Im Allgemeinen war es ihr übrigens ganz gleichgiltig, ob der Chevalier entkommen oder nicht; ein Interesse bot für sie nur die Rettung des Herrn le Roy und sie fühlte sich daher auch gedrungen, zu Gott dieserhalb ein inniges Dankgebet zu senden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Maskenball.

Die Wintersaison in Paris hatte schon längst begonnen. Die Putzwaarenhändler waren während dieser Zeit beinahe über ihre Kräfte hinaus beschäftigt. Die Blumenmacherinnen mußten halbe, mitunter ganze Nächte lang von ihrem Bettchen fern bleiben und sich quälen und die Augen bis zur Entzündung anstrengen, auf daß der kleinere Theil der menschlichen Gesellschaft ein Vergnügen genieße, dessen sie zum großen Theil entbehren mußten.

Sie haben allerdings auch ihre Bälle und Soireen, diese kleinen, geschmeidigen und lieblich koketten Arbeiterinnen! Auch sie vergnügten sich so manche lange Nacht in der Gesellschaft irgend eines lustigen Malers, leichtsinnigen Studenten, betrügerischen Commis oder liederlichen Schauspielers! Aber sie hatten dafür auch manche Anstrengung gehabt, um sich einer solchen Freude hingeben zu können! Sie hatten manch Mal gearbeitet und gehungert zugleich, um sich einen neuen Shawl, eine neue Robe, ein Paar niedliche Schühchen und elegante Handschuh zu kaufen. Ihre Begleiter sind in der Regel nicht so bei Kasse, daß sie diese Bedürfnisse zu bestreiten vermögen, obwol diese kleinen, allerliebsten, quecksilberartigen Gestalten keineswegs abgeneigt sind, dergleichen Aufmerksamkeiten mit bestem Danke, mit freundlichem Lächeln und zuweilen auch mit herzlichem Kusse entgegen zu nehmen.

Aber trotzdem sie nun auch ihre Vergnügen und ihre Bälle haben und ungeachtet sie nicht arm sind an Anbetern, die man meistens wenn auch nicht dem sogenannten feinen Stande, so doch dem Gebildeten zurechnen darf — trotzdem sagen wir, besteht doch ein gewaltiger Unterschied zwischen dieser ätherischen Putzmacherin und jener prüden Gräfin! zwischen dieser einfach gekleideten und dabei doch koketten Schneiderin und jener hochnasigen und nicht weniger frivolen Baronesse! Klein ist freilich dieser Unterschied nur, aber dennoch gewaltig! Abgesehen davon, daß die Heldinnen des Odeons, wohin Putzmacherinnen und dergleichen eilen, sich erst ihr Vergnügen durch Arbeit und Sorgen mannigfacher Art verdienen müssen, während Marquise, Gräfin und Baroneß, Bankiertochter und die Hunderttausenderbin keine Ahnung von solchen Mühen haben — abgesehen also davon, besteht vornehmlich der Unterschied zwischen diesen und jenen weiblichen Personen der französischen Residenz darin, daß die armen, aber dabei glücklichen Mädchen weniger eine Tugend affektiren, als jene so hochgepriesene und hochangestaunten

Dämchen. Sie sind natürlich, Jene unnatürlich; Diese sind offen, prahlen mitunter sogar mit ihren Aventüren, Jene sind immer die bescheidene, sittsame Jungfrau — in Gesellschaften! Aber darum, weil unsre kleinen Putzmacherinnen offen sind, darum haben wir sie auch um so lieber! darum findet man in ihrer Gesellschaft häufig die geistreichsten, wenn auch in zerrütteten Vermögensverhältnissen lebenden Männer, während man häufig in jener Gesellschaft, wo der lächerliche und von Bornirtheit zeugende Crinolin eine Hauptrolle spielt, häufig, sagen wir, nicht immer also, grade jene Männer findet, die reich sind, aber in geisteszerrütteten oder besser vielleicht in geistesarmen Verhältnissen leben.

Wir werden Gelegenheit haben, unsere Leser sowohl mit unsrer natürlichen, als mit unsrer unnatürlichen Gesellschaft noch näher bekannt zu machen.

Vorläufig sei es uns vergönnt, dieselben in einen Salon zu führen, wo die große Lichterzahl, die vielen goldenen und Diamant-Sachen, die köstlichsten Aufsätze der Damen und wahre Prachtstücke von Crinolinen seine Augen blenden, und wenn sich dieselben mit diesem ungewohnten Schauspiel bekannt gemacht, seine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln werden.

Der Salon gehört dem Polizeiminister, demselben, bei dem Antonie Philipp in früher Morgenstunde fast mit Gewalt eine Audienz erhalten hat. Die pariser Damenwelt ist durch die reizendsten Gesichter genügend vertreten, ungeachtet es auch an häßlichen und alten, verschrumpften nicht mangelt. Indeß, augenblicklich ist es uns noch nicht gestattet, die liebeathmenden Züge einer jeden Einzelnen zu betrachten, denn sie Alle sind unter dem Schutze einer Larve erschienen, und nach der Figur, nach der Taille, nach den Füßen und den Händen kann man nicht urtheilen, denn häufig sind sogar bei den verzerrtesten Visagen dergleichen in vollkommener Schönheit vorhanden.

Bei der Revue, welche wir über die Herren abhalten wollen, und welche sehr rasch beendet sein wird, kommt es weniger auf

ein schönes, als vielmehr geistreiches Gesicht an, und dies Letztere giebt sich gemeinhin schon durch die Bewegung des Betreffenden deutlich kund. Doch, wenn wir recht sehen, finden wir unter den anwesenden Männern wol jede Art von Charakter vertreten, leider aber sehr wenig den Mann des Geistes und der Wissenschaft. Am Vortheilhaftesten zeichnet sich der Minister selber aus. Eine große, hervorragende und dabei elegante Figur; ein dunkelfeuriges, selbst aus der Maske hervorleuchtendes Auge gaben der ganzen Gestalt etwas Imposantes. Fleischfarbene, enganliegend Handschuhe bedecken eine Hand, die beinahe als zu klein für diesen kolossalen Körper bezeichnet werden kann; zu klein und dennoch kräftig ein Portefeuille mit Geschick zu handhaben, das den meisten Geist und die meiste Klugheit erfordert. Lakirte Stiefel dienen einem Fuß zur Hülle, dessen sich selbst eine sensible Frau nicht zu schämen brauchte. Und diese Taille! In der That, eine schönere haben wir noch nicht beim weiblichen Geschlecht gefunden, trotz Schnürbust und des hüftenreichen Krinolins! Und der Herr Minister trug weder das Eine, noch das Andre.

Herr von St. Estephe gab heute einen Maskenball, großartig und glänzend, wie wol selten in Paris! Die hervorragendsten Mitglieder der verschiedenen Ministerien und deren Familien, große Gelehrte, berühmte Künstler und Schauspieler ersten Ranges hatten Einladungen erhalten, die auch alle mit seltenen Ausnahmen — vielleicht um einer Krankheit oder einer Reise willen — angenommen waren.

Die Salons Seiner Excellenz waren fast überfüllt. Allerdings mochten auch wol viele Personen sich hierselbst befinden, welche nicht invitirt worden, die aber, vermöge einer Neigung, ein Mal einem ministeriellen Maskenball beizuwohnen, sich eingefunden hatten.

Das ist eben die Schönheit eines Maskenballs! Man kann erscheinen, ohne gefragt zu werden, wer man ist, woher man kommt, ob man Graf, Baron, Geheime Rath oder sonst wie

titulirt wird! Ein Maskenball kennt keinen Unterschied, als den der Maske und des Anzugs! Ich kann Maler sein und trete dort als der Fürst irgend eines fabelhaften Reiches auf, oder ich kann Fürst sein und erscheine als Pflastertreter!

Die Maskenbälle der Noblesse sind just ebenso, wie die Maskenbälle der Bourgoisie oder des Arbeiterthums! Ueberall ist man nicht das, wofür man sich ausgiebt; überall Lug und Trug! Als ob wir im gewöhnlichen Leben dergleichen nicht schon zur Genüge hätten!

Zwei Masken in den Salons des Herrn von St. Estephe erregten besonders die Aufmerksamkeit fast aller übrigen Anwesenden.

Diese beiden Masken hatten die Gestalt des Todes, wie man denselben in der Regel auf Gemälden und in Büsten abkonterfeit findet.

Die Eine derselben schien weiblichen, die Andre männlichen Geschlechtes zu sein.

Der Minister kennt offenbar diese beiden Individuen nicht. Er giebt sich Mühe, hinter die Larve zu schauen, Alles aber schien vergeblich.

Endlich verschwindet der Ballgeber auf einige Minuten, kehrt zurück und beginnt ein Gespräch mit dem weiblichen Tod:

„Maske,“ sagt er, „wie heißt Du?“

Die Angeredete ergreift eine seiner Hände und macht mit ihrem Zeigefinger einige Buchstaben, die Herr von St. Estephe freilich nicht sehen, aber desto besser fühlen kann und aus denen er das Wort „Hahn“ herausbuchstabirt.

Zwar schwebt ein Lächeln über den untern Theil seines Gesichtes — nur der obere ist maskirt — allein es ist das Lächeln der Unzufriedenheit.

„Unsinn,“ bemerkte er, „ich will nicht wissen, was Du vorstellst, sondern was Du wirklich bist?“

„Schlage das Kirchenbuch von Notre Dame auf, siehe nach,

wer am funfzehnten Januar des Jahres 1800 Morgens um vier Uhr geboren ist, und Du wirst wissen, wer ich bin!" versetzt die Maske lachend.

„Am funfzehnten Januar 1800 sind noch viele Andre geboren," wendet der Minister ein.

„Glaub's; aber auch ich."

„Wie nennst Du Dich?"

„Ich werde Dir meinen Namen nicht nennen; doch sei Dir noch so viel gesagt, daß mein Vater Gemeindevorsteher von Paris gewesen und daß es merkwürdig wäre, wenn zweien dergleichen Beamten an einem Tage eine Tochter geboren wäre."

Dies und Aehnliches wird zwischen Beiden gesprochen und führt den Minister keineswegs zum Ziele. Plötzlich hat er sogar den weiblichen Tod aus dem Gesichte verloren, was bei den vielen Menschen, die anwesend sind, eben nicht auffallend erscheinen kann.

Der männliche Tod ist selten in der Nähe des weiblichen; in der Regel hält er sich grade am entgegengesetzten Ende des Salons auf. Zuweilen berührt er jedoch wie im Fluge den Erstern, und scheint ihm Etwas zuzuflüstern.

Diese Kommunikation zwischen Beiden fällt indeß in diesem ungeheuren Gedränge Niemanden auf. Jeder hat mit sich selbst oder doch höchstens mit seiner nächsten Umgebung zu thun. Selbst dem Minister ist diese fliegende Konversation bis jetzt entgangen, ungeachtet er sich außerordentlich bemüht, wenigstens den weiblichen Tod nicht aus den Augen zu verlieren; der männliche scheint ein bei Weitem geringeres Interesse für ihn zu bieten.

Herr von St. Estephe lehnt sich in die Nische eines Fensters und starrt gedankenvoll vor sich hin. Zuweilen richtet er schnell sein Auge nach dem Eingange des Salons hin, gleichsam, als erwarte er dort etwas Außerordentliches.

Zehn Minuten später sieht er einen Domino in hastigem Gespräch mit dem männlichen Tod. Der Domino ist ein weib-

liches Wesen und den elastischen Bewegungen nach noch ein junges Mädchen. Dasselbe hat nur eine halbe Maske vor dem Gesicht und man kann daher ohne Mühe die schönen Lippen und die herrlichen Zähne bewundern. Da es aber in der höheren Gesellschaft, die doch eigentlich hier im Hotel Seiner Excellenz vertreten, nichts Seltenes ist, daß dergleichen Zähne aus dem Munde eines andren Menschen genommen sind, so fühlt sich Herr von St. Estephe durch den Anblick derselben keineswegs hingerissen; gleichwol betrachtet er diese im Allgemeinen reizende Figur mit unverkennbarem Interesse.

Vielleicht hatte dies Interesse seinen Grund eben darin, daß ihm diese Erscheinung nicht fremd schien, was sich später möglichen Falls noch aufklären wird.

Der männliche Tod wird auffallend zudringlich gegen den Domino, der von himmelblauer Farbe war. Derselbe zieht sich mit einer allerliebsten Schüchternheit zurück und befindet sich endlich in fast unmittelbarer Nähe des Ministers.

„Du scheinst verfolgt zu werden, schöne Maske!“ sagte er leise zu ihm.

Die Gestalt bebt und heftet einen raschen Blick auf den Sprecher.

„Wer,“ sagte sie, „wer sollte mich verfolgen?“

„Der Tod . . .“

Der himmelblaue Domino zittert am ganzen Körper. Er hat vielleicht nicht einmal gesehen, daß die Maske, welche ihn belästigt, die Gestalt des Todes hat, — daher sein Erschrecken.

Herr von St. Estephe ergreift schnell die Hand des Dominos und vor Erstaunen über die Schönheit dieser Hand vergißt er, daß er einige Worte der Ermuthigung habe vorbringen wollen. Kein Zweifel waltet mehr ob, daß der himmelblaue Domino ein junges Mädchen ist; ein Mann hat niemals eine so kleine, niedliche Hand.

„Was wollte der Tod von Ihnen, mein Kind?“ fragt Herr von St. Estephe.

Diese Anrede, so ganz verschieden von dem auf Maskenbällen herrschenden Tone, bringt einen guten Eindruck auf die Dame hervor.

„Was er von mir wollte?“ fragte sie, wie sinnend; „ach, ich weiß es eigentlich selber nicht. Ich glaube, er wollte nur galant sein . . .“

„So, so,“ sagt der Minister und wendet sich schnell einer andren Maske zu, die er trotz der Verkleidung sehr genau zu kennen schien.

„Ah,“ spricht er zu derselben, die männlicher Natur ist, „haben Sie den Tod gesehen?“

„Ja, Excellenz!“

„Wer, glauben Sie, kann dies sein?“

„Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, denselben genauer zu betrachten.“

„Auch eine weibliche Person befindet sich in meinem Hotel, die den Tod vorstellt.“

„Ich habe gesehen!“

„Beide wollen Sie gefälligst nicht aus den Augen verlieren, mein lieber Villois; der Eine ist, meiner Meinung nach, der aus den Augen gekommene Chevalier von Ferron, der Andere wahrscheinlich die Frau Marquise von Devillier.“

„Dies Letztre ist unmöglich, Excellenz.“

„Weshalb?“

„Als Sie vor etwa einer Stunde Ihren Diener zu mir sandten und mir befahlen, in dieser Verkleidung Ihre Salons zu besuchen, war ich soeben aus dem Hotel der Frau von Devillier gekommen, wo ich die Dame schwerkrank und in Gegenwart zweier Aerzte angetroffen hatte.“

„Krank also?“

„So sagte ich.“

„Haben Sie die Frau Marquise selber gesprochen?“

„Nein, denn sie war unfähig, mit irgend Jemandem zu sprechen.“

„Jeden Falls haben Sie Sich persönlich von ihrer Anwesenheit überzeugt?“

„Ja wol!“

„Dann freilich ist dieser weibliche Tod eine Andre; da er jedoch in besonders befreundeter Beziehung zu dem Herrn steht, den ich keinen Anstand nehme für den Chevalier von Ferron zu halten, so ist es unerläßlich, auf Beide Ihre Aufmerksamkeit zu lenken.“

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Noch Eins: Gegen die Frau von Devillier sind Sie doch mit derjenigen Schonung eingeschritten, welche man Personen ihres Standes schuldig ist?“

„Gewiß! und umsomehr, als sie, wie ich Eurer Excellenz schon ein Mal zu sagen mich beehrte, unfähig war, mit mir zu reden; außerdem war ich eben aus Rücksicht gegen die Dame nicht in Uniform erschienen.“

„Sehr gut,“ bemerkte Herr von St. Estephe; „denn,“ fügt er mit einem vielsagenden Blicke hinzu, „denn wir wissen ja noch nicht, ob und in welcher Weise sie mit Herrn von Ferron in Verbindung steht. Sie kann ganz schuldlos sein und er nur sich ihres Namens bedient haben, um sich hinter demselben zu verschanzen.“

„Diese Annahme scheint auch mir die richtige zu sein; denn einer der sie behandelnden Doktoren theilte mir in wenigen Worten mit, daß sie in Folge einer großen Widerwärtigkeit, die ihr der Chevalier von Ferron zugezogen, den sie nur oberflächlich kenne, in eine hitzige Krankheit gefallen sei und daß an ihrem Wiederaufkommen gezweifelt werden müsse!“

„Trotz alledem,“ bemerkt der Minister nach einer kurzen Pause, „dürfen wir sie nicht aus den Augen verlieren.“

Dabei macht er eine entlassende Handbewegung und der Polizeilieutenant Villois verschwindet darauf unter den Masken.

Nicht lange nachher erscheint plötzlich Monsieur Villois noch ein Mal bei Herrn von St. Estephe und sagt:

„Excellenz, die Angelegenheiten verwirren sich; es ist noch ein Tod zum Vorschein gekommen.“

„Wie,“ ruft der Minister erstaunt, „so sind es jetzt ihrer Drei?“

„Ja wol!“

Kaum merklich stampfte Herr von St. Estephe mit seinen Füßen und sagt sodann:

„Geben Sie auf alle Drei Acht!“

„Wäre es nicht vielleicht geeigneter,“ bemerkt nach kurzem Zögern Monsieur Villois, „wenn ich die drei Tode ersuche, mich in ein apartes Zimmer zu begleiten, wo sie sich zu demaskiren haben?“

„Nein, nein!“ versetzt schnell der Minister, „wir müssen jedes Aufsehen zu vermeiden suchen! Bedenken Sie, daß dies nicht allein ein öffentlicher Ball ist, sondern daß derselbe in meinem Hotel Statt findet. Das geht nicht. Nein, nein! Was würde morgen Paris zu dieser Miß-Etiquette sagen? Nein, nein! verlieren Sie diese Masken nur nicht aus den Augen; das wird, wie ich hoffe, ausreichend sein.“

Anfänglich scheint es, als wolle der Polizeilieutenant eine neue Einwendung hervorbringen, wahrscheinlich aber bedenkend, daß er dem Herrn von St. Estephe nur zu gehorchen und kein Recht habe, demselben derartige Vorstellungen zu machen, machte er Kehrt und ging davon.

Diese Unterredungen zwischen dem Polizeiminister und dem Polizeilieutenant haben kaum eine so lange Zeit gedauert, als wir gebrauchen, von denselben zu berichten, und gingen ohne das geringste Aufsehen zu erregen vorüber.

Indeß befand sich doch Jemand, der mit auffallender Span-

nung aus der Ferne den Minister beobachtete, unter den Anwesenden. Dies war der himmelblaue Domino, welcher vorhin von dem Tode verfolgt worden ist.

Zu diesem Domino gesellte sich bald ein Andrer von gleicher Farbe und ebenfalls weiblichen Geschlechts.

Freundinnen waren es sicher nicht, denn sie standen sich Anfangs so fremd scheinend gegenüber, daß es eben keines besondren Scharfsinns bedurfte, zu erkennen, daß sie sich einander weder kannten, noch Lust zu haben schienen, sich kennen zu lernen.

„Sie warten auf Jemand," sagte der zweite Domino mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit.

„Nein," antwortete der Erstere, „ich erwarte Niemand."

„Und weshalb sind Sie hier?"

„Die nämliche Frage könnte ich auch an Sie richten, wenn ich so unbescheiden sein wollte!"

Das war eine kränkende Zurechtweisung für den zuletzt erschienenen himmelblauen Domino, aber sie war vollständig verdient. Es schien beinahe, als sei es eine gewisse Eifersucht, die den beiden Dominos die Fragen und Antworten diktirte.

Bald darauf waren die beiden Dominos wieder getrennt. Dem Ersteren neigte sich ein junger Mann in grünem Ueberwurf zu und sagte:

„Antonie?"

Er hatte eine besondere Betonung auf dies Wort gelegt; einmal konnte es als Frage angesehen werden und zum andren aber auch als ein Zeichen der Ueberraschung erscheinen. Sowol das Eine, als das Andre lag darin.

Die junge Dame wurde sichtlich verlegen; wenn diese Verlegenheit auch mittelst des Gesichtes, der Larve wegen, nicht verrathen werden konnte, so dokumentirte sie sich doch in der gleich darauf eintretenden Unsicherheit ihrer ganzen Haltung.

Es schien, als wolle sie dem Kavalier eine Antwort nicht geben, und erst, als er seine Frage wiederholt hatte, entfiel ihren

rosigen Lippen ein leises Nein. Dies Nein war aber unwahr, das errieth der junge Mann sofort, und indem er mit mehr Innigkeit, als Galanterie eine ihrer Hände ergriff, sprach er in sanfter zum Herzen sprechender Weise:

„Warum leugnen Sie? Ich habe lange Zeit vergeblich mich bemüht, Sie aufzufinden, und nachdem es mir endlich gelungen, stoßen Sie mich mit einem einzigen kalten Worte zurück! Glauben Sie, daß ich Sie nicht erkannt? Nur ein Mal braucht man Ihre bezaubernde Gestalt gesehen haben, um sie nie wieder zu vergessen, um sie unter jeder Verkleidung herauszufinden.“

Der himmelblaue Domino bebte sichtbarlich zusammen; ja, er hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Dem Kavalier entging diese innere Bewegung nicht, und sie zu seinen Gunsten erklärend, sprach er weiter:

„Antonie, ich liebe Sie — Lieben Sie mich auch?“

„Ich . . . ich . . . bin nicht die, welche Sie suchen,“ stotterte die junge Dame, immer verlegener werdend.

„Leugnen Sie nicht länger, Fräulein! Ich wußte es vorher, daß Sie unter dieser Verhüllung erscheinen würden, und selbst, wenn es mir unbekannt geblieben wäre, hätte ich Sie dennoch erkannt. Sie haben mir zwei Mal die Freiheit, vielleicht gar das Leben gerettet.“

„Nicht ich, nicht ich!“ fiel sie hastig ein.

„Sie sind's, Sie sind's! O, diese Sprache! wer könnte sie vergessen! Antonie . . . Antonie . . . o, ich bitte Dich, erhöre meine Liebe . . .“

„Mein Herr,“ sagte sie, wegen des traulichen Du einen Schritt zurücktretend, „Sie verkennen mich.“

Plötzlich drängt sich der dritte Tod, also der, welcher zuletzt in dem Salon des Herrn von St. Estephe erschienen, zwischen die beiden Sprecher und sagt zu dem Kavalier, zwar leise, doch dem blauen Domino verständlich.

„Herr le Roy, man ist soeben im Begriff, sich einer Person zu bemächtigen, die nicht ganz ohne Interesse für Sie ist.“

„Ah, er ist's also doch!“ murmelt das Fräulein und blickt wie verstohlen auf Charles le Roy.

„Wer ist die Person?“ fragt Dieser.

„Hermine Chamoisette ...“ versetzt der dritte Tod.

„Hermine — sie hier? Wo? Wer will ihr Etwas zu Leide thun? Reden Sie, mein Herr! Ich bin bereit, sie zu schützen.“

In diesem Augenblick denkt Monsieur le Roy nicht weiter an den himmelblauen Domino, der diese Gelegenheit benutzt und sich entfernt.

„Haben Sie einen himmelblauen Domino bemerkt?“ fragt der dritte Tod.

„Soeben sprach ich mit ihm.“

„Nein, den andern.“

„Einen Andern habe ich noch nicht bemerkt.“

Einen Andern haben Sie nicht bemerkt?“ fragt der Letzre staunend; „und dennoch sind Mehre gegenwärtig, welche diese Farbe gewählt! Merkwürdig ... Sie befinden Sich wol noch nicht lange hier?“

„Ich bin vor kaum einer Viertelstunde erst angelangt.“

„Länger bin auch ich nicht hier und doch ...“

„Aber, mein Herr,“ unterbricht ihn Charles le Roy, „wir verlieren unsres zwecklosen Gespräches wegen ganz das Ziel aus den Augen. Wo ist das Fräulein Chamoisette? und wer will ihr Etwas thun? Warum leisten Sie ihr nicht den erforderlichen Beistand?“

„In der That, mein Herr, Sie fragen in einem Athemzuge mehr, als ein Andrer in einer Viertelstunde zu beantworten vermag.“

„Zur Sache, wenn ich bitten darf,“ drängt Herr le Roy.

„Ich werde mit der Beantwortung Ihrer letzten Frage beginnen! Ich kann das Fräulein Chamoisette um deshalb nicht in

Schutz nehmen, weil ich mein Augenmerk auf einen Andren lenken muß. Wer dem Fräulein Etwas thun will, das werden Sie in dem dritten Gemache rechter Hand erfahren und hierdurch erledigt sich Ihre erste Frage von selbst. Guten Abend, mein Herr!"

„Noch ein Wort!" ruft Charles le Roy.

Der dritte Tod ist verschwunden und kann also dem Kavalier keine Rede stehen. Dieser eilt in das bezeichnete Kabinet, das, wie er sich sofort überzeugt, nicht zur Aufnahme von Gästen bestimmt ist, denn es brennt nur ein einziges Licht darin und da dies schon seit geraumer Zeit nicht geputzt worden ist, so hat er Mühe, sich zu orientiren. Endlich gelingt ihm dies. Er erblickt ein rothsammetnes Sopha, auf welchem halb liegend eine weibliche Person sich befindet, die in einem himmelblauen Domino gehüllt ist. Vor ihr steht das Konterfey desjenigen, der Herr le Roy die Mittheilungen gemacht, also der zweite Tod. Zur besseren Verständigung sei hier übrigens eingeschaltet, daß wir den weiblichen Tod Nummer Eins, den männlichen Nummer Zwei und den zuletzt Erschienenen Nummer Drei nennen wollen.

Der zweite Tod scheint nicht die Anwesenheit des jungen Mannes zu bemerken, denn er wendet sich nicht einmal nach ihm um, wenn er es nicht bereits gethan hat, bevor dessen Augen sich an dies Dunkel gewöhnt hatten.

„Beherrschen Sie Sich, mein Fräulein," spricht der Tod zu der auf dem Sopha ruhenden Dame, „nur kein Aufsehen, wenn ich bitten darf! Hören Sie?"

Sie hört aber nicht, denn wie sich Charles überzeugt, ist sie ohnmächtig.

„Ich kenne die Frauen," bemerkt der Tod von Neuem; „sie verstellen sich gar zu gern! Sie sind nicht ohnmächtig, das weiß ich; also warum diese rührende Scene? Reden Sie, warum?"

Monsieur le Roy ist wie auf einen Fleck gebannt; er kann weder vor, noch zurück gehen, d. h. er hat nicht die Kraft, seine Beine in Bewegung zu setzen. Was ist es, das seinen Körper

lähmt und in einem Augenblick zur Unthätigkeit verdammt, wo er mehr denn je handeln müßte? Ist es die ohnmächtige Dame, deren reizende Attitüde seinen Blick zu fesseln scheint? oder ist es eine gewisse Scheu, die er vor der äußeren und inneren Ausstattung desjenigen empfindet, der dem Domino gegenüber sich befindet? Wir wissen es nicht, und glauben, daß Herr le Roy selber im Unklaren darüber ist, denn sonst würde er doch mindestens Etwas gethan haben.

Nach einer Weile sagt der zweite Tod auf's Neue, indem er die Ohnmächtige bei der Hand ergreift:

„Allons, allons, mein Fräulein! Erheben Sie Sich und folgen Sie mir, wohin ich Sie führen will.“

Ein langer Seufzer entringt sich mühsam der krampfhaft zusammen geschnürten Brust der Unglücklichen, während sie eine Bewegung mit ihrem Oberkörper macht, welcher Zeuge ist von ihrem wieder erstandenen Leben. Sie sagt, oder vielmehr sie lispelt, denn kaum war es zu hören, was sie sprach:

„Nein . . . ich kann nicht . . .“

„Sie müssen!“ sagt der Tod.

„Nein!“ kreischt sie lauter, als vorhin.

„Gehen Sie nicht mit, so werde ich Sie in der nächsten Minute schon Jemandem übergeben, der Sie an einen Ort bringen wird, wo es nicht sehr angenehm für Sie ist.“

„Sie können das nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich Sie dann verrathen würde.“

„Sie?“

„Ja!“

„Ah, Sie wissen ja nicht, wer ich bin.“

„O, ja! ich weiß es.“

„Nun denn, so sagen Sie es!“

„Sie sind Herr von Ferron!“

Einen Moment lang stutzte der Tod. Es scheint doch, als

fürchte er sich vor der Schönen. Aber auch nur einen Moment lang dauert seine Verlegenheit, welche kaum zu bemerken, und dennoch dem Domino nicht entgangen war.

„Gut," spricht er, „ich bin der Chevalier von Ferron; allein glauben Sie, daß ich dies nicht immer gewußt habe —?"

„Ganz gewiß!"

„Und wenn ich es gewußt habe, glauben Sie, daß ich ohne Vorkehrungen hier erschienen sei? Sehen Sie," sagt er weiter und schlägt etwas seinen Ueberwurf zurück, „sehen Sie, ich bin bewaffnet! Ein Paar prächtige Pistolen und einen scharfen Dolch werden mich gegen jeden Ueberfall sichern! Außerdem aber würde ich die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Sie lenken, auf Sie, die Sie dem Gefängniß entflohen sind, um einer Redoute des Polizei-Ministers beizuwohnen."

„Mein Herr . . ." ruft der Domino erschrocken.

Herr le Roy wird immer gespannter. Der Gedanke, daß Hermine sich in einem Gefängniß befunden, ist ihm schrecklich, allein auch erklärlich ist es ihm, denn ungeachtet all seiner Bemühungen war es ihm bisher nicht gelungen, ihren Aufenthalt zu entdecken. Jetzt wird ihm Alles auf ein Mal klar. Hermine war also, aus welcher Ursache war freilich noch nicht zu ersehen, im Gefangenhause detinirt gewesen und hatte heute Gelegenheit gefunden, demselben zu entweichen, um der weiblichen Neugier Rechnung zu tragen. Denn nur Neugier konnte es sein, sich auf einem Balle zu zeigen, wo sie so viele ihrer Verfolger finden mußte, da derselbe von dem Minister der Polizei arrangirt worden war.

Plötzlich kommt dem jungen Manne der Gedanke, daß es vielleicht gar nicht einmal Hermine Chamoisette sei; doch kehrt er von demselben sofort zurück, als er sich entsann, daß der dritte Tod es ihm ja selber gesagt habe, und daß die Umrisse der auf dem Sopha jetzt sitzenden Figur mit denen von Fräulein Chamoisette im Allgemeinen übereinstimmen.

„Sie staunen," fährt der Tod fort, „woher ich dies Alles weiß! Ha, glauben Sie, daß der Chevalier von Ferron zu den Dummköpfen gehört? Sie irren, meine Schöne! Schon lange war es meine Absicht, Sie auf irgend eine Weise aus dem Gefängniß zu befreien, nicht aus Liebe zu Ihnen, denn ich liebe keine Frau, sondern aus Liebe zu meiner Sicherheit! So lange Sie in den Händen der Polizei sich befanden, waren Sie mir gefährlich und nicht mir allein, sondern auch der Frau Marquise von Devillier. Aus diesem Grunde habe ich auch dem Kerl von Schließer zwei Hundert Franken gegeben, damit er Sie veranlasse, dem heutigen Balle des Herrn von St. Estephe beizuwohnen, — nicht, damit Sie Vergnügen haben, sondern damit ich im Stande sei, Sie sicher zu machen! Sie sehen, ich bin sehr offen; ich sage Ihnen, was ich beabsichtige und ich würde es nicht thun, wenn ich nicht vollständig überzeugt wäre, daß alle Ihre Widersprüche ohne Erfolg bleiben werden! Ich bin nicht nur stark bewaffnet, wie ich Ihnen unlängst bewies, sondern ich habe unter der im Salon versammelten Gesellschaft auch viele Freunde, die auf einen Wink sofort zu meinem Schutze herbei eilen würden. Es hilft Ihnen also Nichts, wenn Sie Sich noch länger meinen Bestimmungen widersetzen. Fügen Sie Sich, und damit ist die Sache erledigt."

„Nie . . . nie . . ."

„Sie zwingen mich also, Gewalt anzuwenden?"

„Sie werden es nicht wagen im Hotel des Polizeiministers!"

„O, ich wage noch weit mehr! Ich werde selbst den Minister erschießen, insofern er zeigen sollte, daß er mein Gegner ist.

Ich bin es müde, mein Fräulein, mich länger mit Ihnen abzugeben! Ich habe Sie mit Allem, was Sie betrifft, bekannt gemacht, und werde jetzt mit dem Rechte, das dem Stärkeren zusteht, gegen Sie einschreiten."

Kaum hat Herr von Ferron dies geredet, als er im Nu

die zarte Gestalt mit seinem linken Arm umfaßt und damit durch eine Thür, die noch tiefer in das Innere des Hotels führt, zu verschwinden im Begriff ist.

Die junge Dame wehrt sich nicht — sie ruft auch nicht um Hilfe und erleichtert dadurch ungemein den Frevel, den der Chevalier gegen sie zu begehen die Absicht hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie abermals ohnmächtig geworden, da ihr Schweigen auf andre Weise nicht gut erklärt werden kann und dasselbe überhaupt mit der Frauennatur nicht in Einklang zu bringen sein dürfte.

Diesen Augenblick darf Herr le Roy nicht ungenützt vorüber gehen lassen, wenn es überhaupt in seiner Absicht liegt, dem jungen Mädchen seinen Beistand angedeihen zu lassen. Mit zwei Sprüngen ist er dicht bei Herrn von Ferron und hat denselben in's Genick ergriffen.

„Entsetzlicher Mensch!" ruft er, daß man es weithin hören kann, „wagst Du es, selbst in dem Hotel eines Ministers dem Laster zu fröhnen und Verbrechen zu begehen?"

Der junge Mann ist ganz außer sich vor Zorn, denn sonst würde er sicherlich nicht so tollkühn sich in eine so außerordentliche Gefahr begeben haben.

Der Chevalier läßt schnell das junge Mädchen los, das wie ein todter Gegenstand schwerfällig zu Boden sinkt; dann befreit er sich von seinem Angreifer, was ihm in Hinblick auf die wenig ausgebildeten Körperkräfte des Herrn le Roy nicht schwer werden kann, und sagt, indem er seinen Dolch hervorlangt:

„Wer Sie auch sein mögen, Herr, ich dulde nicht, daß man mich in meinem Beginnen hindert."

Charles ist entsetzt zurückgesprungen. Er kennt seinen Gegner. Er weiß, daß es diesem auf einen Mord mehr oder weniger nicht ankommt. Er ist ohne Waffen und an körperlichen Kräften und brutaler Gewandtheit seinem Gegner nicht gewachsen. Es ist für ihn das Beste, wenn er flieht. Diesen Gedanken

durchzuführen, ist er zurück gesprungen, um nach dem Ballsaal zu fliehen. Aber, o Schrecken, die Thür hinter ihm ist in's Schloß gefallen und von dieser Seite nicht zu öffnen. Es bleibt ihm also nichts Anders übrig, als sein Leben so theuer, wie möglich, zu erkaufen. Die drohende Gefahr verdoppelt, verdreifacht seine Kräfte. Er ringt mit Herrn von Ferron und ist bemüht, mindestens dessen Arm, der den blinkenden und tödtenden Stahl zeigt, in Unthätigkeit zu halten. Dabei brüllt er, wie ein Thier, nach Hilfe. Aber wird sein Hilferuf durch das Getöse der Musik vernommen werden? Wird ihn Jemand in diesem Gedränge von Menschen, von denen vielleicht Keiner an eine solche Gefahr denkt, in welche augenblicklich Herr le Roy sich befindet, hören? Es ist fast zu bezweifeln.

Von Seiten des Chevaliers wird der Kampf mit halb unterdrückten Flüchen fortgesetzt. Die Masken von beiden Personen sind zur Erde gefallen und von den Füßen beider Kämpfer bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Ungeachtet seiner ungewöhnlichen Kräfte vermag Herr von Ferron dennoch nicht, seines Gegners Herr zu werden, dessen Wuth und dessen Kraft durch die Todesfurcht ungemein gesteigert worden sind.

„Ich erwürge Dich!" spricht endlich Ferron und macht alle Anstalten, dem jungen Manne an die Gurgel zu kommen.

Leichenblässe bedeckt dessen Gesicht. Er wehrt sich. Er beugt seinen Kopf hinunter und vereitelt so die Bestrebungen des Chevaliers. Allein wie lange kann dieser Kampf noch währen? Herr von Ferron wird immer wüthender und Herr le Roy immer schwächer. Endlich macht der Letztere noch einen verzweifelten Versuch: er stößt mit seinem Kinn dem Chevalier in die Herzgrube. Ein dumpfer, heulender Schrei ertönt von den Lippen desselben, während zu gleicher Zeit eines der Pistolen sich entladet.

Ob Jemand verwundet ist, läßt sich noch nicht bestimmen. Beide Personen sind zu Boden gefallen. Sie können Beide

blessirt, sie können Beide todt, aber ebenso gut kann auch Jeder nur ohnmächtig sein.

Sie liegen also Beide an der Erde und das junge Mädchen daneben. Sehen kann man nur wenig, denn Pulverdampf erfüllt das ganze Gemach. Plötzlich wird ein großer Lärm im Hause bemerkbar. Der Knall des Pistols war bis in den Tanzsaal gedrungen. Alles stürmt wild durcheinander. Herr Billois kommt eilig zu Herrn von St. Estephe.

„Was ist vorgefallen?" fragt der Minister.

„Ich weiß es nicht!" lautet die Entgegnung des Lieutenants.

„Forschen Sie."

Daß der Lieutenant Billois nicht der einzige Polizist im Hotel des Chefs der Polizei ist, läßt sich denken. Es waren ihrer wol gegen Dreißig vorhanden, die auf ein Mal in Folge eines nur ihnen verständlichen Signals Monsieur Billois umgaben. In wenigen Minuten hat er Jeden besonders instruirt. Mit dem größten Theil der Beamten unternimmt er die nothwendige Recherche. Da tritt der dritte Tod zu ihm und sagt:

„Herr Polizeilieutenant, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so bemühen Sie Sich in das dritte Kabinet rechts, dort werden Sie Aufklärung finden nach meinem Vermuthen!"

Darauf verschwindet er.

Herr Billois müßte ein wenig geübter Beamter sein, wenn er so mir nichts, dir nichts die Anordnung des dritten Todes befolgen würde. Er überträgt seine Bewachung dreien seiner Untergebenen und mit den Uebrigen begiebt er sich in das ihm von demselben bezeichnete Gemach.

Das Licht darinnen ist noch weiter herunter gebrannt und da dasselbe noch immer nicht von Jemandem geputzt worden, so ist es in dem Zimmer jetzt noch weit dunkler, als zu der Zeit, wo dasselbe von Herrn le Roy betreten worden ist. Indeß, Herr Billois ist ein praktischer Mann! Bald brennt das Licht hell und man kann Alles genau erkennen, was sich in diesem Kabinet

befindet. Nichts ist jedoch vorhanden, was einen Verdacht erregen oder den bereits erregten Verdacht bestätigen könnte. Eine seidne Schleife liegt auf dem Sopha und wenn sie augenblicklich auch von keinem besondren Werthe scheint, so nimmt sie dennoch der Lieutenant an sich. Man geht weiter in der Durchsuchung des Hotels und findet gleich darauf die drei Personen, von denen wir vorhin unseren freundlichen Lesern berichtet haben.

Die Situation derselben hat sich jedoch mittler Weile verändert. Das junge Mädchen ist erwacht und trocknet knieend mit einem eleganten weißen Taschentuche das Blut, das aus einer Beinwunde des Herrn le Roy hervorsprudelt. Er selbst liegt ohnmächtig und bleich wie ein Todter mit blauen Lippen an der Erde. Herr von Ferron steht daneben, wie es scheint, unverletzt, und um seine Lippen spielt ein Lächeln, das den vollgiltigsten Beweis von seiner teuflischen Abkunft giebt.

Es läßt sich denken, daß im ersten Moment weder Monsieur Villois, noch Einer seiner Begleiter deutlich erkennen kann, was hier vorgefallen, noch welcher Art die Personen sind, denen sie hier begegnen, denn obgleich auch in diesem Zimmer ein brennendes Licht sich befindet, so hat doch der noch immer herrschende Pulverdampf den Schein desselben auffallend getrübt.

Als der Lieutenant die Thür geöffnet, war Ferron der Einzige, welcher einen Blick auf die neuen Ankömmlinge warf, vielleicht weil er derjenige war, welcher am Meisten zu fürchten hatte. Die Gefahr sofort erkennend, sprang er hastig zum Fenster und noch ehe es Jemand verhindern konnte, war er durch dasselbe verschwunden. Merkwürdig war es, daß Monsieur Villois keine Anstalten zu seiner Verfolgung traf, sondern sich ausschließlich nur mit den beiden jetzt noch im Zimmer befindlichen Personen beschäftigte. Er nahm die Kerze von dem Tische und beleuchtete damit Beide. Anfangs erschrak er so sehr, daß er plötzlich aus seiner gebückten Stellung empor fuhr; gleich nachher jedoch lächelte er und sagte:

„Ei, der Tausend, Demoiselle Maisau!"

Das junge Mädchen schaute empor. Das Gesicht desselben, obwol von dem Seelenschmerze, unter dessen Einfluß es augenblicklich zu leiden hatte, fast bis zur Unkenntlichkeit entstaltet, ließ dennoch die Züge unserer freundlichen Lisette, des vormaligen Kammermädchens der Marquise von Debillier, erkennen.

„Wie kommen Sie hierher?" fragt der Lieutenant weiter.

„Fragen Sie mich jetzt nicht!" versetzte Lisette, deren bleiche Wangen von den Thautropfen ihres Herzens befeuchtet waren — „fragen Sie mich jetzt nicht, sondern bringen Sie diesen Herrn so rasch als möglich in die Pflege eines Arztes. Er ist verwundet und wie es scheint, steckt eine Bleikugel in seinem Beine. Dieselbe muß schnell herausgebracht werden, sonst stirbt er."

„Und Sie?"

„Ich? O, bekümmern Sie Sich um mich nicht. Ich werde in mein Gefängniß zurückgehen."

„Wer hat Ihnen erlaubt, dasselbe zu verlassen?"

„Ich werde mich später darüber erklären. Eilen Sie, eilen Sie! Herr le Roy stirbt."

„Und Sie?" fragt noch ein Mal der Lieutenant.

„Ach, machen Sie mit mir, was Sie wollen, mein Herr!" entgegnete weinend das junge Mädchen. „Lassen Sie mich wieder abführen, wenn Sie glauben, ich werde nicht wieder zurückkehren. Nur schnelle Hilfe für Diesen hier."

„Wodurch hat er diese Wunde bekommen?"

„Aber, mein Gott," ruft Lisette, wie außer sich, „ist es denn gar nicht möglich, daß Sie menschlich sein können? Müssen Sie denn immer polizeilich sein? Herr von Ferron hat ihn erschossen."

„Wo ist Herr von Ferron?"

„Weiß ich's? Als Sie hereintraten, war er noch hier."

Da tritt Einer der Untergebenen des Polizeilieutenants hervor und berichtet, daß Jemand durch's Fenster gestiegen und daß Dieser vermuthlich der Herr von Ferron gewesen sei.

Es bedarf nicht vieler Vorkehrungen für Monsieur Billois, um seine Schuldigkeit sowol als Mensch wie auch als Beamter zu thun. Zwei seiner Unterbeamten empfangen den Auftrag, diese schwer geprüfte Lisette von Neuem dem Gefängniß zuzuführen, während er selbst rasch nach dem Ballsaal zurückgeht, Herrn von St. Estephe Mittheilung des Vorgefallenen macht und ihn bittet, eine allgemeine Anfrage zu erlassen, ob vielleicht auch ein Arzt in diesen Hallen anwesend sei, auf daß dem armen Kavalier sofortige Hilfe geleistet werde.

Daß dies Alles mit derjenigen Rücksicht geschah, welche man dem allgemeinen Vergnügen schuldig war, bedarf wol kaum der Erwähnung, wenn unsere Leser bedenken, daß wir uns im Hotel eines Ministers bewegen.

Bald war ein Arzt gefunden, den der Lieutenant zu dem Verwundeten führte und von da augenblicklich zu dem Minister zurückkehrte.

„Haben Sie Ferron verfolgt?“ fragte Letztrer.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil ich weiß, daß das Fenster, durch das er seine Flucht in Ausführung bringen wollte, nicht in's Freie, sondern in einen Alkoven führt, aus welchem er, da derselbe verschlossen ist, nicht entkommen kann.“

„Hm,“ machte Herr von St. Estephe, „jeden Falls müssen wir uns seiner so schnell wie möglich zu versichern suchen.“

„Ich habe Posten ausgestellt.“

„Und die beiden andern Tode? Was ist aus ihnen geworden? Ich sehe sie nicht mehr!“

An sie hatte Monsieur Billois während des Auftritts im Seitengemache nicht gedacht. Erst, als der Minister ihrer gedenkt, fallen sie auch ihm wieder ein. Er zuckt mit den Schultern und stammelt eine Entschuldigung hervor, die ihren Grund eben in seiner Thätigkeit mit den andren drei Personen hat.

„So sind sie uns also entkommen?“ bemerkt Seine Excellenz, „und wir wissen nicht, wer sie gewesen sind. Unangenehm, sehr unangenehm, denn unzweifelhaft standen sie mit Ferron im Zusammenhange.“

„Ich glaube auch, allein . . .“

Herr Villois ließ den angefangenen Satz unvollendet, denn in dem nämlichen Momént tritt Herr von Ferron, noch immer sein Todtengewand um, aber, wie wir wissen, seiner Larve beraubt, in den Salon.

Sowol der Minister als auch der Lieutennnt sehen ihn. Keiner von ihnen sprechen jedoch Anfangs darüber, denn die Zunge eines Jeden hat die Ueberraschung gelähmt. Herr von St. Estephe ermannt sich zuerst. Er befiehlt dem Lieutenant die sofortige Verhaftung des Chevaliers, und zu unbedingtem Gehorsam gewöhnt, geht Dieser direkt auf denselben zu und sagt mit lauter und vernehmbarer Stimme:

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“

Herr von Ferron bringt lächelnd ein doppelläufiges Pistol zum Vorschein. Ein allgemeiner Schrei erschallt. Herren und Damen springen bei Seite. Das Terrain rings um die beiden Männer ist frei. Der Kampf, welcher unausbleiblich scheint, kann beginnen. Herr von Ferron erwidert auf die an ihn gerichtete Rede des Lieutenants, indem er seine Waffe im Schein der vielen brennenden Kerzen glänzen läßt:

„Verbessern Sie Sich, mein Herr! Sie wollen mich verhaften! Aber ich sage Ihnen, daß mich Niemand verhaften wird! Ich bin kein französischer Unterthan und daher auch dem französischen Gesetz nicht unterworfen! Sollten Sie trotzdem Ihre Drohung verwirklichen wollen, so muß ich Ihnen rathen, zuvor für einen Andren zu sorgen, der meine Festnahme bewerkstelligt, denn Sie werden es nicht thun, da im Augenblick der Durchführung Ihres Willens ich Sie erschießen werde! Fort da, mein Herr! Machen Sie mir Platz! Ich will dieses Haus verlassen.“

Unwillkürlich tritt Herr Billois zwei Schritte abseits; die Rede des Chevaliers hat ihm dergestalt imponirt, daß er unfähig ist, seinem Dienst nachzukommen. Der Minister steht von fern und ruft:

„Allons, Lieutenant! Ergreifen Sie ihn!"

Der Lieutenant will gehorchen, doch wird er mit Ungestüm von Herrn von Ferron zurückgedrängt, welcher mit hoch empor gehobenem Haupte durch die Reihen der Ballgäste geht, von denen Niemand wagt, seinen Schritt zu unterbrechen. Drei Minuten darnach ist er verschwunden.

Die allgemeine Freude ist durch diesen Zwischenakt nicht nur unterbrochen, sondern vollständig gestört. Einer blickt den Andren ängstlich an und Jeder wittert in seinem Nachbar einen Mörder. Allgemein waren die drei Tode aufgefallen, doch Niemand hatte vermuthet, daß dahinter ein Verbrechen versteckt war. Es konnte aber nicht anders sein, da sonst Herr von St. Estephe nicht jede Schranke der Anständigkeit und der Etiquette hätte wegräumen lassen. Allein man vermuthete ein politisches Verbrechen, einen Umsturz der bestehenden Regierung, eine Ermordung des Staatsoberhaupts und dergleichen mehr.

Der Polizeiminister bat seine Gäste, sich von Neuem ihrem Vergnügen hinzugeben, da der entflohene Verbrecher verfolgt und verhaftet werden würde, also nicht wiederholt eine Störung abgeben könne. Wenn man dies nun auch versuchte, so schien es dennoch nicht möglich zu sein, die frühere Heiterkeit wieder herzustellen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Widerwärtigkeiten im Dienste eines Polizei-Lieutenants.

Einige Tage lang lieferte der Maskenball bei Herrn von St. Estephe den Stoff zu allen Unterhaltungen der pariser Bevölkerung. Niemand war recht klug aus allem daselbst Vorgefallenen geworden, selbst den näher Betheiligten blieb Vieles ein Geheimniß.

Herrn von Ferron hatte Jeder erkannt, dem er überhaupt nicht fremd war; doch weshalb hatte er verhaftet werden sollen? Warum trug er Pistolen bei sich? In welchem Verhältniß stand er zu den Toden? Dies Alles waren Fragen, deren Beantwortung Jedermann leicht schien und was dennoch Niemandem gelingen wollte.

Aber ebenso unklar war es auch allen Denen, die eine Rolle in diesem Drama, ob freiwillig oder gezwungen, übernommen hatten. Charles le Roy war in ein hinteres Kabinet gesendet, um angeblich Herminen zu retten, statt welcher er jedoch die quecksilberartige Lisette fand und von Herrn von Ferron, freilich ohne dessen Absicht, verwundet wurde. Antonie hatte durch die Eifersucht Lisettens zu leiden und Hermine schien gar nicht im Hotel des Ministers gegenwärtig gewesen zu sein. Auch dem ersten und zweiten Tod, über welche wir noch nähere Aufklärungen geben werden, war der dritte Tod ein undurchdringliches Geheimniß, obgleich dieser, allem Anscheine nach, Alle kannte und nach seinem Willen leitete.

Der Ball bei Herrn von St. Estephe war noch nicht ganz beendet. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Die Masken waren verschwunden und jeder Gast zeigte sein natürliches Gesicht. Dadurch aber, daß es Gebrauch ist, um Mitternacht sich

zu demaskiren, dadurch war die Gesellschaft um Vieles kleiner geworden, denn Jeder, der durch Geburt oder Amt nicht in den Salon des Polizeiministers gehörte, hatte sich mit Schlag Zwölf entfernt.

Es war zwei Uhr Nachts, sagten wir. Herr von St. Estephe stand abseits mit Herrn Billois und war in einer eifrigen Unterredung mit demselben begriffen.

„Gehen Sie," sagt er zu ihm, „besetzen Sie das Hotel der Marquise von Dedillier und versuchen Sie, ganz genaue Nachrichten mir aus jenem Hause zu überbringen. Ich bin fest überzeugt, daß der eine Tod, welcher in dieser Nacht hier gewesen, kein Andrer war, als Frau von Dedillier."

„Ich erlaubte mir, Eure Excellenz schon ein Mal zu bemerken," versetzte höflich der Lieutenant, „daß Frau von Dedillier sehr gefährlich krank im Bette liegt."

„Man wird Sie getäuscht haben, mein Herr!"

„Ich habe die Dame selber gesehen."

„Sie haben ein Frauenzimmer im Bette liegen sehen — das ist Alles! Ob jedoch dasselbe die Marquise gewesen, das können Sie nicht mit Sicherheit behaupten. Ich, meines Theils, glaube, daß der eine Tod diese Dame gewesen, und ist dies der Fall, dann wird sie mit Ferron sich verabredet haben, irgend ein Verbrechen hier zu begehen, und sicherlich werden sie dann noch nicht zu Hause angelangt sein. Ich beauftrage Sie, diese beiden Personen unter allen Umständen in Observanz zu nehmen, Ferron jedoch zu verhaften und wenn es die Verhältnisse nur einigermaßen rechtfertigen, auch zur Festnahme der Dame zu schreiten."

Monsieur Billois gehörte zu den befähigteren Polizeibeamten, weshalb er von seinen Oberen auch zu besonders schwierigen Unternehmungen vorzugsweise verwendet wurde. Der Auftrag, welcher ihm jetzt geworden, bot eine Masse Widerwärtigkeiten dar, und war selbst nicht ganz ohne Gefahr; allein Monsieur Billois

fürchtete sich niemals und hatte er einmal ein Ziel sich gestellt, so erreichte er es auch in der Regel.

Eine entsprechende Anzahl von Polizeisoldaten mit sich nehmend, begiebt er sich nach dem Hotel der Marquise von Devillier. Dasselbe ist, wie fast alle Häuser in Paris, die Anspruch auf Anständigkeit machen, verschlossen. Ein Portier ist immer bereit, die Thür zu öffnen, wenn Jemand Einlaß begehrt.

Monsieur Villois bringt den Thürklopfer in Bewegung. Der Pförtner thut seine Pflicht und der Herr Lieutenant, in Civilkleider gesteckt, tritt ein.

„Frau Marquise von Devillier?“ fragt er.

Der Portier blickt ihn staunend an.

„Die gnädige Frau Marquise,“ entgegnete er, „ist krank.“

„Also zu Hause?“

„Ja!“

„Führen Sie mich zu ihr.“

„Darf ich nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Weil die Frau Marquise zu dieser Zeit niemals Besuche empfängt, wenn sie gesund ist,“ entgegnete der Thürsteher; „da sie aber krank ist, so würde sie auch am Tage Niemand empfangen.“

„Ich muß die Dame sprechen!“ sagt der Lieutenant.

„Es geht nicht. Ich kann Sie nicht weiter lassen.“

„Ich werde auch ohne Ihre Erlaubniß weiter gehen.“

„Ich glaube nicht.“

„Wer will mich daran hindern?“

„Ich!“

„O, ho! Allons!“ wendet sich Villois zu seinen Untergebenen. „Bewacht diesen Mann. Er darf seine Loge nicht verlassen.“

„Mein Herr!“ wendet der Portier, der sich in seiner Würde gekränkt fühlt, ein, „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie kein

Recht haben, unmanierlich hier im Hotel der Frau Marquise von Debillier aufzutreten und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß . . ."

„Schweigen Sie!" unterbricht ihn der Lieutenant, winkt den Beamten, denen er die Aufsicht über den Portier anempfohlen, und geht mit den Uebrigen die Treppe hinauf nach denjenigen Zimmern, wo, wie er wußte, Frau von Debillier anzutreffen ist. Dort stellt sich ihm kein neues Hinderniß entgegen. Er durchschreitet mehre Zimmer, bis er endlich vor demjenigen sich befindet, in welchem er den vorigen Abend die Kranke verlassen hat. Er ertheilt leise einige Befehle an seine Untergebene, klopft an und tritt ein.

Es hat sich Nichts verändert, seitdem er hier gewesen. Die Kranke liegt noch in ihrem Bette, vor welchem ein Tischchen mit Arzneigläsern sich befindet. Aber nur ein Arzt ist anwesend, während er bei seinem letzten Hiersein deren Zwei angetroffen hatte. Eine Dienerin sitzt seitwärts auf einem Polsterstuhl und ist eingeschlafen.

Als Villois eintritt, erhebt sich der Arzt und geht ihm entgegen.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragt er.

„Ich will mich in höherem Auftrage nach dem Befinden der Frau Marquise erkundigen!" erwidert der Lieutenant.

Der Arzt zuckt mit den Schultern, indem er spricht:

„Es steht sehr schlimm; ich glaube nicht, daß die Dame durchkommen wird."

„Woran leidet sie?"

„Nervenfieber."

Monsieur Villois drückt zwar in einigen gewählten Worten sein Bedauern aus, allein er glaubt selber nicht, was er spricht.

In diesem Augenblick beginnt die Kranke sich zu bewegen. Der Arzt eilt erschrocken an das Lager und macht dem Lieutenant eine Stille gebietende Bewegung mit seiner Hand.

„Fort . . . Fort . . ." phantasirt die Kranke und schlägt mit

ihren nackten Armen um sich. „Fort . . . Fort . . . O, die Gespenster! . . . Was will dieser Geist?! . . . Hu . . . hu! . . . Schrecklich . . . Rettet mich . . . Rettet mich . . ."

Dabei schien sie ganz außer sich zu sein; sie stöhnte, als seufze ihre Brust unter einer ungeheuren Last.

Monsieur Billois fühlt sich außerordentlich ergriffen. Er bringt kein Wort hervor und seine Augen ruhen mit seltener Spannung auf dem Lager der Kranken. Der Arzt flößt derselben einen Löffel voll Medizin ein. Nachdem sie dieselbe verschluckt, schlägt sie wie unsinnig mit ihren Armen um sich und schreit, als solle sie lebendig gespießt werden.

„Sehr krank," sagt der Doctor, sich wieder zu dem Lieutenant wendend, „und es wäre ein Wunder, wenn Patientin wieder hergestellt würde. Ich glaub's nicht. Mindestens ist mir ein ähnlicher Fall noch nicht vorgekommen."

„Soldaten . . . Soldaten . . ." brüllt plötzlich dazwischen die Leidende und ihr Kopf richtet sich empor, vor dem selbst Monsieur Billois zurückschreckt. Dieser Kopf, umgeben von wirrem Haar, sieht in der That aus, wie das Haupt einer Wahnsinnigen. „Jagt mir die Soldaten fort . . . Rasch . . . Sie wollen mich erschießen. O . . . o . . . ich habe ja Nichts verbrochen. Gnade . . . Gnade."

„Sehr krank!" bemerkt abermals der Doctor.

„Ich glaube auch!" sagt Billois, dem es ganz unheimlich wird.

Nach einer Weile, während welcher von keiner Seite gesprochen wurde, erklärt sich der Lieutenant mit den erhaltenen Nachrichten für befriedigt, reicht dem Doctor zum Abschiede die Hand und verläßt das Gemach. Unterwegs auf der Treppe murmelt er:

„Ich hab's dem Minister gesagt, daß sie sehr krank ist, und jetzt kann ich ihm sagen, daß sie sterben wird. Hier ist jede Ueberwachung unnütz. Diese Person entflieht uns nicht."

Darauf nimmt er seine Soldaten und will soeben mit den-

selben sich zu dem Minister zurückbegeben, um seinen Rapport abzustatten, als plötzlich eine dicht verschlossene Kutsche vor dem Hause stille hielt. Monsieur Billois zieht sich mit seinen Leuten in den Corridor zurück, um von hier aus die Personen zu beobachten, welche möglicher Weise aus dem Wagen kommen werden. Diese Personen kamen auch wirklich und waren zwei Masken, die den Tod vorstellen. Es lag wol kein Zweifel mehr vor, daß dies die beiden Tode von dem Maskenball des Herrn von St. Estephe waren und Billois faßte sofort den Entschluß, sich derselben zu versichern. Nachdem er mit möglichster Ruhe und Ueberlegung die Hausthür hatte besetzen lassen, trat er auf sie zu und sagte:

„Sie kommen von Herrn von St. Estephe?"

„Danach haben Sie Nichts zu fragen!" lautete die Antwort des weiblichen Todes in ziemlich übermüthiger Weise.

„Bitte um Entschuldigung!" versetzte der Lieutenant mit einer galanten Verbeugung; „wenn ich hierzu nicht berechtigt wäre, würde ich es mir nicht erlauben. Ich bin königlicher Polizeilieutenant."

„Eine sehr ehrenwerthe Stellung!" unterbrach ihn der weibliche Tod ironisch.

„Und als Solcher," fährt Billois fort, „berechtigt, Jedermann zu fragen, der mir verdächtig vorkommt."

Die Dame richtet sich plötzlich und rasch in die Höhe und wirft durch ihre Larve dem kühnen Sprecher einen Blick zu, der ihn, wäre er eben nicht Beamter der Polizei gewesen, sicherlich entsetzt haben würde. Die Polizei darf jedoch keine Furcht kennen, wenn sie gewissenhaft die ihr obliegenden Verpflichtungen erfüllen will. Monsieur Billois läßt sich deshalb auch keineswegs aus der Fassung bringen. Er verbeugt sich noch ein Mal und fragt:

„Ihr Name, Madame?"

„Ich verweigere die Nennung desselben."

Villois lächelt und entgegnet:

„Dann werde ich Sie verhaften!“

„Uebereilen Sie Sich nicht zu sehr damit,“ versetzt lächelnd die Dame, grüßt den Lieutenant mit einer gewissen Feinheit und geht weiter in das Innere des Hauses.

Der männliche Tod aber tritt schnell zu ihm und sagt:

„Das war die Marquise von Devillier!“

Monsieur Villois folgt der Dame auf dem Fuße nach, erreicht sie im zweiten oder dritten Zimmer, vertritt ihr den Weg und sagt ihr mit Entschiedenheit, daß sie seine Gefangene sei. Sie protestirt zwar mit der ihr eigenthümlichen Arroganz dagegen, doch ohne den geringsten Erfolg. Der Lieutenant ist nicht der Mann, der so leicht aus dem Felde zu schlagen ist. Auf alle ihre Anmaßung sagt er nur immer:

„Es thut mir Leid, Madame!“

Diese Bemerkung empört sie endlich so sehr, daß sie mit den Füßen stampft und droht, den Herrn Lieutenant hinauswerfen zu lassen. Er lacht, zuckt mit den Schultern und versetzt, daß es ihr doch Etwas schwer werden dürfte, da er eine ziemlich starke Begleitung bei sich habe. Jetzt erst bemerkt die Dame die übrigen Polizeibeamten und erschrickt. Es scheint in der That kein Ausweg mehr vorhanden. Sie soll sich wirklich verhaften lassen? Nein, das kann sie nicht! Das empört sie! Noch ein Mal versucht sie, durch Anmaßung zu imponiren, da aber diese Waffe ziemlich abgenutzt ist, so hat sie auch keinen Erfolg. Jetzt vergißt sie das Geschlecht, dem sie angehört: sie schlägt mit der geballten Hand dem Lieutenant in's Gesicht und zwar so heftig, daß dieser zu taumeln beginnt.

„Ich werde Ihnen zeigen, wie man eine Dame zu behandeln hat!“ ruft sie in Extase aus. „Ja, ich werde es Ihnen zeigen!“

In ihrer Aufregung sieht sie wol, wie der Lieutenant mit einem Taschentuche seine Augen wischt, aber nicht, daß sie bereits

von dessen Untergebenen umzingelt und jede Flucht dadurch unmöglich geworden ist.

Monsieur Billois läßt sie durch vier seiner Beamten trotz ihrem Widerstreben dem Gefängniß zuführen. Dann geht er mit dreien Andren nach dem Krankengemach, um dort jetzt ohne Rücksicht eine genaue Recherche vorzunehmen. Patientin liegt noch im Bette und phantasirt, wie vorher; auch der Arzt befindet sich noch daselbst, der, wie es scheint, mit großer Aufmerksamkeit seine Kranke beobachtet. Als Billois mit soldatischem Geräusch die Thür geöffnet und wieder geschlossen hat, macht ihm der Jünger Aesculaps mit Mienen einen Vorwurf wegen seines schonungslosen Benehmens und fügt dann in Worten hinzu, daß er sich ruhig verhalten möge, da für die Leidende die Stunde der Auflösung nahe sei. Monsieur Billois ist unschlüssig, was er thun solle; es wurde Alles mit so vieler Wahrscheinlichkeit vorgebracht, daß er nahe daran ist, zu glauben, die Kranke sei dennoch die Marquise, ungeachtet er diese, wie er vor zwei Minuten noch angenommen, erst in vollem Wohlsein verhaftet habe. Längere Zeit bleibt er unschlüssig und hört den Phantasien zu, welche die Kranke mit so vieler Natürlichkeit vorbringt. Endlich sagt er zu dem Arzte, daß er zwar nicht bezweifle, daß die Leidende sehr gefährlich krank sei, aber dessen ungeachtet seine Schuldigkeit thun müsse, welche darin bestände, dieselbe zu verhaften.

„Aber, mein Herr," wendet der Doctor ein, „Sie sehen doch, daß in höchstens einer Stunde in diesem Bette nur ein Todter liegen wird."

„Ich sehe dies allerdings ein, aber eben deshalb ist auch kein Risico vorhanden. Es thut mir Leid, aber ich muß."

„Ich werde mich Ihrem Beginnen mit aller Entschiedenheit widersetzen!" spricht der Arzt.

„Das werden Sie nicht lange thun, denn auch Sie muß ich zur Haft bringen."

„Mich?"

„Ja!“

„Aber, mein Herr ...“

„Keine Widerrede! Es ist hier eine Komödie gespielt worden, deren letzter Akt im Gefangenhause aufgeführt werden soll. So will es Seine Excellenz, der Herr von St. Estephe.“

„Eine Komödie?“ fragt der Doctor mit Verwunderung.

„Ja, denn diese Kranke ist nicht die Frau Marquise von Dedillier!“

„Sie irren, mein Herr!“

„Ferner muß ich Ihnen sagen, daß diese Person, welche Sie zu behandeln vorgeben, gar nicht krank ist.“

„Aber, mein Herr!“

„Keine Einwendungen, mein Herr Doctor!“ entgegnet Billois. „Ich handle hier im Namen des Gesetzes.“

Hiernach rief er einige seiner Leute herbei, welchen er befahl, das Bett empor zu heben und mit der darin Liegenden nach dem Arresthause zu tragen. Kaum hatte er diesen Befehl ertheilt und kaum zeigten sich seine Leute bereit, denselben auszuführen, als auf einmal die Kranke aus dem Bette springt und in ein andres Gemach entfliehen will. Der Lieutenant ist zwar im ersten Augenblick etwas betroffen, als er die Dame im bloßen Hemde vor seinen Augen sieht, doch beherrscht er sich sogleich und eilt ihr nach, um sie festzuhalten. Er erfaßt sie bei dem Hemde, sie aber macht einen gewaltigen Ruck und der Herr Lieutenant hat als Trophäe seiner Bravour nur ein Stückchen weißes Leinen in der Hand, während Jene wirklich entkommen ist. Und als er sich jetzt nach dem Doktor umwendet, um wenigstens ihn seinen Aerger fühlen zu lassen, ist auch Dieser bereits verschwunden.

Monsieur Billois ist außerordentlich zornig; er flucht, wie ein Matrose, und stampft mit den Füßen wie ein siebenjähriges Roß, während seine Augen drohend und funkelnd umher schweifen.

Er ist entsetzlich betrogen, darüber waltet kein Zweifel mehr ob, und es ärgert ihn nur, daß er des Arztes nicht habhaft

werden kann. Eine augenblicklich anbefohlene Durchsuchung des Hauses zeigt sich in ihrem Endresultat als vollständig unnütz. Weder die Kranke noch der sie behandelnde Arzt ist wieder gesehen worden, obgleich die vor dem Gebäude postirten Polizeibeamten mit Sicherheit behaupteten, daß Niemand weder ein- noch ausgegangen sei. Noch ein Mal durchstöbert man das Hotel bis in den kleinsten Winkel, ohne indeß einen besseren Erfolg damit zu erzielen. Um sein Unglück noch zu vergrößern, bringt ihm jetzt Einer seiner Untergebenen die Nachricht, daß beide Tode unterwegs ebenfalls entflohen seien.

Monsieur Billois ist in seiner Wuth fast kein Mensch mehr. Er ist ganz bleich geworden und droht umzusinken. Da kommt aus einem andren Gemache die Marquise von Dedillier im Nachtgewande. Sie stutzt, als sie die vielen Männer erblickt, und bleibt stehen. Billois, dem die Dame sehr genau bekannt ist, heftet seine Augen auf sie und weiß nicht, was er von der ganzen Sache zu halten habe.

„Mein Herr," sagt sie, sich an den Lieutenant wendend, „mein Portier hat mir soeben die Mittheilung gemacht, daß Sie mich zu sprechen wünschen. Darf ich erfahren, welch wichtiger Gegenstand Sie veranlassen konnte, einer Dame meines Standes mitten in der Nacht einen Besuch abzustatten?"

„Gnädige Frau," versetzt verblüfft der Beamte, „ich weiß nicht, ob ich mich noch in der Wirklichkeit oder in einer andren Welt befinde."

„Zur Sache, mein Herr!" gebot die Marquise.

Aber das war es eben. Zur eigenen Sache vermochte Monsieur Billois nicht überzugehen. Er war nicht im Stande, zu begreifen, was vorgefallen, und schon wollte er Alles für ein Bild seiner aufgeregten Phantasie halten, als er sich des leinenen Lappens entsann, den er noch immer in seiner Hand hielt.

„Madame!" sprach er nach langer Pause, „ich bin jetzt schon zum zweiten Male in dieser Nacht in Ihrem Hotel und jedes

Mal ist mir gesagt worden, Sie seien sehr gefährlich erkrankt, ja, man ging so weit, mir ein Bett zu zeigen, dasselbe, welches Sie hier sehen und worin allerdings eine anscheinend Schwerkranke lag."

„Nun," fiel die Dame mit einem sehr natürlich erscheinenden Erstaunen ein, „wo ist diese Kranke geblieben?"

„Sie ist entflohen!"

„So war sie also nicht krank und man hat Sie betrogen, mein Herr!"

„Das glaube ich auch!" sagt Herr Villois wüthend, „und wie es mir scheint, haben Sie, meine Gnädige, eine nicht ganz unbedeutende Rolle in diesem Drama gespielt."

„Mein Herr!" unterbricht ihn stolz die Dame, „ich bitte, nicht zu vergessen, wo Sie Sich befinden! Ich zweifle keinen Augenblick, daß man frecher Weise Sie betrogen hat, doch muß ich mich entschieden dagegen verwahren, daß ich dabei interessirt bin; und um Ihnen die Sie betroffene Unannehmlichkeit weniger fühlbar werden zu lassen, ertheile ich Ihnen hiermit die Genehmigung, mein Hotel nach allen Seiten hin durchsuchen zu lassen; vielleicht gelingt es Ihnen, Sich der Schuldigen zu versichern."

„Schon zwei Mal ist eine Recherche unternommen worden und jedes Mal ohne Erfolg."

„Es muß doch nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit geschehen sein, welche nach Lage der Sache erforderlich ist!" wandte die Dame ein.

„Sehr aufmerksam!" entgegnete Villois barsch.

„Ich muß dies bestreiten, mein Herr! da z. B. Niemand von Ihnen bis in mein Boudoir gelangt ist, was Ihnen jedoch nur zum Vortheil gereichen kann, denn ich würde unbedingt sofort Beschwerde bei dem Minister angebracht haben."

Monsieur Villois wurden die Verhältnisse immer wirrer und unklarer. Frau von Devillier hatte ganz recht, wie er innerlich zugestanden: es war Keiner seiner Untergebenen in dem Schlaf-

gemach der Dame gewesen, folglich konnte auch die Haussuchung keine umfassende genannt werden, und dennoch hatten sie ihm gesagt, es wäre jeder, auch der kleinste Winkel nicht verschont geblieben. Bei alledem benahm sich die Dame ihm gegenüber so anständig und vornehm, daß er es nicht einmal wagte, unhöflich gegen sie zu werden; allein er empfand einen heftigen Zorn und diesem Zorn mußte er einen Ableiter geben. Wer war hierzu geeigneter, als seine Leute? Er wendete sich daher auch zu diesen und gab ihnen einen so derben mit so kräftigen Flüchen untermischten Verweis, daß Frau von Dedillier in großer Angst und unter auffallendem Beben ihn bat, doch nur nicht gar zu aufgebracht zu sein; es greife ihre Nerven an und die Folge davon wäre jedes Mal ein mehre Stunden anhaltender Weinkrampf. Monsieur Villois war trotz seiner Unzufriedenheit dennoch ein galanter Mann. Er bat um Entschuldigung, daß er sich von seinem Diensteifer habe zu weit fortreißen lassen, aber er wisse gar nicht, was er von dem Allen denken soll.

Frau von Dedillier gab ihm mit einem verführerischen Lächeln Recht und erneute ihre Aufforderung in Bezug auf eine nochmalige Recherche ihres Hotels. Um sich, seinen Oberen gegenüber, keine Blöße zu geben, ging auch der Lieutenant darauf ein, ungeachtet er vollständig überzeugt zu sein glaubte, daß dieselbe kein besseres Resultat liefern würde, als die frühere.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Satanische Pläne.

Einige Tage nach den in den letzten Kapiteln erzählten Ereignissen las man in sämmtlichen pariser Zeitungen einen Steckbrief, der Herrn von Ferron nachgesendet worden war, oder

vielmehr vorangesendet; denn unser Chevalier befand sich noch immer in der französischen Hauptstadt und zwar im Hotel der Marquise von Dedillier.

Niemand von ihren Domestiken wußte um dies Geheimniß. Herr von Ferron war als eine alte würdige Matrone von der Reise angekommen und bei Frau von Dedillier abgestiegen, die ihre Nichte zu sein vorgegeben hatte.

Es mußten überaus wichtige Angelegenheiten sein, welche den Chevalier trotz der außerordentlich großen Gefahr, von welcher er fortwährend umgeben war, veranlassen konnten, in Paris zu bleiben. Ein andrer Mann in seiner Stelle würde Paris längst den Rücken gekehrt haben. Ferron aber blieb. Und er trieb seine Dreistigkeit so weit, daß er im Hotel seiner Freundin wohnte und mit derselben öffentlich ausfuhr. Natürlich vermuthete Keiner in dieser alten würdigen Frau den vielgewandten Industrie-Ritter.

Es ist Abend, vielleicht schon etwas mehr als Abend, denn es geht stark auf zwölf Uhr. Ferron und Frau von Dedillier sitzen in dem Boudoir der Letzteren einander gegenüber. Beide haben ein nachdenkendes Gesicht und Einer scheint auf den Andren wenig Acht zu geben, denn bald spricht Dieser, bald Jene einige halblaute Worte vor sich hin. Endlich bricht der Chevalier das Schweigen.

„Nun," sagt er, „was haben Sie beschlossen?"

„Ich?"

„Ja!"

Die Dame zuckt mit den Schultern und versinkt in das vorige Schweigen. Herr von Ferron läßt längere Zeit seinen durchdringenden Blick auf ihrem Antlitze ruhen, räusperte sich mehre Male, hustet und sagt:

„Sie schweigen noch immer?"

„Was soll ich sagen?"

„Was Sie denken."

„Hm,“ lächelte Jene, „was ich denke, das ist sehr gefährlich auszusprechen.“

„Unter Freunden gewiß nicht.“

„Das schon, indeß . . .“

„Aber, Madame, ich bin überrascht, Sie mit einem Male so mißtrauisch gegen mich zu sehen! Habe ich Ihnen hierzu Ursache gegeben?“

„Bei der heutigen Welt wird man gegen Jedermann mißtrauisch, mein Herr!“ versetzt die Dame rasch. „Theilen Sie mir zuerst Ihre Pläne mit und ich werde nicht anstehen, Sie zum Mitwisser der Meinigen zu machen.“

Der Chevalier beißt sich vor Aerger in die Lippen, daß dieselben bluten. Er ist nahe daran, heftig zu werden, doch bedenkend, daß er ohne seine Genossin Nichts erreichen könne, beherrscht er sich.

„Meine liebe Freundin,“ spricht er, während Frau von Devillier bei der Bezeichnung Freundin eine wegwerfende Bewegung mit ihren Lippen macht, „meine liebe Freundin, es scheint mir von Ihnen auf eine Kränkung abgesehen zu sein.“

„Keineswegs!“ fällt sie schnell ein.

„Es würde auch eine ganz vergebliche Bemühung sein,“ versetzt mit einem ironischen Lächeln der Chevalier, „denn Sie wissen, daß ich von gewissen Personen nicht zu beleidigen bin!“

Die Dame wird dunkelroth vor Zorn. Sie will heftig von ihrem Sitze aufspringen, doch begnügt sie sich, nur zu sagen:

„Und diese gewisse Personen sind —?“

„Meine Freunde.“

Abermals kommt das malitiöse Lippenbewegen bei Frau von Devillier zum Vorschein. Freundschaft und Liebe, diese beiden zarten, edlen Gefühle kennt diese Frau nicht! Deshalb macht die Nennung derselben sie lächeln. Abermals tritt eine Pause von mehren Minuten ein, während welcher Herr von Ferron mit seinen Augen hervorblinzelt, gleichsam um sich zu überzeugen,

ob seine Worte Schärfe genug besessen, seine „Freundin" zu verwunden. Endlich beginnt Diese von Neuem und macht ihren Genossen darauf aufmerksam, daß sie sicherlich nicht, um sich gegenseitig wehe zu thun, zusammen gekommen seien, und daß sie ihn deshalb bitte, schnell den Faden der eigentlichen Unterhaltung aufzunehmen.

„Was wir wollen, wissen wir," bemerkt hiernach Ferron; „es handelt sich blos darum, die richtigen Mittel zu finden, welche uns zum Ziele führen."

„Diese will ich eben von Ihnen hören."

Achselzuckend erwidert der Chevalier:

„Ich weiß in der That nicht, wie diesen Personen allen beizukommen ist. Es sind ihrer zu Viele."

„Nun, mein Gott! wie viele sind es denn?"

„Erstens der deutsche Doktor."

„Gut. Weiter."

„Charles le Roy."

„Weiter.".

„Hermine und Lisette."

„Aber, mein Gott, halten Sie doch nicht immer inne; wir verlieren die Zeit in unnützen Intervallen. Das waren also der deutsche Doktor, Herr le Roy, Hermine und Lisette, und nun wahrscheinlich noch Antonie Philipp und ihre Tante."

„Ja!"

„Das sind also zusammen sechs Personen?"

„So ist's."

„Hm. Allerdings Viel. Aber das schadet nicht; sie Alle müssen fort; sie haben es verdient!"

„Das ist bald gesagt," entgegnet Herr von Ferron; „die Hauptsache ist immer die Frage: Wie?"

Die Marquise stampft zornig mit den Füßen.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich dies von Ihnen hören will. Den letzten Plan hatte ich entworfen, und wären Sie nicht allzu

ungeschickt damit zu Werke gegangen, dann hätte er unter allen Umständen gelingen müssen und Niemandem wäre es eingefallen, zu glauben, daß wir dabei betheiligt seien. Aber, wie gewöhnlich, betrugen Sie Sich auch hier wieder dumm!"

„Madame — ich bitte . . ." unterbricht Jener.

„Ei, was! Sie haben gar Nichts zu bitten! Habe ich etwa Unrecht? Konnte es einen passenderen Ort geben, als das Palais des Polizeiministers? Allein, da ließen Sie Sich wieder von Ihrem Privathaß gegen Charles le Roy verleiten, eine Dummheit zu begehen, die nicht nur Alles verdarb, sondern auch schwerlich wieder gut zu machen ist. Gestehen Sie zu, daß Sie nicht einfältiger handeln konnten, als Lisetten in ein Hinterzimmer zu locken."

„I, nun . . ."

„Vertheidigen Sie Sich nicht, Ferron! Es würde vergeblich sein. Wir hatten beschlossen, sie Alle in ein seitwärts gelegenes Gemach zu vereinen, sie mit feurigen Wein zu traktiren und da derselbe mit Arsenik versetzt, so konnte es gar nicht schwer werden, innerhalb einer kurzen Zeit Herr des Schlachtfeldes zu sein. Statt alles Dessen lenkten Sie Ihr Augenmerk einzig und allein auf Lisetten, mit der Sie Gott weiß was beabsichtigten."

„Liebste Freundin, Sie verkennen mich!"

„Ich glaube nicht! Man geht nicht mit einem jungen Mädchen in ein apartes Gemach, ohne eine Absicht zu haben, und daß diese nicht dieselbe war, welche unsere Interesse erheischte, darüber bin ich vollständig im Klaren."

„Ich hatte keinen besondren Zweck — in der That, nein!" betheuerte der Chevalier.

„Dann begreife ich um so weniger Ihre Handlungsweise. Wir hatten Alle zusammen und Sie nahmen nur Einen unsrer Gegner und grade Denjenigen, der am ungefährlichsten war. Wir haben dadurch beinahe Alles verloren, und es wird uns fürwahr nichts Andres übrig bleiben, als so schnell wie möglich Paris zu

verlassen, denn über kurz oder lang wird uns doch die Polizei noch einstecken."

„Mich nicht."

„Sie am Ehesten, denn auf Ihre Habhaftwerdung ist bereits eine bedeutende Belohnung gesetzt, und ich habe sehr große Lust, mir dieselbe zu verdienen."

„Sie?"

„Ja, ich!"

„Sie würden mit fallen."

„Keineswegs."

„Ich bin Mitwisser aller Ihrer Geheimnisse."

„Man wird Ihnen nicht glauben."

„Aber den Briefen, welche, von Ihrer eignen Hand geschrieben, an mich gelangt sind."

Einen Augenblick stutzte die Dame. Herr von Ferron mochte wol so Unrecht nicht haben. Nach einer längeren Pause sagte Frau von Dedillier, daß sie zu diesem Mittel erst dann ihre Zuflucht nehmen würde, wenn er durch längere Unthätigkeit bewiesen hätte, daß er unfähig sei, mit ihr zu handeln.

„Nun, ich werde Ihnen einen Vorschlag machen!" versetzt Herr von Ferron nach langem Schweigen und fuhr dann fort: „Wir verbreiten das Gerücht, daß Sie Paris für immer zu verlassen gedenken und die Absicht haben, vorher noch einige Handlungen der Wohlthätigkeit zu thun. Das muß auch geschehen. Danach fordern Sie die verschiedenen Polizei-Lieutenants auf, Ihnen einen Bedürftigen aus ihrem Revier, betreffs der Empfangnahme einer Unterstützung, vorzuschlagen. Eine Unmasse Kandidaten wird man Ihnen präsentiren, Sie werden aber an jedem Etwas auszusetzen haben und sind dadurch im Stande, Ihr Vermögen nicht zu zersplittern. Einige werden Sie Ihrer Unterstützung würdig halten und diese Einige werden unsere Gegner sein."

Lächelnd entgegnete die Marquise:

„Vorausgesetzt, daß die betreffenden Polizei-Lieutenants mir diese Personen grade in Vorschlag bringen. Nein, mein Herr von Ferron, das geht nicht. Sie haben ganz vergessen, daß dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, der deutsche Doktor nicht unter den Auserwählten sein wird, und Er grade ist Derjenige, um den sich Alles dreht! Nein, nein! erdenken Sie etwas Andres."

„Aber, mein Gott . . ."

„Nichts von Gott, Ferron! Gott hat hiermit Nichts zu schaffen."

„Sie sind schwer zu befriedigen — in der That."

„Möglich."

„Wenn Sie meinen Vorschlag nicht annehmen, dann kann ich mir nicht helfen; ich weiß keinen andren."

„Dann werde ich Sie der Polizei verrathen."

„Ihre Briefe . . ."

„Ei was! sie sind niemals mit meinem Namen unterzeichnet, folglich falsch und von Ihnen untergeschoben aus Rache gegen mich. Ich werde meine Maßregeln schon zu treffen wissen. Versuchen Sie es. Wir werden ja sehen, wer den Kürzesten ziehen wird. Sie oder ich."

Herr von Ferron erhebt sich von seinem Platze und durchwandert langsamen Schritts mehre Male das Boudoir; zuweilen murmelte er auch Etwas vor sich hin, das die Dame jedoch zu verstehen nicht im Stande ist, obgleich sie außerordentlich aufmerksam scheint.

So vergehen gegen fünf Minuten. Der Chevalier nimmt seinen früheren Platz wieder ein und heftet einen langen durchforschenden Blick auf seine Genossin.

„Madame," sagt er, „wir werden es anders machen."

„Ich wünsche es."

„Sie werden an den deutschen Doktor schreiben!"

„Ich? Niemals . . . niemals . . ."

„Hören Sie erst zu, was ich Ihnen sagen werde, und wenn

Ihnen das nicht convenirt, dann bringen Sie Ihre Widersprüche an!" versetzt barsch der Chevalier.

„Nun denn, so reden Sie."

„Sie wissen, daß dem Doktor sehr schwer beizukommen ist und daß er sich nur durch eine gut einstudirte Gutmüthigkeit oder dergleichen überrumpeln läßt. Sie schreiben also an ihn und zwar in derselben Weise, wie Sie es vor zwölf Jahren gethan haben würden: liebevoll und zärtlich. Sie gestehen ihm, daß er damals Recht gehabt, als er behauptet, es würde Sie noch gereuen, ihn von Sich gestoßen zu haben. Sie wären jetzt, durch die vielen Gemüthsaufregungen vollständig erschöpft, dem Tode nahe, und Sie wären nicht im Stande, aus der Welt zu gehen, ohne Sich mit ihm, den sie so schwer gekränkt, zu versöhnen. Sie bitten ihn, Ihnen diesen letzten Liebesdienst zu erweisen und machen ihm besonders recht eindringlich, daß diese Bitte die letzte einer Sterbenden sei. Ich bin überzeugt, der Herr Doktor wird ohne Säumen zu Ihnen kommen."

„Und dann?" fragt die Marquise.

„Dann werde ich ihn mittelst einer Windbüchse vom Nebenzimmer aus erschießen."

„Nein, nein!" ruft Jene mit einer abwehrenden Bewegung ihres Hauptes. „Nur nicht an meinem Bette eine Gewaltthätigkeit; diese würde auch meinen Tod herbeiführen —"

„Soll er leben bleiben?"

„Nein! Er hat mich zu sehr beleidigt! Er beleidigt mich noch jetzt fast täglich, indem er alle meine Plane durchkreuzt! Nein, sterben..."

Frau von Devillier hält inne, wie wenn sie selber vor dem entsetzlichen Gedanken eines Mordes zurückbebe; dann richtet sie ihr fieberhaft glühendes Auge auf Ferron, um zu erforschen, ob Dieser es auch ehrlich mit ihr meine. Herr von Ferron hält indeß diesen Blick ruhig aus und sagt dann, daß er noch einen andern Vorschlag in petto habe, insofern sie den Ersteren ver-

werfen wolle. Die Dame läßt sich diesen zweiten Plan mittheilen und entgegnet dann in hohem Grade erfreut:

„Ja, ja! so gehts."

„Gut!" sagt der Chevalier. „Auf diese Weise würde aber immer erst ein Gegner aus dem Felde geschlagen sein, und wir haben deren Sechse. Was beginnen wir mit den übrigen Fünfen?"

„Hm ... können wir es nicht ebenso machen?"

„Es wird auffallen ..."

„Das schon, allein man wird nicht auf die Vermuthung gerathen, daß es unsrer Seits Berechnung gewesen, zumal wenn ich, wie es meine Absicht ist, dem Anscheine nach, wirklich sterbe und begraben werde."

„Dann müssen Sie doch Paris verlassen ..."

„Nein! ich werde in einem andern Stadtviertel als eine andre Person auftreten."

„Wozu aber aller dieser Weitläuftigkeiten?"

„Um das Vermögen Allemaniers für mich und das der Madame Lavasser für Sie zu retten ..."

„Wird uns schwerlich gelingen ..."

„Sehr gut wird es gehen. Allemanier ist vollständig in meiner Gewalt; er muß thun, was ich ihm sage und darf, wenn ich in einem andren Stadtviertel erscheine, mich nicht verrathen, denn mein Fall zieht auch den seinigen nach sich. Nur, wenn ich Paris verlasse, verliere ich das Vermögen dieses Mannes."

„Aber wozu aller dieser Weitläufigkeiten?" bemerkt nochmals fragend der Chevalier. „Wenn wir sechs Personen vernichten, kann es auf einen mehr oder weniger nicht ankommen. Ich stimme dafür, daß Monsieur Allemanier mit von der Partie sei."

„Nein!" erwidert die Marquise. „Sie vergessen, daß wir auch Männer haben müssen, die sich mit uns verbinden, im Fall uns Gefahr droht, und wenn dies Solche sind, die einen guten Ruf besitzen, wie mein Bankier, so ist es von doppeltem Vortheil."

„Gut, wie Sie wünschen!“

„Die Sache ist also abgemacht?“

„Ja!“

„Nun denn, zu Ihren Angelegenheiten.“

„Die sind verwickelter, als die Ihrigen!“

„Scheint nur so.“

„In der That!“ ruft Ferron lachend.

„Ich schlage vor, Sie reisen nach Amerika.“

„Ah, Sie wollen mich los sein?“

„Keineswegs, ich will Ihnen nur zu Vermögen verhelfen.“

„Auch in Amerika wird man jetzt nicht mehr so leicht reich.“

„Nein, aber von dort aus ist leichter das Geld der Madame Lavasser zu erobern.“

„Lassen Sie hören!“

„Sie reisen also nach Amerika und schreiben von dort aus an Madame Lavasser als deren Bruder; Sie zeigen ihr an, daß Sie von einer schweren Krankheit genesen und jetzt im Begriff sind, nach Paris zurückzukehren; sie möge die Güte haben, für ein entsprechendes Unterkommen für Sie zu sorgen. Sobald Sie hier angelangt sind, wird Madame Lavasser Sie vielfach prüfen, und da Sie inzwischen alle Verhältnisse dieser Familie erfahren, so kann diese Prüfung nicht zu Ihrem Nachtheile ausfallen. Sie werden nun auch erfahren, daß vor Ihnen schon Jemand hier gewesen, der sich für den Chevalier von Ferron ausgegeben, und es muß jetzt Ihre eifrigste Sorge sein, diesen Betrüger ausfindig zu machen. Sie bieten eine große Belohnung und dergleichen.“

„Hm,“ machte Ferron, „allerdings so übel nicht. Es kann gehen, besonders, wenn ich statt des schwarzen Haares, das jetzt meinen Kopf ziert, blondes trage. Ja, ja! Sie mögen Recht haben. Ohnehin hat mich ja eigentlich Keiner recht gesehen, ungeachtet ich nun schon so lange in Paris bin. Sehr gut. Ich werde darüber nachdenken.“

„Es scheint mir überhaupt keine andre Wahl übrig zu sein. In Paris werden Sie überall gesucht; an ein sicheres Auftreten ist also nicht mehr zu denken.“

„Freilich, doch ist es wol nicht nothwendig, daß ich wirklich nach Amerika reise.“

„Gewiß. Der Brief muß von dorther kommen. Die Dame wird sonst wiederum mißtrauisch sein.“

„Gut. In acht Tagen reise ich ab.“

„Vorausgesetzt, daß wir bis dahin meine Angelegenheiten geregelt haben.“

„Das wird in vier bis fünf Tagen geschehen sein.“

„Das heißt, wenn wir morgen schon anfangen.“

„Wir werden heute schon beginnen.“

„Gut.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Sterbezimmer.

Am andern Morgen finden wir Frau von Dedillier schwerkrank im Bette liegen; Niemand kann sein Erstaunen darüber verbergen, besonders da sie Jedermann den Tag zuvor noch bei bester Gesundheit angetroffen hat. Zu ihrer Pflege ist nun der als ihre Tante figurirende Chevalier von Ferron anwesend. Zwei der tüchtigsten Aerzte sind in der letzten Hälfte der Nacht herbeigeholt, allein Beide haben die Hoffnung auf Wiedergenesung aufgegeben. Der Chevalier von Ferron weint, wie es seiner Stellung nach am Schicklichsten ist, denn eine Frau, welche an dem Krankenbette einer Verwandten sitzt, muß weinen, und wenn sie hierzu nicht im Stande ist dann muß sie sich zwingen. Es ist einmal Gebrauch, daß die Frauen weinen, weil sie eine weit

wässrigere Natur haben, als der Mann, und so weinte demnach auch Herr von Ferron. Alles im Hause deutete übrigens darauf hin, daß ein in seinen letzten Zügen sich befindender Mensch in demselben anwesend sei. Die Korridors waren mit wollenen Decken belegt, eine Treppe, die nach dem Garten führte und in unmittelbarer Nähe des Krankengemachs sich befand, war abgebrochen und dem allgemeinen Verkehr der Hausbewohner entzogen, damit jedes auch noch so unbedeutende Geräusch vermieden werde. Damit jedoch dadurch kein Unglück geschehe, ward eine Art Barriere vor der Treppe angebracht, die Jedem ein warnendes Halt zurief. Auch das Pflaster der Straße vor und in der Nähe des Debillierschen Hotels hatte man vorsichtig bedacht, indem man dasselbe mit Stroh einen Fuß hoch belegt hatte.

Auf diese Weise war Alles gethan, was nur irgend zur Ruhe und Bequemlichkeit eines Kranken vonnöthen ist, und da auch die Aerzte zu den Geschicktesten von Paris gehörten und keine Mühe scheueten, das Leben der gnädigen Frau noch länger zu erhalten, so hätte man fast mit Sicherheit behaupten können, die Dame innerhalb einer kurzen Zeit gerettet zu sehen.

Indeß, der Mensch denkt und Gott lenkt, heißt ein altes Sprichwort, das sich auch hier wiederum zu bewahrheiten schien. Frau von Debilliers Kräfte nahmen so auffallend rasch ab, daß die Doktore in ihrer Unfähigkeit, hier noch etwas Nützliches zu thun, beschlossen, noch einen andern berühmten Collegen zu Rathe zu ziehen. Allein auch er wußte nicht mehr, als die beiden Andren, und er stimmte mit diesen vollständig überein, daß hier jede menschliche Hilfe vergeblich sei. Bei alledem wußte eigentlich noch Keiner, was der Dame fehle. Es mußte eine rapid vorschreitende Nervenerschlaffung sein, da Schmerzen offenbar gar nicht vorhanden waren. Endlich sagte man der Dame, daß sie sich auf den Tod vorbereiten müsse, denn alle Hilfsmittel der Wissenschaft wären nicht im Stande, ihr Leben auch nur um einen Tag zu verlängern.

Frau von Devillier verstand sehr wol, was die Doktoren sagten, sie erschrak aber nicht, sondern im Gegentheil, sie lächelte wie Jemand, dem eine ungeheure innere Freude bereitet worden ist. Nach einer Weile fragte sie mit schwacher Stimme, wie lange sie ungefähr noch zu leben habe, und als ihr die Doktoren darauf mittheilten, daß dies ebensogut noch zwei oder drei Tage, als auch nur ebenso viele Stunden dauern könne, versetzte sie, daß sie das Bedürfniß fühle, sich mit einem Geistlichen zu unterhalten.

Dieser Wunsch ward schon zwei Stunden später erfüllt. Der Pfarrer, ein höchst würdiger Mann, sprach ihr mit christlicher Liebe von den Schönheiten des jenseitigen Lebens, obwol er keine Beweise dafür haben mochte; aber er zeigte ihr das zukünftige Dasein der Menschen in so schönen, schillernden Farben, daß die Marquise ganz hingerissen davon schien. Nach einer Pause fragte sie:

„Und jeder Mensch wird dieser Wohlthaten theilhaftig?“

„Jeder,“ antwortete der Geistliche, „welcher sich zu Gott und Jesum Christum bekennt und der da bereut, was er Sündhaftes hier gethan!“

„Bereuen?“ murmelte fragend die Kranke.

„Ja, bereut,“ fiel Jener freundlich ein, „bereut und das wieder gut macht, was er verdorben, wenn es noch möglich ist; dazu gehört, daß er sich mit seinen Feinden aussöhnt, damit sie, wenn er hinüber gegangen, ein Paternoster für seine Seele beten! Bereuen und Verzeihen sind unerläßliche Bedingungen für denjenigen, der die ewige Seligkeit sich erwerben will.“

„Ach, Unsinn,“ sagt die Marquise abwehrend. „Sie können das nicht wissen, Hochwürden!“

„Die heilige Schrift sagt es uns, meine Tochter! und es muß übel um Sie stehen, wenn Sie, so nahe dem Grabe bereits, noch so frevelnd zu sprechen vermögen. Gehen Sie in Sich, meine Tochter, und bitten Sie Ihre Feinde um Vergebung.“

Frau von Devillier kämpfte eine lange Zeit mit sich selbst; man sieht dies deutlich an ihrem Gesicht und an dem flüchtigen Blick, den sie auf den Geistlichen heftet. Plötzlich fragt sie:

„Und Hochwürden meinen, daß ich nicht selig werden könne, ohne mich mit meinen Feinden ausgesöhnt zu haben?"

„Nein, das ist nicht möglich! Hat nicht selbst Christus am Kreuze zu seinem Vater im Himmel gesagt: Vater vergieb ihnen —? Und Sie, meine Tochter, die Sie weit sündhafter sind, Sie wollen Ihren Feinden nicht vergeben? und behaupten trotzdem eine Christin zu sein?"

In dieser und ähnlicher Weise spricht der Pfarrer noch eine halbe Stunde und er hatte es endlich so weit gebracht, daß die starre Rinde von dem Herzen der Marquise sich gelöst und Ihre Augen in Thränen schwammen.

„Ich habe zu viele Feinde," sagt sie darnach, „und sie werden nicht kommen, sich mit mir auszusöhnen."

„Sie werden kommen, wenn sie Christen sind!" sagt Jener mit Sicherheit.

„Ich zweifle daran."

„Nennen Sie mir jene Leute und ich selber will den Versuch machen, sie zu Ihnen zu führen."

„Nennen? Nun, ja! sei es! Der Doktor Robert . . ."

„Weiter . . ."

„Kennen Sie ihn?"

„Ja! Er ist derselbe, den man den deutschen Doktor nennt."

„Ja!"

„Weiter . . ."

„Fräulein Hermine Chamoisette; Fräulein Antonie Philipp und deren Tante, bei welcher sie wohnt; Herr Charles le Roy und mein ehemaliges Kammermädchen Lisette Maisau, welche sich leider im Gefängnisse befindet. Sagen Sie dem Gerichtshof, ich hätte auf dem Sterbebette bekannt, daß sie unschuldig ist. Nun

eilen Sie, hochwürdiger Herr! Meine Kräfte schwinden. Eilen Sie . . . eilen Sie . . ."

Der Geistliche, dem nur der Doktor Robert bekannt war, wußte nicht, wo er die andern Personen, deren Namen er sich flüchtig notirte, zu finden seien. Er wendete sich deshalb um Auskunft an Herrn von Ferron, welcher ihm jedoch mittheilte, daß er erst wenige Tage bei seiner Nichte sei und deren frühere Bekanntschaften gar nicht kenne. Die Polizei würde ihm jedoch ohne Zweifel genügende Auskunft ertheilen können.

Der Geistliche ging. Ferron befand sich mit Frau von Devillier allein, aber kein Wort ward zwischen Beiden gesprochen. Die Letztre sank gleich nach der Entfernung des Seelsorgers in einen anscheinend festen Schlaf.

Es ist Abend. Mehre Personen umstehen das Lager der Marquise. Unter denselben erkennen wir diejenigen, welche sie dem Geistlichen namhaft gemacht hat. Der deutsche Doktor steht ihr zu Haupte zunächst und sie hat seine Hand mit der ihrigen erfaßt und scheint sie innig zu drücken.

„Darf ich auf Deine Verzeihung rechnen?" fragt die Kranke.

„Ganz gewiß!" versetzt der Doktor Robert; „ich habe Dir längst schon verziehen."

„Und doch hast Du mich fortwährend verfolgt —"

„Ich verfolgte Dich, um Dich zu verhindern, neue Verbrechen zu begehen. Du gingst immer auf einem schlüpfrigen Wege, auf den Dich jener Pfandleiher brachte, der sich unter vornehmem Namen auch in Paris hier zu Dir gesellte. Nur Dein Bestes hatte ich stets vor Augen, wenn ich mich in Deine Nähe drängte."

Die Marquise schüttelt zweifelnd ihr Haupt; sie versucht auch zu lächeln, doch will ihr dies, dem Anscheine nach, nicht recht gelingen, vielleicht wegen ihrer außerordentlichen Schwäche. Sie giebt durch einen kaum fühlbaren Druck ihrer Hand zu erkennen,

daß der deutsche Doktor sich zu ihr nieder beugen solle, und als er dies gethan, fragte sie:

„Liebst Du mich noch?“

„Nein!“ sagt er.

Sie seufzt und versetzt:

„Du hast Recht; denn ich habe Deine Liebe nicht zu schätzen gewußt. Aber, Julius, Du vergiebst mir, was ich Dir Böses gethan —?“

„Von Herzen gern.“

„Habe Dank. Noch eins, Julius: Weshalb warst Du auf der Redoute des Polizeiministers? und weshalb hattest Du grade dasjenige Kostüm gewählt, das ich und der Chevalier von Ferron trug? Ich meine die Todtenmaske.“

„Ich wußte, daß Ihr Beide dort eine neue Abscheulichkeit verüben wolltet. Ich beabsichtigte, dieselbe zu verhindern und Euch gleichwol nicht zu schaden. Ich wählte meinen Anzug, um die Polizei irre zu führen; Du magst also hieraus ersehen, daß ich stets nur Dein Bestes erstrebte.“

„Habe Dank. So, nun leb' wohl. Wir werden uns dort oben wiedersehen. Eine innere Stimme sagt es mir. Adieu!“

„Adieu, Helene! Adieu!“ spricht der Doktor weich und mit Mühe eine Thräne zurückdrängend.

Er zieht sich zurück. Der Geistliche, welcher, wie alle übrigen Anwesenden, in bescheidener Entfernung stand, nahm ihn in Empfang und führte ihn in eine Fensternische.

„Diese Kranke,“ sagt er zu Julius, „scheint manche Last auf ihrem Gewissen zu haben.“

„Kein Zweifel,“ entgegnet der Angeredete.

„Sie sind von früher aus mit ihr bekannt?“

„Ja. Wir standen in Berlin einander ziemlich nahe.“

„Darf ich fragen, wie es kommt, daß ein Ehrenmann, wie Sie, mit einer solchen Frau bekannt geworden ist.“

„Ach, mein Herr,“ versetzt Julius schwermüthig, „wenn ich

Ihnen dies Alles erzählen sollte, brauchen wir mehre Tage; es ist eine ebenso lange, als traurige Geschichte."

„Ich ehre Ihr Geheimniß, mein Herr, und wünschte auch nur die Hauptmomente zu erfahren."

„Einige Worte werden genügen, Sie einen tieferen Blick in die Mysterien dieser Sterbenden thun zu lassen. Hören Sie: Diese Frau war meine Gattin."

Eine Weile schwieg der Geistliche. Die Ueberraschung hatte offenbar seine Zunge gelähmt. Endlich ergriff er die Hand des Doktors und sagte:

„Da haben Sie Viel zu leiden gehabt."

„Ganz gewiß."

„Aber Sie haben ihr verziehen?"

„Ja!"

„Sehr edel von Ihnen."

„Meine Pflicht — nichts weiter."

„Wol haben Sie Recht, allein wie wenige Menschen thuen ihre Pflicht! Noch eine Frage erlauben Sie mir: Hat Sie einen geringeren oder haben Sie einen höheren Titel angenommen?"

„Ich habe den Meinigen behalten."

„Ah . . ."

Während dieses kurzen Gesprächs zwischen dem deutschen Doktor und dem Geistlichen hatte die Marquise von Devillier mit ihren übrigen Feinden ähnliche sentimentale Diskussionen, die um so tragischer wurden, als bei diesen in der That viele Thränen flossen. Endlich war die Versöhnung eine vollständige. Frau von Devillier bat den Seelsorger um Darreichung der letzten Sakramente und als sie sich vermittelst derselben noch mehr auf das Jenseits vorbereitet hatte, gab sie den Wunsch zu erkennen, jetzt allein zu sein.

Einem Sterbenden erfüllt man leicht seine Bitten. Alles schickte sich an, das Sterbezimmer zu verlassen. Der Geistliche begab sich auf Anrathen des Chevaliers in ein Seitengemach, da,

wie derselbe angab, möglichen Falls seine Nichte noch ein Mal nach ihm verlangen könne. Den Andren wies er eine Thür, durch welche sie sich wegbegeben sollten.

Niemandem fiel es auf, daß dieselbe der gegenüber lag, durch welche sie hereingekommen waren; den Doktor Julius Robert ausgenommen, dem sein herbes Schicksal eine große Vorsicht eingeimpft hatte. Indeß war jetzt keine Zeit zum Nachdenken. Er verschwand mit den Uebrigen durch die erwähnte Thür. Der Korridor war finster, was an und für sich eben keine Merkwürdigkeit war, da bereits die elfte Stunde vorüber und die Lichte zu dieser Zeit gemeinhin gelöscht sind.

„Seien Sie vorsichtig," sagte er leise zu den Andren, „damit Niemand zu Schaden kommt; lassen Sie mich vorangehen, um einen Weg zu finden. Ich weiß im Dunkeln vielleicht besser Bescheid."

Zur näheren Verständniß müssen wir hier die Bemerkung einschalten, daß die sechs Personen sich durch diejenige Thür entfernt hatten, welche auf die der Ruhe wegen abgebrochenen Treppe führte, was freilich Keiner von allen Sechsen wußte.

Der deutsche Doktor berührte zuerst die hanfene Barrière, welche der scheinbaren Sicherheit wegen auf Anordnung des Herrn von Ferron angebracht war. Er stolperte, verlor das Uebergewicht und stürzte kopfüber, ohne jedoch ein auffallendes Geräusch dadurch zu verursachen. Seine Schicksalsgefährten machten, nicht weil der Mensch überhaupt ein Nachahmungsgeschöpf ist, sondern weil Keiner von ihnen im Finstern erkennen konnte, was sich mit dem Doktor zugetragen, dasselbe.

Dies konnte nun freilich nicht mit derjenigen Ruhe vorübergehen, welche mit Rücksicht auf einen Sterbenden wol erforderlich gewesen wäre; gleichwol erfuhr Niemand von denen, welche bei der Marquise sich befanden, davon, denn zur nämlichen Zeit fiel die Dame in die heftigsten Konvulsionen, wobei sie gottesjämmerlich schrie, daß es im ganzen Hause wiederhallte.

Einige Minuten darauf hatte sie aufgehört, zu leben. Der Chevalier, als nächster Leidtragender, deckte einen dichten Schleier über den Kopf der Todten und bat den Geistlichen sowie den Arzt, ihr jetzt mit seiner hingeschiedenen Nichte allein zu lassen. Da diese Bitte den Umständen nach eine vollständig gerechtfertigte war, so ward sie auch von den beiden erwähnten Personen ohne Widerrede erfüllt. Sie verließen das Gemach durch diejenige Thür, welche jener vis à vis lag, durch die der deutsche Doktor und seine Genossen verschwunden waren.

Herr von Ferron war jetzt ganz allein mit Frau von Devillier und es war nur noch Weniges zu thun, die Komödie zu Ende zu führen. Anfangs verhielt er sich ganz ruhig und richtete horchend sein Ohr bald der einen, bald der andern Seite zu; als dasselbe sich überzeugt, daß Alles im Hause ruhig war, sagte er zu der Marquise:

„Nun, meine liebe Freundin, stehen Sie auf und machen Sie einem Andren Platz.“

Frau von Devillier befreite sich von dem ihr Gesicht bedeckenden Schleier, lächelte und stand auf. Ferron führte sie in ein Seitengemach, von wo er gleich darauf mit dem Kadaver einer andren Frauensperson, der jedoch wenig Aehnlichkeit mit der Marquise hatte, zurückkehrte. Diesen Kadaver legte er in das Bett, das soeben seine Freundin verlassen, und deckte ihn mit dem Schleier zu; darnach zündete er zwei Kerzen an, von denen er die Eine am Kopfe, die Andre am Fuße des Bettgestells placirte. Hiermit fertig, begab er sich auf's Neue zu Frau von Devillier, welche sich inzwischen vollständig angekleidet hatte.

„Nun schnell, fort!“ sagt er zu ihr. „Ich muß die Dienerschaft wecken, damit der Leichnam gewaschen wird.“

„Was ist aus Robert geworden?“

„Ich habe noch nicht nachgesehen,“ versetzt der Chevalier; „es ist aber Keiner von allen Sechsen zurückgekommen, folglich werden Alle das Genick gebrochen haben, wie ich es vorausge-

sehen. Sie werden uns nicht mehr incommodiren! Verlassen Sie Sich darauf."

„Wenn dem aber nicht so ist?" fragt die Marquise.

„Es ist so!" versetzt Ferron bestimmt; „ich hätte sonst Geräusch oder Geschrei hören müssen oder sie wären wieder in dem Sterbezimmer erschienen. Keins von allen Dreien ist geschehen, also —"

„Sie werden hinabgestürzt sein."

„Ich glaube es auch," sagt lachend der Chevalier. „Es konnte auch nicht anders sein. Denn sehen Sie, die Leine, welche wir vor dem Beginn der ehemaligen Treppe angebracht, hat ihnen unbedingt eine Art Schnellkraft gegeben. Sie sind darüber gestolpert, haben das Gleichgewicht verloren und sind unzweifelhaft kopfüber zur Treppe hinunter gestürzt. Eine famose Idee, das! Hm! Ah, ich sagte es Ihnen gleich, wir werden ein brillantes Resultat erzielen, und habe ich gelogen? Wahrhaftig nicht! Wir sind unsre Verfolger nach allen Seiten hin los! Sie sind gestorben und die Akten, welche man in Bezug auf Sie bereits angelegt, werden bei Seite geschoben, denn auch Sie sind todt! Ist Ihnen dies klar —?"

„Vollkommen."

„Also fort, schnell."

„Ich befürchte nur, daß der Arzt an dem Leichnam entdecken wird, daß er ehemals nicht die Marquise von Debillier gewesen."

„Ich glaube das nicht. Derselbe Doktor, welcher Sie hat sterben sehen, wird auch Ihren Todtenschein unterzeichnen. Außerdem hat die Leiche gleich Ihnen schwarzes Haar, ist fast von der nämlichen Größe und Korpulenz und liegt in Ihrem Bette. Wer sollte da vermuthen, daß dieselbe nicht die Frau von Debillier wäre? Kein Mensch!"

„Wenn aber der Doktor Robert nicht gestorben ist?"

„Dann werden wir ihn auf andre Weise von der Welt

bringen! Aber er ist todt; verlassen Sie Sich darauf, sonst hätte er ja das Gemach wieder betreten müssen."

„Aber, nehmen Sie einmal an, er wäre nicht todt; kann durch ihn der Betrug nicht herauskommen? Er kennt mich genau."

„Nein, es wird durch ihn nicht verrathen werden, denn wir werden die Leiche noch in dieser Nacht in den Sarg legen, der, sobald der Arzt den Todtenschein geschrieben, sofort geschlossen wird. Aengstigen Sie Sich nicht und halten Sie uns nicht durch unnütze Befürchtungen noch länger auf. Wir müssen eilen. Ihr Geld und Prätiosen haben Sie?"

„Es ist Alles schon in der neuen Wohnung."

„Für wen haben Sie Sich daselbst ausgegeben?"

„Herzogin von Auber."

„Sehr gut, Frau Herzogin!" sagte mit einer lächelnden Verbeugung der Chevalier. „Bitte, begeben Sie Sich nach Ihrem Palast. Morgen Abend bin auch ich dort und übermorgen früh trete ich meine Reise nach Amerika an. Adieu!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Vier Leichen.

Wir haben in der letzten Abtheilung unserer Erzählung gezeigt, wie tief eine Frau, von einem scheußlichen Rachegefühl getrieben, sinken kann. Der deutsche Doktor, welcher, wie wir aus seinem eigenen Munde vernommen, ehemals durch den Segen des Priesters mit ihr verbunden gewesen und vermuthlich durch den Spruch des Gerichts wiederum von ihr getrennt worden, hatte ihr niemals etwas Böses zugefügt. Sein einziges Streben war stets darauf gerichtet, sie zu verhindern, neue Verbrechen zu begehen, deren schon eine unzählbare Menge ihr Gewissen be-

lastete. Dadurch aber fühlte sie sich immer heftiger gegen ihn aufgebracht, denn sie, die eben nur von Verbrechen leben konnte, weil sie niemals in ihrem Leben zu irgend einer Arbeit Lust gehabt und immer geneigt war, die feine Dame zu spielen, sie konnte nur mit unerlaubten Mitteln ihre Existenz sichern. Wäre sie in dem ihr von der Natur angewiesenen Stande geblieben, so hätte sie vielleicht ein recht braves Weib werden können und sicherlich würde sie sich an der Seite eines Mannes, wie Julius Robert, äußerst glücklich gefühlt haben; allein eine offenbar verkehrte Erziehung hatte sie total verdorben. Unser Gefühl empört sich, wenn wir daran denken, mit welcher Berechnung sie sechs Personen zugleich ermorden wollte! Wenn sie auch nicht selber Hand angelegt, so war doch Alles, das den Tod Jener herbeiführen sollte, mit ihrer Bewilligung geschehen. Ebenso gräßlich ist der Gedanke, daß der Chevalier von Ferron seine eigene Tochter in das allgemeine Grab mit hineinwerfen wollte.

Glücklicher Weise hatte die Vorsehung es anders beschlossen. Doktor Robert, den, wie wir seiner Zeit zu bemerken uns erlaubten, das Schicksal zu Vorsicht gemahnt, hatte zu seinen Gefährten gesagt, er wolle vorangehen, um den Weg zu erkunden, der sie in's Freie führen konnte. Kaum hatte er diesen seinen Wunsch zu erkennen gegeben, als er die Leine berührte, die zum Schein der Vorsicht wegen angebracht worden war; er stolperte, verlor das Gleichgewicht und stürzte vornüber und zwar so gewaltig mit dem Kopf gegen eine Mauerecke, daß er blutend liegen blieb und es nur eines kleinen Anstoßes noch bedurfte, ihn vollends hinunter zu werfen, wobei er dann allerdings sich alle Knochen im Leibe zerbrochen haben würde. Die Uebrigen, welche ungeachtet der Warnung des deutschen Doktors nicht stehen blieben, fielen Einer nach dem Andern über die Leine, und Lisette, Hermine und die Tante Antoniens stürzten in der That durch die Oeffnung, wo ehemals die Treppe gestanden. Charles le Roy und Antonie wurden durch den ohnmächtig liegenden Doktor Robert aufge-

halten und hatten noch so viel Besinnung, sich kriechend zurückzuziehen. Jeden Falls wären diese beiden Personen in das Zimmer zurückgegangen, wo die Frau Marquise sich befand, wenn sie in der Dunkelheit in ihrer Angst die Thür hätten finden können.

Herr le Roy hatte die Hand Antoniens ergriffen, sicherlich nur, um sie vor Unfall zu bewahren, denn er konnte nicht wissen, wem diese Hand gehöre, obgleich er aus ihre Form und der Sanftheit ihrer Haut annahm, daß sie die Hand eines der drei jungen Mädchen war, die er, streng genommen, gleich lieb hatte. Darauf kam es indeß augenblicklich gar nicht an; ja, er dachte nicht einmal daran, als er zu Antonien sagte:

„Verhalten Sie Sich ganz ruhig. Wir sind in eine Falle gelockt. Die Marquise ist noch im Sterben ein Satan gewesen. Wir haben mit ihr sterben sollen. Und wie es scheint, ist es ihr mit den Uebrigen auch gelungen. Man hört Nichts mehr von ihnen; sie sind entweder ohnmächtig oder todt."

„So wird auch meine brave Tante gestorben sein!" seufzte das junge Mädchen.

Erst aus diesen Worten erfuhr Charles le Roy, daß Diejenige, deren Hand in der Seinigen ruhte, Antonie Philipp war. Ein eigenthümliches Gefühl überkam ihn; es war nicht Liebe, wenigstens nicht jene Liebe, welche er bisher gewöhnlich empfunden; vielmehr war es jenes göttliche Gefühl, welches uns auf eine ungleich höhere Stufe der Gesellschaft stellt; es war ein Gefühl, in welchem sich Liebe und Besorgniß vereinen, ohne die praktische Seite der Erstern sehen oder empfinden zu lassen.

„Antonie," sagt er, „Sie sind es?"

„Ja!" versetzt sie kaum hörbar und zitternd.

„Aengstigen Sie Sich nicht," bemerkt er darauf und drückte innig die Hand, welche noch immer in der Seinigen sich befand, die aber diesen Druck nicht im Geringsten erwidert, und wenn ein Händedruck bei der Liebe maßgebend ist, so mußte Charles unbedingt zu dem Glauben gelangen, daß Antonie seine Liebe

nicht theile. Dem war jedoch nicht so. Sie liebte ihn wol ebenso innig, wie er sie liebte, aber es war nicht der Augenblick, ihm dies zu verstehen zu geben.

„Meine Tante," sagte das junge Mädchen nach einer Pause. „Was wird aus ihr geworden sein? O, mein Gott."

„Das Schicksal des Menschen ist im Buche der Natur schon bei seiner Geburt verzeichnet, und wir können Nichts dagegen machen. Wir müssen uns demselben beugen und wenn es auch noch so unbarmherzig auf uns einstürmt."

In dieser Weise hatte dieser leichtsinnige junge Mann noch nie gesprochen. Ihm selber kam es auffallend vor, und wenn Licht in der Nähe gewesen wäre, hätte man sehen können, wie ein leichtes Lächeln seine Lippen umspielte.

„Leider!" murmelte Antonie. „Leider . . ."

„Ja, leider."

Eine lange Pause trat hierauf ein. Keiner von Beiden sprach ein Wort und es herrschte eine Ruhe, daß man den Athem von jedem Einzelnen hören konnte. Charles le Roy horchte hoch auf, ob er vielleicht von den übrigen vier Personen Etwas vernehmen könne, allein nicht das geringste Lebenszeichen von Jenen berührte sein Ohr.

So verliefen mehre Stunden. Herr le Roy hatte Antonie aufgefordert, sich auf die Erde niederzusetzen, während er ein Gleiches that. Er wollte, wie er sagte, den neuen Tag abwarten, der unzweifelhaft doch Licht bringen würde.

Unterdessen war die Marquise bereits nach ihrem neuen Hotel abgegangen und Herr von Ferron hatte sich in ein andres Zimmer begeben, da es ihm etwas unheimlich war, in der Nähe der Leiche zu verweilen. Diese Leiche hatte er von dem Todtengräber für eintausend Franken gekauft, angeblich um sie zu seciren. Dergleichen geschieht so sehr häufig, daß in manchen Städten Personen vorhanden sind, die daraus ein förmliches Gewerbe machen, die Leichen aus ihren Gräbern nehmen und an junge

Aerzte gegen hohes Honorar veräußern. Der Todtengräber schöpfte deshalb auch nicht den mindesten Verdacht.

Gegen Morgen wird es lebendiger in dem bisherigen Hotel der Marquise von Dedillier. Die Dienerschaft hat erfahren, daß die Gebieterin mit Tode abgegangen und giebt sich eine besonders lobenswerthe Mühe, ein trauriges oder weinendes Antlitz zu zeigen, was jedoch nur dem weiblichen Theil derselben, der darin vielleicht eine größere Gewandtheit hat, gelingt.

Herr von Ferron schreibt die Abmeldungen und sendet zum Arzt und nach einem Sarge. Der Letztre kommt früher an und die Leiche wird hinein gelegt. Alle Domestiken wundern sich, wie sehr die gnädige Frau sich verändert habe und daß so schnell schon die Todtenflecke zum Vorschein gekommen sind. Als ihnen jedoch Ferron sagt, daß Frau von Dedillier in erschrecklichen Konvulsionen ihren Geist aufgegeben und daß dabei immer eine auffallende Veränderung eintritt, schwieg Jeder.

Der Arzt, ohne weiter zu untersuchen, sondern die sichtbaren Todtenflecke als sicheres Zeichen annehmend, was sie auch in der That immer sind, attestirte das erfolgte Ableben der Marquise und entfernte sich wieder. Der Sarg wurde geschlossen und die Tragödie war somit beendet.

Herr von Ferron, seiner Rolle als Tante getreu, weinte fortwährend und hatte so viele Beileidsbezeugungen Seitens der Dienerschaft zu ertragen, daß er schon dieserhalb hätte weinen müssen.

Plötzlich hörte man ein außergewöhnliches Getöse in dem Hause. Geschrei und wirres Durcheinanderlaufen. Eins der dienenden Mädchen hatte die drei herabgestürzten und noch immer an der Erde liegenden Frauenzimmer gefunden. Mit wildem Geschrei flog sie davon und verbreitete die Kunde durch das ganze Haus. Alles strömte herbei. Man hob die Verunglückten empor, trug sie in ein zur ebenen Erde gelegenes Gemach und holte einen Arzt herbei.

Während dies vorging, versuchte Charles le Roy, welcher merkwürdiger Weise sein Unglück in Gesellschaft mit Antonien verschlafen hatte, die Aufmerksamkeit der Dienstboten auch auf sich zu lenken. Es gelang ihm. Bald kamen Einige derselben herbei und führten ihn mit seiner Gesellschafterin in's Freie. Bei dieser Gelegenheit trug man auch den deutschen Doktor in jenes Zimmer, wo sich bereits die drei Frauen befanden.

Ein Arzt konnte bei diesen vier Personen nicht genügen; es wurden noch deren Zwei requirirt und die Wiederbelebungsversuche wurden mit aller Energie begonnen, leider aber nur bei Robert mit Erfolg gekrönt. Die drei Frauen hatten in der That den Tod davon gehabt.

Robert war zwar nach einigen Stunden noch so schwach, daß er mittelst eines Fiacers nach seiner Wohnung befördert werden mußte, gleichwol behauptete der Arzt, daß wirklich Gefahr für ihn nicht mehr vorhanden sei.

Herr le Roy führte Antonien, die tief von ihrem Schmerze niedergebeugt, willenlos Alles mit sich machen ließ, zu seiner Pflegemutter, Madame Lavasser, deren Obhut er sie anvertraute. Dann begab er sich nach seinem Quartier, um auszuruhen von den Strapazen, unter denen sowol sein Geist, als auch sein Körper in der letzten Zeit zu leiden gehabt.

Zwei Tage nachher ward die Pseudo-Marquise begraben mit allem Pomp, den man Personen ihres Standes gemeinhin angedeihen läßt, und einen Tag darauf trug man auch Lisetten, Herminen und Antoniens Tante nach dem Friedhofe und ihren Leichen folgten nur Wenige; diese Wenige waren aber keine formelle, sondern wirklich Leidtragende, worunter sich namentlich Antonie und Charles befanden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine verrückte Idee.

Einige Tage später ist Doktor Robert wieder so weit hergestellt, daß er sein Zimmer auf kurze Zeit zu verlassen im Stande ist und Besuche empfangen kann. Er ist eben im Begriff, auszugehen, als Charles le Roy sich ihm anmelden läßt. Er bringt ihm verschiedene Neuigkeiten, unter anderen auch, daß das Hotel der verstorbenen Marquise von Debillier von der Polizei mit Beschlag belegt und sämmtliche Domestiken zur Haft abgeführt worden sind. Aus welchem Grunde derartige Maßnahmen in Kraft getreten, weiß Herr le Roy zwar nicht, doch vermuthet er, daß dieselben durch die zuletzt daselbst Statt gehabten Ereignisse hervorgerufen worden sind. Doktor Robert entgegnet darauf sehr Wenig, wie überhaupt vieles Sprechen nicht zu seiner Natur gehört. Er sagt nur, wie er selber glaube, daß die Dienerschaft nicht ganz unbetheiligt sei und daß sich durch eine gewissenhaft geleitete Untersuchung die Wahrheit bald herausstellen müsse.

Charles le Roy hat freilich nie viel mit dem deutschen Doktor verkehrt, theils lag hierin der Grund in der Verschiedenartigkeit des Alters, theils aber auch darin, daß Monsieur Robert neuen Bekanntschaften absichtlich aus dem Wege ging. Unglück sowol, als Freude verbindet jedoch sehr bald zwei Menschen, die sich früher vielleicht nie oder doch nur sehr selten gesehen und mit einander gesprochen haben. Jetzt z. B. fordert der junge Mann den Doktor auf, mit ihm in einem Café zu frühstücken und Dieser schlägt es ihm nicht ab. Beide begeben sich zu einem renommirten Restauranten und verlangen ein Gabelfrühstück und eine Flasche Bordeaux. Eine halbe Stunde mochten sie etwa hier verweilt haben, als plötzlich Charles le Roy's Arm berührt wurde. Er dreht sich um und sieht den Baron Alfred de la Rosair neben

sich. Beide haben lange einander nicht gesehen und die Herzlichkeit, mit welcher sie sich gegenseitig begrüßen, ist eine unverfälschte.

Charles le Roy stellt den deutschen Doktor und Diesem den Baron vor. Beide kennen sich, obgleich sie noch nie zusammen gekommen. Der deutsche Doktor ist indeß eine Persönlichkeit, von der Jeder in Paris gehört.

Wie natürlich, setzte sich Alfred zu den beiden Männern, und das Gespräch drehte sich gleich darauf nur ausschließlich um das Abenteuer, das beide jüngst im Hotel der Marquise von Debillier erlebt.

„Ich glaube," bemerkt der Baron nach kurzem Nachdenken, „daß man absichtlich Sie nach jener Stelle hin befördert, wo unglücklicher Weise jene drei armen Frauen ihr Leben verloren haben."

„Das glaube auch ich," versetzt Charles.

„Es ist allerdings der Frau Marquise schon zuzutrauen," fällt Doktor Robert ein; „doch glaube ich dies grade nicht, da sie keine Ursache hatte, gegen die Andren dergestalt zu operiren. Wäre ich allein betheiligt, dann schon."

„Glauben Sie das nicht," entgegnet rasch Charles le Roy. „Wir Alle, die wir an jenem Abend bei Frau von Debillier uns befanden, wir Alle haben sie gereizt. Das können Sie schon daraus ermessen, daß sie es für nothwendig gehalten, sich vor ihrem Tode mit uns auszusöhnen."

„Und ist sie wirklich gestorben?" fragt Herr de la Rosair.

„Haben Sie es nicht gehört?" versetzt le Roy.

„Ja, ich habe gehört, aber ich glaube es nicht!"

„Ach, Unsinn. Wir sind dabei gewesen."

„Um so schlimmer, daß Sie Sich dann haben betrügen lassen."

„Sie glauben —?"

„Ich glaube, die Marquise ist nicht todt."

„Sie ist ja begraben.“

„Wissen Sie, ob Jemand in dem Sarge gewesen?“

„Der Arzt hat ja den Todtenschein ausgestellt, und man sagt, daß sich an dem Kadaver schon am ersten Tage Todtenflecke gezeigt.“

„Wenn dies nun aber ein andrer Leichnam gewesen?“

„Lächerlich!“ ruft Charles le Roy. „Ich sage Ihnen, wir sind bis zu ihrem Sterben bei ihr gewesen.“

„Hören Sie, lieber Roy, so viel ich davon verstehe, zeigen sich die Todtenflecken am ersten Tage nach dem Ableben nur bei solchen Personen, bei denen schon im lebenden Zustande eine innere Fäulniß vorausgesetzt wird; also bei allen Denen, welche Geschwüre im Innern haben, z. B. bei Schwindsüchtigen aller Arten. An einem solchen Uebel hat aber, so viel ich weiß, die Frau Marquise nicht gelitten und da dies nicht der Fall, so können nach meinem Dafürhalten, auch nicht schon am ersten Tage die Zeichen einer beginnenden Fäulniß sichtbar geworden sein.“

„Es liegt viel Wahres in Ihren Worten, Herr Baron,“ bemerkt der deutsche Doktor, „und ich würde Ihnen in Allem beistimmen, wenn ich nicht selber dabei gewesen wäre und sie hätte sterben sehen. Ueberhaupt bitte ich, zu bedenken, daß sehr häufig Personen an der Schwindsucht leiden, ohne daß ein äußeres Zeichen bemerkbar wird. Sicherlich ist die Frau Marquise todt. Wir haben sie sterben sehen, und wenn diese Dame auch einer außerordentlichen Verstellung fähig ist, so konnte sie unmöglich eine Sterberolle so deutlich durchführen, wie es in der That war.“

„Mein lieber Doktor, bedenken Sie, daß es Mittel giebt, einen solchen Zustand, von dem Sie Zeuge gewesen, künstlicher Weise hervorzurufen. In einem Irrenhause zum Beispiel, wo sich sehr häufig Personen befinden, die nur in der Beziehung wahnsinnig sind, daß sie noch nicht sterben wollen und also ihrer Familie hier und da ein Hinderniß sind, sonst aber sich ihres vollen Bewußtseins zu erfreuen haben. Diese Personen nun

werden ebenfalls von einem Arzte untersucht und damit das Urtheil den Plänen der Familie entsprechend ist, so bekommt ein solcher Unglücklicher kurz zuvor ein Medicament ein, das ihn im Augenblick der Untersuchung als unbezweifelt wahnsinnig erscheinen läßt. Dasselbe Manöver wird gemacht, wenn hier und da ein Regierungs-Commissar die betreffenden Irrenhäuser inspizirt. Ein solcher Mensch wird aber mit der Zeit wahnsinnig und zuletzt können seine Wärter jener teuflichen Mittel vollständig entbehren. Bedenken Sie, wenn man also dies in dieser Beziehung zu thun vermag, weshalb soll man nicht auch künstlicher Weise eine schnelle und auffallende Nervenerschöpfung hervorrufen können?! Sie wissen, ich bin etwas Arzt und habe Manches in dieser Hinsicht erfahren."

„So meinen Sie also, daß dies Alles nur ein Puppenspiel gewesen?" fragte der deutsche Doktor.

„Ja, ich behaupte es!"

„Das wäre ja entsetzlich! Für so niederträchtig hätte ich dennoch diese Frau nicht gehalten."

„Darauf kommt es jetzt gar nicht an. Mein Rath geht dahin, den Antrag zu stellen, den Leichnam der Frau von Devillier ausgraben zu lassen."

„Wie kann ich das."

„Es muß geschehen. Hier waltet ein ungeheurer Betrug ob, der um so abscheulicher ist, als dadurch drei brave Frauen um ihr Leben gekommen sind. An Sie besonders, le Roy, wende ich mich; denken Sie an Herminen."

„Ja, ja!"

„Wollen wir?"

„Was?"

„Aber, mein Gott, haben Sie denn nicht gehört, was ich gesprochen? Ich wünsche, daß der Leichnam der Marquise von Devillier ausgegraben und nochmals untersucht wird. Ich glaube

nicht, daß er todt oder überhaupt begraben ist. Es ist eine Täuschung gewesen. Weiter nichts!"

Nach längerem Hin- und Herreden erklärten endlich sowol der Doktor Robert, als auch Herr le Roy, daß sie mit der Sache nichts zu thun haben mögen und daß, wenn Herr de la Rosair seinen Wunsch realisirt haben wolle, er schon allein handeln und einschreiten müsse. Sie bestritten, wie sie weiter bemerkten, keineswegs seine Annahme, könnten derselben aber auch ebenso wenig beipflichten.

Herr de la Rosair entfernte sich endlich wieder und murmelte, während er im Innern einer Miethskutsche sich befand:

„Schreckliche Menschen, das! Sie wollen Nichts für die Wissenschaft thun. Ich habe Alles versucht, sie für meine Ideen einzunehmen, doch vergeblich. Ich glaube selbst nicht, daß ein Betrug Statt gefunden, aber ich bin der Meinung, daß ich vermöge meines neuen Mittels im Stande bin, die Todten wieder zu erwecken. Das durfte ich ihnen natürlich nicht sagen, denn sie sind froh, daß die Dedillier nicht mehr lebt. Ich mußte ihnen etwas Phantastisches vorspiegeln und habe dessen ungeachtet Nichts damit erreicht. Alles prosaische Menschen. Jetzt werde ich zu Herrn von St. Estephe gehen und versuchen, ihn für meine Ansicht einzunehmen! Ich möchte gern etwas Außerordentliches auf dem Gebiete der Medizin thun. Ich behaupte, kein Mensch braucht zu sterben; wir haben die Mittel, selbst gegen den Tod zu Felde zu ziehen und siegreich aus diesem Kampfe hervorzugehen. Würde ich diese meine Ansicht aber veröffentlichen, ohne sie mit Beispielen unterstützen zu können, dann würde man mich im günstigen Falle auslachen, in ungünstigem jedoch für wahnsinnig erklären und in ein Irrenhaus sperren. Die Kurzsichtigkeit der Menschen ist eben so gräßlich als albern. Ha, wenn es mir gelingt, Todte zu erwecken! Welcher Triumph!"

Herr de la Rosair war so sehr von seiner in der That wahnsinnigen Idee eingenommen, daß er nicht im Geringsten

daran dachte, wie leicht dieselbe fehlschlagen konnte und nach den Gesetzen der Natur auch fehlschlagen mußte. Es wäre in der That ein Unglück, wenn es in des Menschen Macht läge, den Tod vom häuslichen Heerde fern zu halten oder wenn er schon seine Herrschaft geltend gemacht, ihm sein Opfer wieder zu entreißen. Dann würde die Welt zuletzt so überaus bevölkert werden, daß die Menschen einander aufessen mußten, um nur das elende Dasein zu fristen.

Indeß hatte, wie wir sehen werden, Herrn de la Rosair's Ansicht das Gute, daß dadurch der Betrug, welchen Frau von Devillier inmitten der civilisirten Welt schamlos gespielt, entdeckt wurde.

Herr de la Rosair begab sich aus dem Café, wo er mit dem deutschen Doktor und Herrn le Roy zusammen getroffen, nach dem Palais des Polizeiministers, wo ihm die Nennung seines Namens sofortige Audienz verschaffte. Er brachte hier das Nämliche vor, unter gleicher Verschweigung seiner Spezialinteressen und fand hier ein bei Weitem willigeres Gehör, wie es auch in der Natur der Sache lag. Herr von St. Estephe, der den Besten seiner Beamten, Monsieur Billois, vergeblich angewendet hatte, einen Betrug zu entdecken, der augenscheinlich war, erklärte sich augenblicklich bereit, die Idee des Herrn de la Rosair zu der Seinigen zu machen. Auch er glaubte, daß ein wirklicher Tod nicht Statt gefunden habe und daß der betreffende Arzt, welcher das Todtenattest ausgestellt, entweder mit ein Betrüger oder mit ein Betrogener sei. Auf alle Fälle sei nothwendig, sich desselben zu versichern. Aus diesem Grunde erhielt auch Billois, der eigentlich trotz seines Fehlschlagens nichts von der Gunst des Ministers eingebüßt hatte, den Befehl, den Doktor ohne Weiteres zur Haft zu bringen. Vielleicht, bemerkte Seine Excellenz nebenbei, gelingt es dadurch, überhaupt Alles, was bis jetzt im Dunkeln noch liegt und in dem Hotel der Marquise von Devillier vorgefallen, an das Tageslicht zu befördern. Zu diesem Zwecke

sei auch eine gerichtliche Vernehmung des deutschen Doktors nothwendig, von dem man noch nicht wußte, in wie naher Berührung er ehedem zur Marquise gestanden. Was nun endlich die Durchführung des von Herrn de la Rosair vorgeschlagenen Planes betrifft, so ward dieselbe auf die nächste Nacht festgesetzt, weil man, um ganz sicher zu gehen, jedes Aufsehen zu vermeiden bestrebt sein mußte. Niemand war glücklicher, als der für die medizinische Wissenschaft schwärmende Baron de la Rosair. Er träumte schon von ungeheurem Ruhm und freute sich innerlich, wie sehr alle berühmten Mediziner beschämt sein müßten, wenn er, der diese Wissenschaft nur nebenbei betrieb, ein Problem gelöst, an das sich noch Keiner gewagt. Zur Sicherheit mußte jedoch auch er im Hotel des Ministers verbleiben, wo ihm seine Gefangenschaft so angenehm wie möglich gemacht wurde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Trennung.

Die Frau Marquise von Debillier oder wie sie sich jetzt nennt: Herzogin von Auber, hatte sich in der Vorstadt St. Germain ein kleines, allerliebstes Hotel gemiethet und behielt nur zwei weibliche und einen männlichen Dienstboten zu ihrer Verfügung. Es war an dem Tage, wo Herr de la Rosair von dem Polizeiminister in einer Audienz empfangen und von Diesem ihm das Versprechen gegeben wurde, die Leiche der Marquise in der nächsten Nacht wieder ausgraben zu lassen. Sie sitzt auf einem Kanapé und ihr gegenüber der Chevalier von Ferron.

„Nun, erzählen Sie, was haben Sie gehört?“ bemerkt die Dame.

„Ich war im Café Belvedère,“ versetzt der Chevalier, „weil ich, wie Sie wissen, nachforschen wollte, ob, so zu sagen, die Luft rein sei, mit andern Worten, ob Niemand eine Vermuthung habe, daß die Behörde durch Sie betrogen worden sei. Ich hatte mir zwei Kisten Cigarren verschafft und bot dieselben den Gästen an, wobei ich nicht unterließ, von dem neuen Ereigniß, das im Hotel der Marquise von Debillier vorgefallen, zu sprechen. Allgemein haßt man zwar diese Dame (die Herzogin macht eine verächtliche Bewegung mit ihrem Haupte), allein Keiner war vorhanden, der nicht an ihren Tod geglaubt hätte. Aber da erschien plötzlich der Doktor Robert . . .“

„Was,“ unterbricht die Herzogin im höchsten Schreck, „er ist nicht todt?“

„Ich glaube nicht,“ versetzt Ferron laconisch, „denn sonst hätte er unmöglich im Café Belvedère erscheinen können.“

Die Dame, bleich wie eine Leiche, legt ihr Gesicht in beide Hände und weint vor Wuth, daß Derjenige am Leben geblieben, an dessen Tod ihr am Meisten gelegen war.

„Mit dem Doktor,“ nimmt Ferron das Gespräch wieder auf, „zeigte sich auch Charles le Roy . . .“

Dem Letztren war der Chevalier so Feind, wie die Herzogin dem deutschen Doktor; es war ihr deshalb auch eine Art Genugthuung, zu vernehmen, daß auch Dieser mit dem Leben davon gekommen.“

„Also Beide leben?“ fragt sie mit schlecht verhehltem Triumph.

„Beide und Antonie auch.“

„Ihre Tochter?“

„Ja!“

„Nun denn, so sind Sie wenigstens kein Kindesmörder geworden.“

„Ah, bah!“ entgegnete der Chevalier. „Ich wäre an ihrem Tode ebenso unschuldig gewesen, wie an ihrem Leben. Ich betrachte dieses Mädchen als ein Kind des Zufalls.“

„Und Lisette?“

„Ist todt!“

„Gott sei Dank!“

„Hermine auch.“

„Auch bei ihr sage ich: Gott sei Dank! denn sie wußte ebenso viel, das heißt zu viel. Jetzt hätten wir also nur noch mit Zweien zu thun?“

„Drei.“

„Ei was, Antonie ist unschädlich!“

„Glauben Sie das nicht, meine Gnädige. Sie wird uns verrathen; außerdem aber habe ich ihr ja einen Revers über zehntausend Franken ausstellen müssen, den mir jene Kanaille, welche sich für ihre Tante ausgegeben, abgedrungen hat. Alle Drei müssen also fort. Es wird übrigens nicht so schnell zu bewerkstelligen sein. Ich habe Ihnen noch nicht Alles erzählt, was in dem Café verhandelt worden. Bald nach dem Eintritt des Doktors und le Roy's erschien auch der Baron de la Rosair und behauptete kühn, die Frau Marquise sei lebendig begraben und es müsse ihre Gruft wieder geöffnet werden.“

Die Herzogin von Auber starrte den Chevalier sprachlos an. Herr de la Rosair hatte sich ihr gegenüber nie feindselig benommen, weshalb ihr sein ganzes Benehmen in hohem Grade unklar war.

„Ich bitte Sie,“ sagt sie endlich mit keuchender Brust, „Herr de la Rosair?“

„Ja, wol.“

„Unmöglich.“

„Was ich Ihnen mittheilte, Frau Herzogin . . .“

„Ach,“ unterbricht die Dame ärgerlich, „nennen Sie mich nicht Herzogin, denn Sie wissen, daß ich eine Solche nicht bin!“

„Ganz nach Belieben, Frau Doktorin.“

Die Dame stampft mit den Füßen und ruft:

„Auch diesen Titel nicht! Freilich,“ fügt sie langsam hinzu,

„so lange Robert lebt, werde ich immer Gefahr laufen, mich so nennen zu hören. Doch sprechen wir ein anderes Mal mehr davon. Berichten Sie mir, was die drei Männer beschlossen."

„Robert und le Roy gingen auf den Plan des Barons nicht ein."

Ein langer Seufzer entflieht der Brust der Herzogin, während sie sagt:

„Gott sei gelobt!"

„Dabei ist indeß Nichts gewonnen, meine Verehrteste! Rosair ist aus dem Café zu Herrn von St. Estephe gegangen und wird dort wahrscheinlich ein bereitwilligeres Gehör finden."

„Hören Sie, Ferron!"

„Ich höre, Madame!"

„Sind Sie noch mein Freund?"

„Ich glaube."

„Gut. Diese drei Männer dürfen unter keinen Umständen länger leben. Charles le Roy hat Ihnen seiner Zeit in Berlin, als Sie ihn als Ihren Lehrling in Ihrer Pfandleihe angenommen, so mannigfache Widerwärtigkeiten verursacht, daß Sie ihn unbedingt hassen müssen!"

„Keine Frage! Er hat mich durch seine Denunciation aus Berlin getrieben."

„Dasselbe kann ich von Robert sagen. Jener ist Ihnen ebenso wichtig, wie Dieser mir. Wir haben ein gleiches Interesse. Geben wir uns die Hand und verbinden wir uns zur Vernichtung dieser beiden Subjekte."

„Das ist Alles recht schön, Frau Herzogin, dadurch werden wir aber keineswegs verhindern, daß die Ausgrabung Ihrer Leiche von Statten geht und dadurch der Betrug an den Tag kommt."

Frau von Auber erhebt sich von ihrem Platze und durchwandert mehre Male das Gemach, in welchem sie sich mit dem Chevalier befindet. Nach etwa einer Viertelstunde bleibt sie vor demselben stehen und fragt ihn, ob kein Ausweg vorhanden sei.

Er zuckt mit den Achseln und schweigt; sie setzt ihre Zimmerpromenade von Neuem fort, und bleibt nach Verlauf einer abermaligen Viertelstunde wiederum vor ihrem Genossen stehen.

„Wenn wir,“ sagt sie, „vorher noch den Sarg aus der Gruft fortschaffen —“

„Das würde, vorausgesetzt auch, es gelingt, keinen besonderen Vortheil uns gewähren; im Gegentheil, man würde erst recht einen Betrug daraus sehen. Wenn dies aber auch nicht wäre, wann sollte es geschehen? Es läßt sich annehmen, daß polizeilicher Seits schon in nächster Nacht die Wirksamkeit beginnt, was Sie jeden Falls aus den morgenden Abendzeitungen erfahren werden. Ich kann Ihnen nur rathen, mit mir zugleich nach Amerika zu gehen.“

„Nein, nein! Erst muß ich die Ueberzeugung haben, daß Robert nicht mehr lebt.“

„Die werden Sie schwerlich in so kurzer Zeit erlangen.“

„Nun, ich denke, Sie machen mit mir gemeinschaftliche Sache?“

„Gemeinschaftliche Sache heißt bei Ihnen so viel: Sie thun gar nichts und ich Alles, und wenn es zur Benutzung des erzielten Vortheils geht, so findet der umgekehrte Fall Statt: d. h. Sie nehmen Alles und ich gar nichts! Ich bin lange genug Ihr Freund gewesen, Madame! und habe einsehen gelernt, daß Sie ebenso wenig für die Freundschaft zugänglich sind, als Sie es für die Liebe gewesen. Von Freundschaft kennen Sie nur den Namen, von der Liebe nur die thierische Befriedigung!“

Frau von Auber wird fast braunroth vor Zorn. Ihre Augen heften sich in glühend vernichtender Weise auf den Chevalier, der ruhig lächelnd auf seinem Sitze verharrt.

„Ha,“ sagt sie endlich, während ihr Busen sich wogend auf und niedersenkt, „Ferron, ich könnte Sie ermorden!“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, Madame!“ versetzt er

ruhig. „Ich weiß es, Sie sind zu jeder ... jeder ... edlen Handlung un ... fähig.“

Die Absicht, zu beleidigen, lag offen auf der Hand und konnte bei dem gehässigen Charakter der Herzogin nur von unheildrohenden Folgen sein. Anfangs verstummte sie vor Wuth, nach und nach bekämpfte sie jedoch ihren Zorn und mit einer Freundlichkeit, die zu grell gegen ihre soeben gezeigte Aufregung abstach, um wahr zu sein, reichte sie Herrn von Ferron die Hand und sagte:

„Ich nehme Ihnen Ihre Beleidigung, die Sie mir schonungslos in das Gesicht schleuderten, nicht übel; Sie sind aufgeregt, wie ich es bin, und da muß man schon einander verzeihen. Kommen Sie, Ferron, setzen wir uns auf das Canapé und besprechen wir vernünftig die Angelegenheiten, welche uns zu verschlingen drohen. Kommen Sie.“

Der Chevalier kannte seinen Gegner sehr genau und er wußte, was er von dessen Tücke zu erwarten habe, wenn er nicht äußerst vorsichtig sei. Er setzte sich deshalb nicht auf das Sopha, sondern erklärte, daß sein bisheriger Platz ihm vollkommen genüge; sie möge nur immer beginnen.

Alles, was schon mehre Male unter ihnen verhandelt worden, wurde wiederum besprochen und lief stets darauf hinaus, den deutschen Doktor, Charles le Roy, Antonie und jetzt auch noch de la Rosair zu tödten. Zwar stimmte Ferron ihr in Allem bei, erklärte jedoch, daß er Nichts mehr thun könne, sondern noch in dieser Nacht von Paris abreisen werde; er müsse es ihr schon allein überlassen, sich aus diesem Labyrinth heraus zu finden.

Nur mit Mühe verbiß die Herzogin ihren Aerger, während es innerlich bei ihr feststand, Ferrons Abreise unter allen Umständen zu verhindern; er habe sich einmal mit ihr verbunden, und er müsse auch bis zu Ende des Dramas bei ihr aushalten.

Der Chevalier ahnte, was im Innern seiner Freundin vorging und begann daher ein andres Manöver.

„Ich muß fort,“ sagte er, „wie Sie wissen, um die Erbschaft der Lavasser zu retten, und ich fordere Sie noch ein Mal auf, mich zu begleiten. Sind wir einige Monate von Paris entfernt gewesen, können wir ungestört auf's Neue agiren.“

„Nein, nicht früher, als bis ich Geld habe!“

„Ich habe genug für uns Beide!“

„Darauf kann ich mich nicht verlassen!“

„Nun, wie Sie wollen! ich reise.“

„Ohne Sich um Charles le Roy zu kümmern?“

„Ja, denn meine Sicherheit steht auf dem Spiele.“

„In der That,“ spricht sie, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich auch Sie verlieren würde!“

„Ich kann nicht anders. Bleiben Sie meinetwegen hier und lassen Sie Sich einstecken, wann Sie wollen; ich habe keine Lust dazu.“

Ungeachtet sich die Frau Herzogin die lobenswertheste Mühe gab, Herrn von Ferron von seinem Entschlusse zurückzubringen, so wollte ihr dies doch nicht gelingen. Ob der Chevalier wirklich die Absicht hatte, sich von ihr zu trennen, oder ob ihn nur die Furcht vor der Polizei von Paris trieb, das war nicht zu ermitteln. Vielleicht bewog ihn Beides, einem Orte Adieu zu sagen, wo es ihm trotz aller Abscheulichkeiten, die er begangen, dennoch nicht hatte gelingen wollen, sich eine sorgenfreie Existenz zu sichern.

Nachdem beide Personen noch Mancherlei gesprochen, was auf ihre Angelegenheiten Bezug hatte, und Ferron der Dame den Rath ertheilt, auf irgend eine unverdächtige Weise den deutschen Doktor in ihr neues Asyl zu locken, wo sie sich dann sehr gut desselben entledigen könne, schickte er sich an, Abschied von ihr zu nehmen.

Wir wissen nicht, ob sie aus Traurigkeit wegen der Trennung oder aus Wuth, welche sie darüber empfand, daß Ferron

sich von ihr lossagte, weinte; allein, daß sie weinte, ist faktisch, mindestens findet sich in den Memoiren dieser Dame eine kleine darauf hinzielende Notiz.

Dreißigstes Kapitel.

Rue St. Honoré No. 16.

Herr von Ferron hatte sich kaum entfernt, als Frau Herzogin von Auber hastig an ihr Schreibbüreau ging und zwei Briefe schrieb, deren kurzer Inhalt folgender war:

„Mein Herr!"

„Der Chevalier von Ferron, welcher so lange schon von der Polizei verfolgt wird, ohne daß man seiner habhaft werden kann, ist noch immer in Paris, doch im Begriff, sich noch in dieser Nacht von hier zu entfernen, um nach Amerika überzusiedeln. Liegt Ihnen daran, seine Abreise zu verhindern, so haben Sie das hierzu Erforderliche möglichst schnell anzuordnen."

Der zweite Brief, welcher ebenfalls weder Datum, noch Unterschrift trug, und wie der erste, mit linker Hand geschrieben war, lautete:

„Mein Herr!"

„Herr von Ferron, der Vater Antoniens, welche sich augenblicklich in Ihrem Schutze befindet, wird noch diese Nacht Paris verlassen. Eilen Sie, ihm dies unmöglich zu machen, denn Sie werden auch von Amerika aus, wohin er zu gehen gedenkt, von seiner Erbschleicherei zu hören haben. Er ist nicht der Bruder der Madame Lavasser, aber er will von jenseits des Oceans wiederholt als Solcher erscheinen."

Das erste Billet war an Monsieur Billois, das zweite an

Charles le Roy gerichtet. Eine Dienerin mußte beide zur Post tragen, wo sie, weil die Bezeichnung expreß darauf sich befand, sofort zur Bestellung gelangten.

Als die Dienerin sich entfernt hat, rafft die Herzogin ihre Pretiosen und Gelder zusammen und verläßt ihr neues Hotel, um nicht wieder zurück zu kehren.

Frau von Auber hatte sich, seitdem sie ihr Haus, das dem Palais Royal gegenüber gelegen, verlassen, vollständig verändert, und wir wissen, daß sie in dieser Beziehung eine bewunderungswürdige Fertigkeit besaß. Schon seit vielen Jahren bediente sie sich fremder Haare und fremder Zähne und ihrem bereits ruinhaften Körper mußte die Kunst überall zu Diensten sein. Da sie also überhaupt immer anders erschien, als sie wirklich war, so konnte es ihr unmöglich schwer werden, wiederum eine andere Gestalt und eine andere Rolle anzunehmen. Bis heute zierte ihren Kopf das schönste schwarze Haar, das, Gott weiß, welcher Grisette ehemals gehört haben mochte. Heute verbrannte sie die ganze Tour, welche mindestens zehn oder zwölf Napoleonsd'or gekostet, und statt ihrer belegte sie ihr Haupt mit einer ziemlich feurig rothen Perrücke, die sie unzweifelhaft keineswegs billiger erstanden hatte, da die Friseurs, aus Mangel an Absatz, dergleichen gar nicht führen, und wenn einmal eine solche Farbe gewünscht wird, sie selbst erst mit vielem Gelde herbeischaffen müssen. Ihr sonst von einer angenehmen Korpulenz zeugender Körper war jetzt von ungleich geringerem Umfange, schmächtig, wie man so zu sagen pflegt, und ihr Gang erhielt dadurch, wie natürlich, eine gewisse Leichtigkeit.

So vollständig verändert und mit Sicherheit hoffend, unerkannt zu bleiben, stieg sie in einen Fiacre und fuhr nach der Rue St. Honoré, wo sie vor No. 16 stille halten ließ. Sie entrichtete das Fahrgeld und setzte den an der Hausthür angebrachten Klopfer in Bewegung. Bald darauf erschien der Portier.

„Graf von Legrange?“ fragte sie.

„Im zweiten Stock, aber nicht zu Hause."

„Ich weiß. Oeffnen Sie mir und schicken Sie nur Jemand hinauf, der für mich einen Brief befördern kann."

Um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben, legte sie zehn Franken in die Hand des Portiers, der dadurch um Vieles geschmeidiger wurde.

„Soll geschehen, gnädige Frau."

Nicht im Geringsten fiel es ihm auf, daß eine Dame zur Nachtzeit den Grafen von Legrange zu besuchen kam; das war schon tausend Mal vorgekommen, wenn auch gemeinhin die Besucherinnen etwas jünger und schöner waren, als diese Dame und kein so feuriges Haar, aber auch keine so glühenden Augen hatten.

Der Thürsteher beeilte sich, die Wünsche der Dame möglichst schnell zu erfüllen. Bald war das Logis geöffnet und für Schreibmaterialien so wie für einen Boten gesorgt. Frau von Auber schrieb an Monsieur Allemanier, der, wie wir wissen, mit dem Grafen von Legrange identisch ist, und ersuchte ihn, sofort nach seinem Quartiere, Rue St. Honoré, zu kommen. Eine Dame wünsche ihn zu sprechen.

Wiederum hatte sie hier die Vorsicht gebraucht, daß sie das Billet mit linker Hand verfaßte und nicht unterzeichnete.

Monsieur Allemanier, wie alle Geldmenschen, an Bequemlichkeit gewöhnt, empfing und las zwar den Brief, hatte jedoch im ersten Augenblick keine Lust, der darin ausgesprochenen Einladung Folge zu leisten, vielleicht weil er noch etwas zu schläfrig war; als er sich jedoch immer mehr und mehr ermunterte, da kam ihm die ganze Angelegenheit so pikant vor, daß er sich sogar mit einer gewissen Eile ankleidete, um zu dem Rendezvous sich zu begeben.

Frau von Auber hatte sich auf ein Sopha niedergesetzt, zwei Lichte angezündet und blätterte in einer Zeitung, die schon mindestens vierzehn Tage alt war, zufällig aber mehre Notizen über

sie und ihre Complicen enthielt, was zu lesen nicht ganz ohne Interesse für sie war.

Monsieur Allemanier wird mit einer tiefen Verbeugung Seitens des Portiers empfangen. Ohne sich mit demselben in ein Gespräch einzulassen, eilt er die Treppe hinauf.

In seine Wohnung eingetreten, bleibt er vor Verwunderung an der Thür stehen. Die Dame, welche er hier erblickte, hatte er, wie er sich selber zugestand, noch nicht gesehen; außerdem aber war sie nicht so reizend, daß sie ihn in Feuer zu bringen vermochte. Das rothe Haar war ihm immer zuwider gewesen.

„Madame," sagt er, „Sie haben befohlen . . ."

„Gebeten, Herr Graf von Legrange."

Allemanier stutzte. Die Stimme kam ihm bekannt vor und die, von der sie ausging, mußte mit allen seinen Verhältnissen vertraut sein, denn wie hätte sie ihn sonst Graf von Legrange nennen können, während der Brief, den sie ihm zugesandt, doch an Monsieur Allemanier gerichtet war.

„Gleichviel," sagt er nach einer Pause, „ob befohlen oder gebeten; ich bin hier und wünsche den Grund der Einladung zu erfahren."

„Setzen Sie Sich, mein Herr! Im Stehen wird die Konversation immer langweilig."

Der Graf gehorchte.

„Nun?" sprach er von Neuem.

„Ich bin Ihre Freundin, das wissen Sie."

„In der That, das weiß ich nicht."

„Aber, Allemanier . . ."

„Madame, Ihre Vertraulichkeit . . ."

„Ist Ihnen sehr oft angenehm gewesen."

„Aber, mein Gott, ich kenne Sie nicht."

Graf von Legrange sprach die volle Wahrheit. Frau von Auber, die keine Ahnung davon hatte, daß ihre Veränderung eine so meisterhafte sei, war im Innern empört über die scheinbare

Verstellung ihres Freundes und vermuthete, daß auch er sich von ihr losgesagt habe, gleich wie es der Chevalier von Ferron gethan; allein wie sie Diesem eine Falle gestellt, so würde sie es auch mit Legrange thun und schon hatte sie in ihrem auf diesem Gebiete sehr schöpferischen Gehirn einen abscheulichen Plan entworfen. Während sie denselben gleichsam im Stillen verarbeitete, hatte sie keine Sekunde lang den Grafen mit ihren Augen verlassen, und da dieselben, wie wir bereits erwähnten, ziemlich glühend waren und durch ihre augenblickliche Geistthätigkeit sogar unheimlich schienen, so bekam Herr von Legrange in der That Angst. Es waltete bei ihm kein Zweifel, die Dame, welche sich ihm als seine Freundin präsentirte, war eine Wahnsinnige, vielleicht erst in dieser Nacht aus irgend einer Irren-Anstalt entflohen.

Wer schon jemals einem wahnsinnigen Menschen gegenüber gestanden, der wird sehr gut die Empfindungen des Grafen Legrange verstehen. Es beschleicht uns ein unheimliches Gefühl, wenn wir uns in der Nähe solcher unglücklichen Geschöpfe befinden. Wir haben Furcht vor ihnen. Auch Legrange stand unter dem Einflusse der Furcht.

„Sie kennen mich nicht?“ fragt die Herzogin endlich mit schneidender Stimme und zusammen gekniffenen Lippen. „Reden Sie, Sie kennen mich nicht?“

„Augenblicklich erinnere ich mich Ihrer wirklich nicht! Vielleicht, wenn Sie mir Ihren Namen nennen.“

„Meinen Namen?“ lächelte die Dame.

„Wenn ich bitten darf!“

„Marquise von Debillier!“

Herr von Legrange sprang entsetzt auf. Diejenige, welche diesen Titel führte, wohnte, wie er sicher überzeugt war, in einem weit von hier gelegenen Stadttheil und zwar als Herzogin von Auber; sie selbst hatte es ihm ja gesagt. Entweder war die rothhaarige, vor ihm sitzende Dame wahnsinnig, wie er Anfangs an-

genommen, oder sie war eine Betrügerin, welche durch irgend einen Zufall sein Verhältniß zur Marquise von Devillier erfahren und dasselbe jetzt zu ihrem Vortheil auszubeuten gesonnen war, oder aber sie war ein verkleideter Polizei-Agent. Dem mochte indeß sein, wie ihm wolle: in allen Fällen mußte Herr von Legrange äußerst vorsichtig sein. Nachdem er sich einigermaßen wieder gesammelt, versetzte er:

„Die Marquise von Devillier sind Sie nicht, Madame! Es kommt jetzt auch nicht mehr darauf an, wie Sie Sich nennen. Haben Sie nur die Güte, mir mitzutheilen, was Sie von mir wünschen, und ich erkläre mich bereit, Ihre Wünsche, insofern es mir möglich ist, zu erfüllen.“

„Allemanier . . .“

„Bitte, keine Komödie! Sagen Sie frei heraus, was Ihre Absicht ist. Brauchen Sie Geld?“

„O, mein Gott!“ sagt die Dame und legt ihr Haupt in beide Hände. „Nie, nie hätte ich geglaubt, daß Sie so grausam sein könnten. Allemanier, haben Sie so rasch mich vergessen können?“

Bei der letzten Frage blickte sie ihn mit Thränen an. Er aber, der immer mehr überzeugt zu sein glaubte, er habe es mit einer argen Schauspielerin zu thun, er blieb kalt und trocken; diese Thränen befeuchteten sein Herz nicht.

„Sie spielen vortrefflich,“ bemerkt er nach kurzer Pause, „und ich würde mich an ihrer Statt bei der Oper engagiren lassen.“

„O, dieser Spott! Aber so geht's uns armen Frauen! Sind die Männer unsrer überdrüssig, so werfen sie uns bei Seite, wie einen alten Stiefel. Indeß, mein Herr! wenn Sie mich auch nicht anerkennen wollen, ich kenne Sie an! und das wird genügen! Wir sind so eng verbunden, daß eine Trennung zwischen uns zu den Unmöglichkeiten gehört. Haben Sie mich verstanden?“

„Zwingen Sie mich nicht, Madame, unhöflich zu werden! Ich erkläre Ihnen ein für alle Male, daß Sie die Marquise

von Devillier nicht sind, und wenn Sie noch weiter bei dieser Behauptung verharren, dann werde ich Ihnen zeigen, was diese Marquise von Seiten der Polizei zu erwarten hat."

„Was!" schrie die Dame, „Sie wollen mir mit der Polizei drohen?"

„Ich werde Sie einfach der Polizei übergeben, da die Frau Marquise von Devillier schon lange vergeblich von derselben verfolgt wird. Wollen Sie also noch länger eine Person vorstellen, welche eine so gefährliche Behörde zu fürchten hat?"

„Allemanier," sagt die Herzogin und stand auf von ihrem Platze, „versuchen Sie es."

„Sie bleiben also dabei, Frau von Devillier zu sein?"

„Ich bin es."

„Nun denn, so mag die Behörde ihre Schuldigkeit thun."

Herr von Legrange will sich hinaus begeben, um den Portier zu beauftragen, den Polizei-Lieutenant herbei zu holen. Frau von Auber vertritt ihm mit Entschiedenheit den Weg, während sie spricht:

„Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß, wenn ich falle, Sie nicht mehr stehen bleiben können!"

„Ich?" fragt er erstaunt.

„Ja, Sie!"

„Weshalb?"

„Weshalb? Haben Sie schon vergessen, welche Beziehungen uns mit einander für ewige Zeit verbinden? Denken Sie an das Kind, dem ich vor einigen Jahren das Leben gegeben und das Sie in einer Nacht mit sich fortnahmen! Was ist aus diesem Kinde geworden?"

Herr von Legrange ist bleich, wie ein Todter geworden. Er ist nicht mehr im Stande, aufrecht stehen zu bleiben; fast ohnmächtig sinkt er auf einen Stuhl nieder und hält sich krampfhaft an der Lehne desselben. Ein seltener Triumph zeigt sich in dem Antlitz der Dame. Ihr Auge ist womöglich noch glühender ge-

worden und ihre Mundwinkel zeigen noch mehr satanische Genugthuung.

„Nun," hebt sie nach einer Weile wiederum an, „was haben Sie darauf zu entgegnen?"

„Daß Sie ein Teufel sind!" poltert er.

„Jeden Falls werden Sie nicht mehr läugnen wollen, daß ich die Marquise von Devillier bin."

„Sie sind's nicht, sage ich Ihnen! Sie sind eine Betrügerin! Vorher hielt ich Sie für eine aus dem Irrenhause entsprungene Unglückliche, jetzt aber sehe ich, daß Sie eine Kanaille sind. Was wollen Sie mit jenem Kinde meinen? Reden Sie!"

„Daß Sie es ermordet haben!"

Kaum hat die Herzogin diese entsetzliche Beschuldigung hervorgebracht, als Herr von Legrange wie ein Wüthender sich auf sie stürzte, um sie unzweifelhaft in einer zwar keineswegs anständigen, doch sicherlich verdienten Weise zu züchtigen. Allein sie ist jetzt ruhiger, als er, und hat deshalb auch diesen Angriff voraus gesehen, dessen Folgen sie von vornherein dadurch unschädlich machte, daß sie schnell einen mit Rädern versehenen Tisch vor sich zieht und so sich verschanzte.

„Mäßigen Sie Sich, mein Herr!" sagt sie darnach. „Es kann auf diese Weise nie zu einer Einigung zwischen uns kommen."

„Ich habe keine Einigung mit Ihnen zu erstreben! Ich kenne Sie nicht!"

„Aber, Allemanier, seien Sie doch kein Thor! Wenn ich Ihnen sage, ich bin Ihre vieljährige Freundin Devillier, so können Sie es auch glauben. Ich habe mir nur eine andre Gestalt gegeben, um unkenntlich zu bleiben, und deshalb würde auch die Polizei, der Sie mich zu übergeben Willens sind, mich nicht erkennen und Sie nur für einen Lügner halten. Ich will glauben, daß ich Ihnen fremd erscheine, aber ich kann nicht glauben, daß, nachdem ich Ihnen Beweise geliefert, Sie noch bei Ihrem Irrthum verbleiben wollen. Dies wäre thöricht und es hieße nur,

mich herausfordern! Nehmen Sie einmal an: Sie überweisen mich der Polizei; dieselbe erkennt mich nicht und ich gehe natürlich ohne Strafe aus. Wenn ich aber bei meiner Verhaftung nun sage, der Herr Bankier Allemanier habe nur deshalb die Polizei in Bewegung gebracht, weil ich Kenntniß erhalten, daß er ein kleines, wenige Tage altes Kind ermordet, — was, glauben Sie, wird man mit Ihnen thun? Ich würde ferner sagen, daß Sie Sich einen falschen Namen beigelegt, um ungesetzliche Geschäfte zu betreiben — der Portier würde dies beweisen — und endlich noch, daß Sie einen jungen Mann um Zweihunderttausend Franken betrogen — was, meinen Sie, wären die Folgen hiervon?"

„Sie können das aber nicht sagen!"

„O, noch weit mehr! Wissen Sie nicht, daß vor viertehalb Jahren plötzlich ein junges Mädchen verschwand, das man zuletzt mit Ihnen gesehen hatte und von welchem man nie wieder Etwas gehört —?"

„Aber, mein Gott . . ."

„Sie wundern Sich, daß ich dies Alles weiß! Vergessen Sie nicht, daß es eine Regel der Klugheit ist, die Geheimnisse derjenigen Personen zu erforschen, mit denen wir in Berührung kommen, um sie einmal, wenn es Noth thut, zu unsrem Besten verwerthen zu können. Ich habe längst vermuthet, daß Sie einen Bruch zwischen uns nicht ungern sehen, und aus diesem Grunde bin ich stets auf meiner Hut gewesen."

„Aber, mein Gott," sagt der Bankier jetzt wol schon zum zwanzigsten Male, „ich kenne Sie ja gar nicht!"

„Schweigen Sie, mein Herr, mit dergleichen Albernheiten. Alle Welt weiß, daß Sie mein langjähriger Freund gewesen. Allenfalls würde dies der Chevalier von Ferron beweisen."

„Der Chevalier von Ferron ist nicht mehr in Paris."

„Das glauben Sie, weil Sie es wünschen! Ich aber sage Ihnen, daß derselbe vor einer Stunde verhaftet ist."

„Verhaftet?“ fragt Jener zweifelnd.

„Ja, verhaftet durch mich.“

„Durch Sie?“

„Ja!“

„Unmöglich, wenn Sie die Marquise von Devillier sind.“

„Ich habe ihn verhaften lassen, weil ich seiner nicht mehr bedarf. So mache ich es mit Allen, so werde ich's auch mit Ihnen machen, wenn Sie Sich von mir trennen wollen.“

Die Dame sprach zu sicher, als daß Herr von Legrange noch länger gezweifelt haben sollte. Er konnte sich zwar noch immer nicht überzeugen, daß sie wirklich die Marquise von Devillier sei, denn diese hatte kohlschwarzes Haar und war von bei Weitem robusterem Körperbau; da sie jedoch immer und unter allen Verhältnissen sich als unwahr gezeigt, so konnte dies auch leicht hinsichtlich ihrer äußren Erscheinung geschehen sein; allein noch immer war er nicht geneigt, so strikte auf ihre Behauptungen einzugehen; er stellte ein weitläuftiges Examen an und nach Ablauf einer neuen halben Stunde war jeder Zweifel beseitigt. Er reichte ihr zur Versöhnung die Hand und bat um Entschuldigung, daß er sie verkannt habe, zu gleicher Zeit aber machte er ihr ein Compliment wegen der mit ihr vorgenommenen Veränderung und schwur, daß Niemand sie unter derselben erkennen würde.

Unterdessen war die Nacht vorüber gegangen. Herr von Legrange ließ zwei Tassen Kaffee herbei bringen, um, wie er zu seiner Freundin sagte, sich erst zu erfrischen, bevor sie weiter in ihren Unterhandlungen vorwärts gingen.

Es war natürlich, daß er sie fragte, womit er ihr dienen könne, denn daß irgend ein Anliegen sie zu ihm geführt, konnte bei dem bekannten Charakter der Dame kaum in Abrede gestellt werden. Dasselbe war indeß nur sehr bescheidener Art. Sie wünschte, von jetzt an sein Logis, wo sie sich augenblicklich mit ihm befand, zu bewohnen, um den Nachstellungen der Polizei zu

entgehen, die unbedingt mit neuem Eifer, durch die Verhaftung des Chevaliers hervorgerufen, beginnen würden.

Daß ihr die Erfüllung ihrer Bitte von Herrn von Legrange bereitwilligst zugesagt wurde, bedarf wol kaum der Erwähnung; er hatte zu viel von ihr zu fürchten; sie kannte zu viele seiner Geheimnisse und sie hatte einen zu abscheulichen Charakter, von dem sich jede Niederträchtigkeit erwarten ließ. Sie durfte jedoch hier weder als Marquise von Dedillier, noch als Herzogin von Auber auftreten, vielmehr mußte sie hier wiederum einen neuen Namen annehmen und sie gerieth auf den drolligen Einfall, sich Gräfin von Legrange zu nennen und dadurch sich für die Gemahlin des Bankier Allemanier auszugeben. Freilich wollte Dieser Anfangs davon nichts wissen, doch wie gewöhnlich, verstand sie es, alle seine Einwendungen zu entkräften und ihm seine Zustimmung hierzu abzunöthigen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Auf dem Kirchhofe.

Herrn von Ferron war es wirklich Ernst gewesen, sich von einer Frau für immer zu trennen, von welcher er niemals eine sichere Unterstützung zu erhalten hoffen durfte. Frau von Dedillier machte es, wie viele Andre ihres Geschlechts, welche die hingebende Freundschaft eines Mannes benutzen, ohne sich von einem anderen Gefühl, als das der Habsucht, bestimmen und lenken zu lassen. Sie sind so lange Freund mit dem Manne, so lange er ihnen für ihre Zwecke eine geeignete Persönlichkeit scheint, hört er dies auf zu sein oder fordert er gar einmal eine gleiche oder

ähnliche Bereitwilligkeit seiner angeblichen Freundin, dann hört diese auf, die bisherige Firma an der Stirn zu tragen. Sie erklärt die Anforderungen des Genossen für etwas ganz Unerhörtes und sagt im Stillen auch wol: „Wie ausverschämt ist dieser Mann!“ Glücklicher Weise giebt es nicht Viele solcher egoistischen Frauen, obwol nicht abzuleugnen ist, daß Alle mehr oder minder einen ziemlichen Grad von Egoismus besitzen; indeß in so großem Umfange, wie wir soeben andeuteten, trifft man ihn nicht so häufig an. Ist eine solche Frau nun noch obenein abscheulichen Charakters, wie die Marquise von Debillier, dann hat der Freund statt der bisherigen Freundin die erbittertste Feindin bekommen, die weder Menschlichkeit, noch Tugend kennt. Unsere Reflektion ist keine Uebertreibung, denn wir haben gesehen, daß Frau von Debillier, nachdem Ferron sie kaum verlassen und durch seine Entfernung zur Genüge bewiesen, daß er seine ausgesprochene Ansichten zu ändern nicht entschlossen sei, sofort der Behörde die Mittheilung machte, wie Herr von Ferron in Begriff sei, nach den nordamerikanischen Freistaaten überzusiedeln, und sie konnte bei der gewohnten Umsicht der französischen Polizei fast mit Sicherheit darauf rechnen, binnen Kurzem den Chevalier vernichtet zu sehen. Um aber nun von seiner Seite nicht selbst einer neuen Gefahr ausgesetzt zu sein, verließ sie in derselben Viertelstunde noch ihr neues Logis, das sie als Herzogin von Auber bezogen hatte, und begab sich in den Schutz eines Mannes, dem Alles daran liegen mußte, sie den Augen der Behörde zu verbergen, da, ging sie unter, sie ihn unbedingt mit vernichtet haben würde.

Wir müssen bekennen, daß diese Frau einen außerordentlichen raffinirten Geist besaß und es vortrefflich verstand, ihre Sicherheit von dem Untergange eines Andren abhängig zu machen. Wir sind neugierig, ob sie bis zu ihrem Tode in der nämlichen Sicherheit sich befinden wird.

Herr von Ferron wußte das Alles, was wir soeben unsren

freundlichen Lesern mitzutheilen für nothwendig gehalten haben; allein er glaubte nicht, daß die Dame so außerordentlich rasch in der Durchführung ihrer Entschlüsse sein und es ihm noch vorher gelingen würde, Paris zu verlassen. Außerdem aber auch erinnerte er sich so Mancherlei, wodurch die Marquise stark compromittirt werden mußte, wenn er davon spräche, und daß dies geschehen würde, wenn er durch sie in Unannehmlichkeiten verwickelt würde, davon konnte sie ohne Weiteres überzeugt sein. Er fürchtete also nicht Viel für seine persönliche Sicherheit, trotzdem aber überließ er sich keiner Sorglosigkeit, sondern war nach allen Seiten hin auf seiner Hut.

Ungeachtet dieser Befürchtungen einer Seits und der Vorsicht andrer Seits konnte er sich nicht entschließen, sofort die Hauptstadt zu verlassen. Es interessirte ihn zu sehr, ob man in dieser Nacht die Ausgrabung der Leiche der angeblichen Marquise von Debillier vornehmen uud was demnächst darauf folgen würde. In sein altes Logis kehrte er freilich nicht zurück; er gebrauchte dieselbe Vorsicht, wie seine bisherige Freundin, nur daß er sich in eine Kabache einmiethete, deren Bewohner gemeinhin Leute waren, welche mit dem Gesetz und dessen Vertretern in Collission sich befanden.

Dieser Ort schien ihm am Sichersten. Den Chevalier von Ferron — so calculirte er — würde man unbedingt nicht in der Gesellschaft von niederen Spitzbuben, Betrügern, Mördern und dergleichen suchen. Jeder nach seinem Stande, murmelte er.

Während er sich nach dieser Spelunke begiebt, die nicht allzuweit vom Kirchhofe liegt, wo die Ausgrabung Statt finden soll, wollen wir auf einige Minuten bei Herrn le Roy einsprechen. Derselbe war soeben aus der Gesellschaft einiger Freunde heimgekehrt und im Begriff, sein Lager aufzusuchen, als ihm der expreß zu bestellende Brief der Marquise überbracht wird. Er war lange Zeit unentschlossen, was er beginnen sollte. Diese

Anzeige von der bevorstehenden Abreise des Chevaliers konnte auch ebenso gut eine Falle sein, in die er gelockt werden und untergehen sollte. Einige Minuten lang durchwandert er langsamen Schrittes sein Gemach und schon wollte er sich von der ganzen Angelegenheit abwenden, als ihm mit einem Male das Schicksal der drei Frauen einfiel, die im Hotel der Marquise von Devillier ihren Tod gefunden. Die Marquise allein konnte dabei nicht betheiligt sein und sicherlich hatte auch Herr von Ferron eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Unter jenen drei Frauen befanden sich nun aber zwei, welche ein besonderes Interesse für Charles gehabt, und diese derart zu rächen, daß er Einen ihrer Gegner der Polizei überlieferte, schien ihm mehr eine Handlung der Pietät zu sein, welche er Herminen und Lisetten schuldig zu sein glaubte. Demnach änderten die Erinnerungen an das tragische Schicksal seiner beiden Freundinnen seine Gesinnung auf ein Mal; er warf schnell seinen Paletot über, drückte den Hut tief in die Augen und eilte nach der Wohnung des Polizeilieutenants Billois, den er bei dieser Angelegenheit schon interessirt wußte und wo er also jede Spezialität sparen konnte.

Billois war nicht zu Hause. Herr le Roy sagte zu seiner Gattin, sie möge ihm, wenn er zurückkehre, sofort mittheilen, daß er hier gewesen, um ihm etwas Licht in die Devilliersche Angelegenheit zu bringen.

„Ach,“ sagte Madame Billois schnell, „eben dieser Sache wegen ist mein Mann aus, und ich hätte mich schon längst zu Bette begeben, wenn ich nicht durch eine ganz ungewöhnliche Angst davon abgehalten würde. Meinen Mann treffen Sie bestimmt auf dem Friedhofe, wo er die Ausgrabung der Leiche der Marquise von Devillier zu überwachen hat. Gehen Sie zu ihm, mein Herr! ich werde dadurch etwas ruhiger werden, denn ich weiß einen Ehrenmann mehr in seiner Nähe.“

„Ich begreife Sie nicht, Madame!“ versetzte le Roy. „Herr

Villois ist in seinem Dienste so überaus vorsichtig, daß meiner Meinung nach für ihn gar nichts zu fürchten ist.“

„Wenn die Marquise jedoch nicht gestorben, wie man amtlicher Seits bestimmt annimmt, glauben Sie, daß diese Partei nicht Alles anwenden wird, die Ausgrabung zu verhindern?“

„Das schon, aber ebenso wenig ist abzuleugnen, daß Ihr Herr Gemahl sich mit dem erforderlichen Schutz versehen hat.“

„Das ist wahr; allein ich kann mich doch nicht anders machen, als ich bin. Ich habe Angst und bitte Sie, Sich zu beeilen, zu meinem Manne zu gelangen!“

„Ich gehorche, Madame, Adieu!“

„Adieu, mein Herr!“

Monsieur le Roy schlug den Weg [illegible] Gottesacker ein. Dasselbe wollte auch trotz der großen Gefahr, welche daraus für ihn entspringen konnte, Herr von Ferron thun. Derselbe, wissen wir, hatte sich in einer verrufenen Spelunke eingemiethet, um gegen etwaige Nachstellungen der Polizei sicher zu sein. An dieser Spelunke mußte Herr le Roy vorübergehen, wenn er sich nach dem Kirchhofe begeben wollte. Er hätte allerdings noch einen andren Weg wählen können, welcher indeß etwa zehn Minuten mehr Zeit erforderte, und Charles le Roy, der im Grunde genommen kein Feigling war, sah nicht ein, weshalb er an der berüchtigten Halle der Verbrecher nicht vorbei gehen sollte. Es war jetzt bereits Mitternacht vorüber, wenn auch noch keine Stunde seit diesem Zeitpunkte verflossen war, und zu dieser Zeit, wußte er, sind jene Leute entweder mit neuen Verbrechen beschäftigt oder machen sich die Früchte eines früheren zu Nutzen. Er konnte daher beinahe bestimmt darauf rechnen, Niemandem von jenem gefährlichen Gelichter zu begegnen. Kaum noch zehn Schritte von jener verrufenen Kabache entfernt, kommt Herr von Ferron aus der Thür, allein so vollständig verändert, daß Herr le Roy ihn nicht erkennt, aber von Jenem erkannt wird. Beide Personen stehen still. Sie befinden sich jetzt einander dicht gegenüber.

Charles denkt offenbar, daß derjenige, welchen seine Augen sehen, zu den Verbrechern gehört, und obgleich, wie bereits erwähnt, von Natur aus ziemlich muthig, so steht er doch still. Es ist etwas Unheimliches, sich mitten in der Nacht in der Nähe eines Hauses zu befinden, wo die Vertreter des Verbrechens logiren; noch unheimlicher wird Einem aber, wenn der Zufall gerade einen jener Unholde uns entgegen führt. Andrer Art war jedoch das Gefühl des Chevaliers. Er erkannte Herrn le Roy sofort, und sein Haß, welchen er gegen denselben und in so hohem Grade empfand, flüsterte ihm den scheußlichen Gedanken des Mordes ein, der für ihn freilich nichts Abschreckendes mehr hatte. Eine so günstige Gelegenheit dürfte sich ihm so leicht nicht wieder darbieten und ein [illegible]ß in Ausführung seiner satanischen Absicht war ziemlich [illegible]wahrscheinlich, da Keiner von denen, welche im Innern des Gebäudes sich aufhielten, zur Rettung des Kavaliers herbei eilen würde.

Mehre Minuten waren unter diesem beiderseitigen drückenden Schweigen verflossen. Herr le Roy war nicht rückwärts, Herr von Ferron ebenso wenig vorwärts gegangen. Jetzt veränderte der Letztere jedoch seine Stellung; er trat rasch auf den jungen Mann zu und sagte:

„Wen suchen Sie, mein Herr?“

Herr le Roy war unbewaffnet; er hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, auf irgend ein Abenteuer gefährlicher Art zu stoßen, sonst würde er sich unzweifelhaft mit Waffen versehen haben. Die Frage des Herrn von Ferron kam ihm vollends noch so unerwartet, daß er beinahe seine Geistesgegenwart verloren hätte. Rechtzeitig genug noch erinnerte er sich der Gefährlichkeit seiner Lage und des Umstandes, daß ihn nur ein außergewöhnlicher Muth zu retten im Stande sein könne. Also sofort seine Ueberraschung beherrschend, fuhr er mit der Hand unter den Brustlatz seines Rockes, wie wenn er die Absicht gehabt hätte, einen Dolch oder ein Pistol daraus hervor zu ziehen und entgegnete:

„Ich halte Sie nicht für berechtigt, eine solche Frage an mich zu richten, weshalb ich auch jede Antwort verweigere."

„Ho, ho!" rief der Chevalier mit halb unterdrücktem widerlichen Lachen, „Bursche, Du scheinst ja verteufelt viel Kourage zu besitzen. Ich liebe solche Menschen; komm, laß uns mit einander einen Schoppen leeren."

„Ich danke!" sagt Herr le Roy, dem diese Wendung keineswegs behagte.

„Weshalb dankst Du? Trinkst Du keinen Wein?"

„Nein!"

„So wirst Du Grog, Punsch oder dergleichen mit mir trinken. Komm!"

Bei diesen Worten faßte der Chevalier den Arm des jungen Mannes und wollte ihn jetzt fast mit Gewalt in das Innere der Kabache bringen. Dagegen wehrt sich Dieser nun und sagt:

„Aber mein Herr . . ."

„Nichts da! nichts da! ich liebe keine Widersprüche, welche mir gegenüber ohnehin immer lächerlich erscheinen; denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß ich alle Zeit im Stande bin, meinem Willen diejenige Geltung zu verschaffen, welche mir beliebt."

Aus diesen Worten konnte Herr le Roy, der noch immer nicht den Chevalier erkannte, ohne besondere Schwierigkeit ermessen, daß er es mit einem jener Gurgelabschneider zu thun habe, gegen den jedweder Widerstand vergeblich ist. Zwar versuchte er noch, sich mit Anwendung seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit von seinem Gegner zu befreien, doch waren alle seine desfallsigen Bemühungen vergeblich, denn ehe er es sich versah, hatte ihn Herr von Ferron in das Haus geschoben und von dort in die Gaststube, wo mindestens acht bis zehn wild aussehende Männer an verschiedenen Tischen saßen und sich theils mit einander unterhielten, theils Karten spielten.

„Hier, Leute!" sprach der Chevalier zu Jenen, die plötzlich

aufgesprungen waren, „bringe ich Euch einen fetten Bissen. Nehmt ihn sehr gut in Acht, bis ich wiederkomme; er ist wenigstens seine Hunderttausend Franken werth.“

Charles le Roy war bleich geworden; seine Wangen zeigten nicht die geringste Spur von Blut mehr und seine Augen eilten fieberhaft glühend bald zu dem Einen, bald zu dem Andern der anwesenden Männer.

Dieselben hatten, wie wir bereits eingeschaltet, ihre Plätze verlassen und umstanden den jungen Mann jetzt kreisartig. Jeder betrachtete ihn mit aufmerksamem Auge und da das Auge dieser Art Menschen ziemlich geübt ist, so hatten sie bald die Bemerkung gemacht, daß der Herr von Ferron wol Recht haben könne mit seinen Hunderttausend Franken.

„Ich habe noch einen wichtigen Gang zu machen,“ sagte Dieser bald darauf; „wenn ich zurückkomme, wollen wir uns über diesen Herrn entscheiden.“

Der Chevalier war kein Fremdling bei den Bewohnern dieser Spelunke. Wie immer war er auch in dieser Beziehung vorsichtig gewesen und hatte schon seit langer Zeit die Bekanntschaft der Meisten von ihnen gemacht, natürlich nicht unter dem Namen eines Chevaliers von Ferron. Hier hieß er Croiville. Er hatte manche hundert Franken unter seine angeblichen Genossen bereits vertheilt und war deshalb, so oft er sich blicken ließ, stets ein willkommener Gast. Dieses Manöver, das er nun schon seit zwei Jahren gespielt, sollte ihm ein Mal ein Asyl sichern, zum andern aber auch Freunde erwerben, die er im Fall der Noth anwenden könne. Als er daher jetzt sagte, man solle Acht geben auf Herrn le Roy; da versetzten Alle:

„Sei ohne Sorge, Croiville! Du kannst Dich auf uns verlassen!“

Erst nach dieser Versicherung begab sich Herr von Ferron von Neuem auf die Straße, um den Weg nach dem Friedhofe, wo die Ausgrabung der Leiche, seiner Berechnung nach, beinahe

vollendet sein mußte, einzuschlagen. Ohne weiteren Aufenthalt gelangte er daselbst an. Man war eben im Begriff, den Sarg herauszuwinden. Es waren viele Beamte zugegen, darunter namentlich der Lieutenant Villois, einige andre Beamte dieses Instituts, der Todtengräber, Küster und Prediger, einige Privatpersonen, welche anscheinend dem ärztlichen Stande angehörten, und der Baron de la Rosair. Ein Blick genügte dem Chevalier von Ferron, alle diese Leute zu erkennen; er blieb in der Ferne stehen, sicherte sich durch den Schatten eines Baumes vor einem Verrath und beobachtete von hier aus Alles, was auf die Ausgrabung der Leiche Bezug hatte. Gesprochen ward, wie bei dergleichen Angelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, Nichts. Nach etwa einer halben Stunde war Alles beendet: der Sarg wurde auf eine Bahre gelegt, vier Träger hoben dieselbe empor und setzten sich in Bewegung nach der Morgue, wo die Obduktion noch in derselben Nacht vor sich gehen solle.

Aus allen Diesem hatte Herr von Ferron eigentlich gar nichts gewonnen. Was er hier gesehen, das war für ihn kein Geheimniß mehr gewesen; es war also nichts Neues, und dies hätte er voraus sehen können. Das Wichtigste hätte er erst in der Morgue erfahren können, denn dort erst würde es sich herausgestellt haben, ob die Behörde von dem ihr gespielten Betruge überzeugt ist oder nicht. Allein dort hinzugehen, war immer eine höchst gefährliche Sache für den Chevalier. Obgleich er durch einen ihn bis zur Unkenntlichkeit umwandelnden Bart gegen eine etwaige Entdeckung ziemlich gesichert war, so konnte er doch nicht alle Möglichkeiten voraussehen, die eintreten und zu seiner Vernichtung dienen konnten. Trotz alledem stand er in diesem Moment unter dem Einfluß einer so allmächtig auf ihn einwirkenden Neugier, daß er fast willenlos dem Zuge folgte und die Entfernung zwischen diesem und sich eine immer geringere werden ließ.

Beinahe hatte die Karavane, womit wir diesen Leichenzug vergleichen möchten, die Morgue erreicht, als Monsieur Villois

sich zufällig umwendete, vielleicht weniger, um zu sehen, ob er verfolgt wurde, als vielleicht aus Langeweile.

Dieses Umwenden bemerkte Herr von Ferron nicht; er ging gerade mit zu Boden gesenkten Augen, gleichsam, als denke er über eine wichtige Angelegenheit nach.

Villois, der als vielgeübter Polizist überall Verrath oder Verbrechen witterte, blieb einige Sekunden lang stehen, während welcher er den Chevalier mit prüfendem Blicke betrachtete, und obgleich er innerlich zugestehen mußte, daß dieser Mann ihm völlig fremd sei, so sagte ihm doch ein gewisses, ihm selbst unerklärlich scheinendes Gefühl, daß derselbe mit dem soeben auf dem Kirchhofe vorgenommenen Akt in näherer Beziehung stand, als es im ersten Augenblick den Anschein hatte.

Mit der ihm eigenthümlichen Ruhe winkte er zweien seiner Untergebenen, deutete auf Ferron und sagte:

„Verhaften Sie diesen Mann.“

Wir Alle wissen, daß das Institut der Polizei eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Jesuiten-Orden hat. Blindlings gehorchen die einzelnen Glieder und sie fragen nicht, weshalb, noch wozu; sie haben unbedingtem Gehorsam dem Generale gelobt und sind alle Zeit bereit, diesem Gelöbniß nachzukommen. Einen weiteren Vergleich zwischen der Polizei und dem Jesuiten-Orden wollen wir nicht anstellen; theils ist es überflüssig, theils nicht an gehörigem Orte und theils hat es auf den Fortgang unserer Geschichte gar keinen Einfluß. Der Vergleich fiel uns auch nur nebenbei ein und nebenbei wollen wir seiner auch nur gedacht haben.

Die beiden Beamten antworteten ihrem Vorgesetzten Nichts; sie kratzten sich hinter den Ohren und warfen einen inhaltschweren Blick auf ihr Opfer, das jetzt ziemlich nahe war.

Herr von Ferron hatte bereits bemerkt, daß er die Aufmerksamkeit des Lieutenants Villois erregt, ebenso daß dieser besondere Vorkehrungen traf, die augenscheinlich seine Festnahme be-

zweckten; aber eines Theils zu sehr an dergleichen Affairen gewöhnt, andren Theils aber auch einsehend, daß ihn nur eine anscheinende Sorglosigkeit von der sich ihm entgegen wälzenden Gefahr befreien konnte, hatte er nicht die geringste Befürchtung blicken lassen, sondern war ruhig vorwärts gegangen.

Wir haben schon früher des Umstandes gedacht, daß in Paris die Straßen während der Nacht beinahe ebenso belebt sind, wie am Tage, in manchen Gegenden sogar ist es beim Scheine des künstlichen Lichtes weit lebendiger, als bei natürlichem; es kann also gar nicht auffallen, wenn man Jemandem begegnet, und wenn Billois nicht eine gewisse, ihm unerklärliche Befürchtung gehabt, so hätte er den Herrn von Ferron sicherlich ungefährdet vorüber gehen lassen. Ein Polizeibeamter muß aber jeden Umstand benutzen, der ihm irgend ein Licht in eine verwickelte Sache bringen kann. Das Stadtviertel, welches Monsieur Billois mit seinen Leuten passirte, war ziemlich unbelebt; wenigstens war in nächster Nähe der Chevalier der einzige Mensch. Es lag also ziemlich nahe, daß er in gewisser Beziehung zu dem Ganzen stand. Daher seine Verhaftung, oder vielmehr die Anordnung derselben.

Als er so nahe gekommen war, daß die Beamten ihrer Ordre nachkommen konnten, sagten sie:

„Mein Herr, haben Sie die Güte, uns zu folgen."

Herr von Ferron warf einen langen, Entrüstung ausdrückenden Blick auf die beiden Sprecher und sagte mit ebenso seltener Ruhe, als imponirender Würde:

„Ich bitte Sie, mich ruhig gehen zu lassen und andre Leute zu belästigen, die das nicht besser gewöhnt sind ... Ich meines Theils ..."

Monsieur Billois, der bis jetzt nichts gesprochen, trat plötzlich und rasch auf ihn zu; seine Stimme war ihm bekannt vorgekommen und er hatte alle Ursache, sie für die Stimme des Chevalier von Ferron zu halten.

„Keine Widerrede, mein Herr!" sprach er, den Chevalier unterbrechend; „kraft meines Amtes verhafte ich Sie."

„Kraft Ihres Amtes?"

„Ja!"

„Darf ich fragen, wer und was Sie sind?"

„Ich bin nicht verpflichtet, Ihnen darauf zu antworten."

„Sehr höflich von Ihnen, mein Herr!" versetzt Ferron mit einer Verbeugung. „Mögen Sie," fuhr er gleich darauf fort, „kraft Ihres Amtes zu einer so ungebührlichen Sprache auch immerhin berechtigt sein, so glaube ich, daß auch kraft meines Standes ich berechtigt bin, Höflichkeit zu beanspruchen. Ich werde nicht mit Ihnen gehen."

Monsieur Billois, der mittler Weile den Chevalier näher betrachtet und sich selber eingestanden hatte, daß hier seiner Seits möglichen Falls ein Irrthum vorliege, gleichwol aber dieses Versehen einzugestehen nicht aufgelegt schien, entgegnete:

„Mögen Sie sein, wer Sie wollen — danach frage ich gegenwärtig nicht."

„Mich dünkt, das wäre Ihre erste Pflicht."

„Mein Herr, Sie werden hoffentlich meine Pflichten nicht besser kennen wollen, als ich selber."

„Jeden Falls scheine ich doch die Pflichten der Höflichkeit besser inne zu haben!" versetzte der Chevalier. „Im Uebrigen führt unser Streit zu Nichts, mein Herr! Sie wollen mich aus mir unerklärlichen Gründen verhaften und ich will mich aus leicht erklärlichen Gründen nicht verhaften lassen. Ist Ihnen dies klar?"

Offenbar wollte Ferron den Herrn Lieutenant chikaniren. Das fühlte dieser auch, und dadurch noch ärgerlicher werdend, sagte er, daß es bei seinem einmal gegebenen Befehle sein Bewenden behalten müsse. Darüber lachte der Chevalier laut auf und erwiderte, daß er, Billois, wie es ihm scheine, schon im Ministerium gearbeitet haben müsse, denn die Phrase: es muß bei

dem einmal gegebenen Bescheide sein Bewenden behalten, sei usance in allen höheren stattlichen Büreaux; sie beweise aber nichts weiter, als das gute Gedächtniß der betreffenden Geheimsekretaire, denn was sie am ersten Tage ihrer amtlichen Funktion geschrieben, wüßten sie noch am letzten Tage ihres Dienstes, denn das „Sein Bewenden behalten" kommt unter zehn Ministerialbescheiden sicherlich in acht derselben vor.

„Um Ihnen jedoch zu beweisen," fuhr Ferron ernster werdend fort, „daß Sie Sich kein Amtsvergehen zu Schulden kommen lassen, wenn Sie mich ferner nicht mehr incommodiren, erkläre ich mich bereit, Ihnen meine Legitimation zu präsentiren. Hier, sehen Sie."

Bei diesen Worten hatte er aus seiner Brusttasche ein Dokument hervorgelangt, das er von einander faltete und dem Lieutenant zur Durchsicht hinhielt. Dann sprach er weiter:

„Aus diesem Schriftstück werden Sie sehen, daß ich der Graf von Meerane, also vermuthlich ein Andrer bin, als der, den Sie suchen."

Wir erinnern uns noch von früher, daß Herr von Ferron von Gustav Lachet einen auf diesen Namen lautenden Paß empfangen hatte; freilich zu einem andern, als dem gegenwärtigen Zwecke. Darauf kam es aber augenblicklich gar nicht an. Herr Billois prüfte lange das Schriftstück und mußte, wie wol ungern, eingestehen, daß es in allen Formen Rechtens abgefaßt sei. Das Signalement paßte, soweit dies in einem gräflichen Passe überhaupt vorhanden ist, vollkommen auf die Person, welche sich als Eigenthümer desselben präsentirte, und Billois mußte, wohl oder übel, noch obenein um Entschuldigung bitten; denn die gräfliche Meeranesche Familie war mit Herrn von St. Estephe in einem entfernten Grade verwandt und es lag gar nicht so sehr fern, daß Monsieur Billois, trotz seiner guten Absichten, von seinem Obern noch bestraft werden würde, insofern der Herr Graf von Meerane darauf bringen sollte. Dahin zielte denn

auch seine Bitte um Entschuldigung, und Ferron erklärte ihm mit der Biederkeit eines Ehrenmannes, daß ihm an seiner Bestrafung Nichts gelegen sein könne; nur rathe er ihm, in Zukunft höflicher gegen Personen zu sein, die er nicht kenne, und welche kein andres Verbrechen begangen hätten, als daß sie inmitten der Nacht eine Promenade machen.

Darnach schlug Ferron eine andre Straße ein, ohne eine größere Eile zu zeigen, als bisher; Monsieur Billois dagegen escortirte seine Gesellschaft nach der Morgue.

Während dies auf der Straße zwischen dem Polizeilieutenant Billois und dem Chevalier von Ferron vor sich ging, fand eine nicht minder interessante Scene in jener Spelunke Statt, in welcher Monsieur Charles le Roy durch den Chevalier gebracht worden war.

Wol einsehend, daß er sich dem über ihn hereingebrochenen Geschick fügen müsse und daß jeder Widerstand als Wahnsinn bezeichnet werden müsse, machte der junge Mann nicht den geringsten Versuch, sich seinen Gegnern zu entziehen; im Gegentheil, er war nach Verlauf von höchstens funfzehn Minuten so heimisch daselbst, daß er mit Mehreren derselben bereits ein Glas Branntwein geleert hatte. Es war ihm darum zu thun, Freundschaft mit jenen Leuten zu schließen, da er eigentlich nur vor dem Chevalier von Ferron Furcht hatte, ohne eigentlich zu wissen, wodurch diese Furcht erklärt werden konnte.

Nach einer Weile machte er den Halsabschneidern den Vorschlag, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, wo er ihnen mehr Geld einzuhändigen versprach, als Ferron ihnen zu geben je im Stande sei. Ferner wies er darauf hin, daß sie, wenn sie seinen Vorschlag annehmen, nicht nöthig hätten, mit Jenem zu theilen oder sich von ihm eine bestimmte Summe überweisen zu lassen, die möglichen Falls eine sehr geringe sein dürfte, da er noch keine Hundert Franken bei sich führe, die er ihnen vorher schon zustellen wolle. Seinen Worten ließ er augenblicklich

die That folgen und bald war sein Vermögen das Vermögen der Andren geworden.

Die Versprechungen, welche er diesen Leuten, welche sich stets demjenigen verkaufen, der das Meiste bietet, machte, waren in der That von der Art, daß sie nicht lange anstanden, auf seine Propositionen einzugehen. Natürlich kannte ihn Niemand und man wußte noch nicht, ob er sie in irgend welche Falle locken würde; dasselbe konnte jedoch auch von Ferron behauptet werden, der nur das Verdienst hatte, hier öfter schon gesehen worden zu sein und freilich stets den Splendiden gespielt hatte. Wer er aber eigentlich sei, das wußte man gleichfalls nicht, denn der Name, unter dem er sich hier eingeführt, konnte sehr gut auch nur die Maske eines Polizei-Agenten sein, der sie über kurz oder lang dem Gefängniß zuführen würde. Es bedurfte deshalb keiner langen Ueberlegung; sie erklärten sich bereit, ihm die Freiheit zu geben, wenn er ihnen eine entsprechende Summe Gold einhändige und sie nicht verrathe. Beides sollte er vorher noch mit einem Eide bekräftigen.

Wer schon je in der Lage gewesen, in welcher sich Charles le Roy momentan befand, der wird wissen, daß man da außerordentlich gern bereit ist, nicht einen, sondern zehn Eide zu leisten, wenn man dadurch sein Leben retten kann. Herr le Roy sprach daher auch den ihm vorgesagten Eid nach und man wählte drei von jenen Männern aus, die ihn begleiten sollten.

Nachdem auch dies erledigt, schickten sich diese vier Personen an, die Kabache zu verlassen. Sie waren noch nicht auf die Straße gelangt, als unerwartet der Chevalier von Ferron zurück kam. Seinem vielfach geübten Blicke entgingen die geschehenen Vorkehrungen nicht und mit einer Stimme, die anscheinend keinen Widerspruch duldet, sagt er:

„Wohin?“

Alle schwiegen. Keiner hatte Muth genug, ihn von dem getroffenen Arrangement in Kenntniß zu setzen; auch Charles le

Roy war Anfangs so verlegen, daß er sich außer Stande fühlte, eine Antwort zu geben.

Als Herr von Ferron inne ward, welchen gewaltigen Eindruck seine Worte gemacht, da wurde er noch bei Weitem übermüthiger und in befehlendem Tone sagte er:

„Zurück! Niemand entfernt sich ohne meine Erlaubniß... Habe ich Euch überhaupt nicht gesagt, daß dieser Mensch seine Hunderttausend Franken werth ist? Was, Teufel, konnte Euch veranlassen, meinen Worten zu mißtrauen?"

„Dieser Herr," bemerkt jetzt Einer von denen, die in der Gaststube zurück geblieben waren und wohin sich Herr le Roy mit seinen Begleitern wiederum begeben hatte, „dieser Herr besitzt augenblicklich kaum hundert Franken; wie kannst Du da behaupten, daß er deren Hunderttausend werth ist?"

„Diesen Werth hat er für mich."

„Das mag sein! Wir aber wollen klingende Münze!"

„Ihr sollt sie haben."

„Die Börse dieses Herrn haben wir bereits geleert."

„Und er wollte Euch in seiner Wohnung das Uebrige zustellen?"

„Ja!"

„Ihr Dummköpfe!" lacht Ferron, „seht Ihr denn nicht ein, daß er Euch nur hier fortlocken wollte, um Euch der Polizei zu übergeben?"

Alle warfen einen schielenden Blick auf Herrn le Roy, der in der That nicht wußte, was er entgegnen oder womit er sich vertheidigen sollte. Außerdem hatte Herr von Ferron ja unverholen gesagt, daß er für ihn einen so hohen Werth habe; es ließe sich also wol annehmen, daß derselbe demnach auch Alles aufbieten würde, ihn in seiner Gewalt zu behalten. Indeß Niemand fällt in ein Wasser und ertrinkt, ohne nicht noch mannigfache Versuche zu seiner Rettung zu machen. Auch Herr le Roy machte deren mehre. Unter Andrem sprach er:

„Glaubt nicht, was jener Mann Euch sagt.“

„Wir kennen ihn aber länger, als Sie.“

„Vergesset nicht, daß ich Euch einen Eid geleistet.“

„Ja, wol. Er hat geschworen und wir werden Mann genug sein, ihn zur Erfüllung seines Eides zu zwingen.“

„Was hat er geschworen?“ fragt Ferron.

„Uns nicht zu verrathen und uns königlich zu belohnen.“

„Schön!“ sagte Jener, „und wenn er es nicht thut?“

„Dann werden wir ihn niederstoßen.“

„Alles recht gut, aber es bringt Euch keinen Gewinn!“

„Wenn er hier bleibt, auch nicht!“

„Ich verspreche Euch ...“

„Versprich nicht, sondern zahle die Einhunderttausend Franken und wir überlassen Dir diesen Menschen ohne Widerrede.“

Herr le Roy stand der Angstschweiß fingerstark auf der Stirn; es fiel ein Tropfen nach dem andern herunter und benetzte sein weißes Chemisette. Legte der Chevalier die bedungene Summe auf den Tisch, dann war er verloren, obwol er nicht wußte, wodurch er den Haß desselben herausgefordert hatte. Glücklicher Weise war Herr von Ferron nicht im Stande, dem Wunsche der Banditen nachzukommen. Er mochte vielleicht wol eine solche Summe besitzen, allein er hatte sie sicherlich nicht, um damit Herrn le Roy auszulösen. Einen solch enormen Werth hatte Dieser in seinen Augen denn doch nicht.

„Diese Summe Geld,“ sagt er, „sollt Ihr morgen haben!“

„Und wenn Du sie uns nicht giebst? Nein! Auf Dich können wir uns noch weniger verlassen, als auf Diesen, welcher uns versprochen hat, uns noch heute zu befriedigen.“

„Bin ich Euch nicht sicher?“

„Nein, denn wir wissen nicht einmal, wer Du bist!“

„Ihr kennt Croiville nicht?“

„O, ja! Wir wissen aber auch, daß dies Dein richtiger Name nicht ist.“

Charles le Roy schöpfte neue Hoffnung und er athmete jetzt bei Weitem leichter auf. Es schien ihm, als habe Herr von Ferron eine so bedeutende Summe nicht zur Disposition, und war dies der Fall, dann ließe sich erwarten, daß jene Leute ihn lieber nach seiner Wohnung begleiten und von ihm die Hunderttausend Franken entgegen nehmen würden. Freilich auch er besaß sie nicht, er hatte aber auch nicht die Absicht, auf diese Weise sein Leben zu erkaufen, sondern hegte die zuversichtliche Hoffnung, irgend einer Patrouille oder einem Polizisten zu begegnen, durch die oder den er befreit werden konnte.

„Nun gut," versetzt der Chevalier; „ich will Euch auch meinen richtigen Namen nennen!"

„Thue das!"

„Genügt Euch eine polizeiliche Reiselegitimation?"

„Ja!"

Herr von Ferron holte auch hier seinen auf den Grafen von Meerane lautenden Paß hervor, welcher von Einem zu dem Andren wanderte und auch, aber wohl mehr durch Zufall, einen Augenblick bei Herrn le Roy sitzen blieb. Dieser hatte nicht sobald sein Auge auf denselben geheftet, als er sofort sich selber zugestand, diese Schriftzüge schon irgendwo gesehen zu haben. Plötzlich leuchtete sein Auge auf! Er hatte erkannt, daß dieser Paß von Gustav Lachet geschrieben war, dessen Handschrift ihm aus dem an seine Maitresse gerichteten Schreiben noch sehr deutlich in Erinnerung war. Das konnte ihm jedoch hier an diesem Ort von keinem Nutzen sein, wo man überhaupt Nichts respektirt, als einen Haufen Gold, und dies auch nur insofern, als man sich denselben anzueignen bestrebte.

„Graf von Meerane," bemerkt nach einer Pause Jemand, „allein dieser vornehme Name bürgt uns noch nicht für den richtigen Eingang der bestimmten einhunderttausend Franken, und ich bin der Ansicht, daß wir es lieber mit diesem jungen Manne,

als mit dem Herrn Grafen von Meerane halten, der jeden Falls ein eben so großer Betrüger ist, als wir es selber sind."

Herrn von Ferron trieb der Zorn das Blut in das Gesicht, und wenn er es nicht gerade mit zu Vielen zu thun gehabt hätte, er würde zuversichtlich mit Gewalt auf die Annahme seiner Vorschläge gedrungen sein; so aber ging dies nicht. Er begnügte sich, einen verachtenden Blick auf seine Gegner zu werfen und zu sagen:

„Gut, mögt Ihr machen, was Euch beliebt; ich kann mich dem nicht widersetzen, aber ich bin gut dafür, daß dieser Vogel Euch, ehe Ihr es Euch versieht, entwischen wird! Hättet Ihr Euch nun anständiger gegen mich benommen, so würde ich Euch begleiten und Euch mit meinen reichhaltigen Erfahrungen unterstützen, allein . . ."

„Nun," fiel Einer der Gegenpartei ein, „Du brauchst gar nicht so penible sein. Jeder ist sich selbst der Nächste. Du kannst mit uns gehen und den Gewinn mit uns theilen."

Nach langem Zureden entschloß sich endlich der Chevalier, mit von der Partie zu sein.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Charles le Roy in Lebensgefahr.

Die angebliche Leiche der Frau Marquise von Debillier war glücklich und wohlbehalten in der Morgue angelangt. Der Dienst des Lieutenants Billois hatte hiermit seine Endschaft erreicht. Der Baron de la Rosair wollte augenblicklich an die Verwirklichung seines phantastischen Planes gehen, doch wurde ihm dies Seitens der Direction nicht gestattet, welche bestimmte Verhal-

tungsregeln von Seiner Excellenz, dem Polizeiminister, für diesen speziellen Fall empfangen hatte; aber auch entfernen durfte der gute Baron sich nicht und er wurde deshalb zwar schonend, doch immer noch als Gefangener behandelt.

Der Director, um ihn so wenig wie möglich fühlen zu lassen, daß er in Observanz genommen sei, ging mit ihm durch die verschiedenen Säle der Morgue und zeigte ihm die für seine Wißbegierde interessantesten Körperverletzungen. Alfred war also ganz in seinem Elemente hier. Er bat um die Erlaubniß, einige Wiederbelebungsversuche anstellen zu dürfen, und da ihm dieselbe gewährt, so war er bald in seine Studien und Experimente derart vertieft, daß er nicht ein Mal darauf achtete, wie die Nacht verschwunden und der neue Tag bereits angebrochen war.

Indeß hatte er mit allen seinen Versuchen Nichts erreicht. Die Todten blieben todt. Unzufrieden darüber setzte er sich in einem der Säle auf einen Stuhl und schlief, trotz der Unheimlichkeit des Ortes, bald ein.

Inzwischen war Monsieur Villois in seiner Wohnung wieder angelangt und hatte von seiner Gattin die Nachricht empfangen, daß während der Zeit, wo er abwesend gewesen, Herr Charles le Roy mit vorgesprochen habe, und da er ihn nicht angetroffen, nach dem Friedhofe gegangen sei. Monsieur Villois stutzte. Er hatte Charles le Roy dort nicht gesehen; statt seiner aber war er dort auf einen Mann gestoßen, der sich ihm gegenüber zwar als ein Graf von Meerane legitimirt hatte, den er jedoch jetzt nichts desto weniger für ein Verbrecher zu halten gesonnen war.

Die Phantasie eines vielgeübten Polizeibeamten ist durchschnittlich eine sehr schwungreiche; überall wittert sie Verbrecher und Verbrechen. Auch jetzt dachte unser Lieutenant an die Möglichkeit einer Ermordung des Herrn le Roy und brachte sie ziemlich geschickt in Verbindung mit dem Grafen von Meerane, wenn dieser Name auch zu der Familie des Polizeiministers gehörte. Herr le Roy war auf dem Kirchhofe nicht erschienen, und

dennoch hätte er anlangen müssen noch zu der Zeit, wo er dort amtlich beschäftigt war. Er konnte also unterwegs nur entweder verunglückt oder von einem Verbrecher ermordet sein. Daß dieser Mörder kein Andrer, als der Graf von Meerane sei, bezweifelte er nicht im Geringsten; denn wo kam dieser Graf auf ein Mal her? Er hatte ihn nicht eher bemerkt, als er der Karavane ganz nahe war, und doch schien es, als hätte er derselben von Anfang an gefolgt.

Aergerlich stampft der Lieutenant mit den Füßen, daß er sich wieder einmal überlisten und durch den Namen einer vornehmen Person habe imponiren lassen. Aber das war es nicht allein, welches ihn in Mißstimmung versetzte; er glaubte ganz bestimmt, daß dies Alles mit dem Absterben der Marquise in Verbindung stände.

Allein die Unzufriedenheit, welche er in so hohem Grade empfand, konnte in gegenwärtiger Lage der Sache ihm zu Nichts verhelfen, — das sah er ein! Er mußte handeln und zwar schnell, wenn er irgend ein nur einiger Maßen günstiges Resultat erzielen wollte.

In der Nähe des Gottesackers wußte er jene Spelunke, in welche Herr von Ferron den Herrn le Roy gewaltsam geschleppt hatte. Es schien ihm nicht so sehr unmöglich zu sein, daß er dort den jungen Mann finden könne, zumal da der angebliche Graf von Meerane, wie er sich dessen jetzt erinnerte, nach jener Gegend hin verschwunden war, als er sich von ihm getrennt hatte.

Ohne Begleitung durfte sich indeß Monsieur Billois dahin nicht begeben. Die Kabache war der Zufluchtsort eines großen Theils der pariser Vagabonden, Diebe und Mörder, und sicher war es, daß ein Polizist, wenn er dort bemerkt wurde, lebend nicht wieder gesehen werden würde.

Es war schon spät zur Nacht — vielleicht drei Uhr Morgens — und da Billois seine bisherigen Begleiter bereits entlassen, konnte es eben nicht leicht werden, eine entsprechende

Anzahl Polizeisoldaten auf die Beine zu bringen; jeden Falls mußte darüber eine lange Zeit vergehen. Leichter und schneller war es ohne Zweifel, wenn er von einem der in Paris garnisonirenden Regimenter sich denjenigen Beistand erbat, der für vorliegenden Fall unerläßlich war.

Diese Gedanken, welche schnell hinter einander seinen Kopf bestürmten, verhinderten ihn keineswegs für den Fall, daß der Zufall Herrn le Roy noch ein Mal in sein Haus führen sollte, die erforderliche Instruktion für seine Gattin zu hinterlassen.

Als dies Alles geordnet, eilte er nach der nächsten Kaserne und hatte innerhalb einer guten Viertelstunde eine Abtheilung von einem Offizier und vierzig Mann zu seiner Disposition. Die Hälfte davon unter Befehl des Offiziers sandte er nach jener Spelunke mit dem gemessenen Auftrage, jedes sich daselbst aufhaltende Individuum ohne Nachsicht zur Haft abzuführen, während er mit der andern Hälfte der Soldaten sich nach der Wohnung des Herrn le Roy begab, um nachzuforschen, ob derselbe vielleicht zu Hause sei, um von dort aus sich dann mit der ersten Abtheilung wieder zu vereinigen.

Zwar ging Monsieur Villois heute etwas weiter, als die ihm vom Staate übertragene Macht reichte, allein er entschuldigte sich mit den unvorhergesehenen Umständen und mit der Kürze der Zeit, durch welche er verhindert sei, vorher sich von seinen Oberen informiren zu lassen.

Herr le Roy hatte auf's Geradewohl sich bereit erklärt, den Vagabonden eine Summe von einhunderttausend Franken zu zahlen, wiewol er wußte, daß er nicht einmal so viele Sous in seinem Vermögen habe. Er rechnete aber dabei auf einen glücklichen Zufall, und wie es scheint, war dies eben keine falsche Berechnung.

Der Graf von Meerane befand sich in seinem Gefolge und hatte die Absicht, ihn bei dem geringsten Versuch zur Flucht unbarmherzig niederzustoßen, und dasselbe zu machen, wenn er das

versprochene Geld nicht zahlen oder sich dem Schutze der Behörde überantworten würde.

Charles le Roy kannte noch immer nicht den Chevalier und war auch weit entfernt, ihn dafür zu halten. Er glaubte, da er die Handschrift des in Jenes Händen befindlichen Passes für die des Herrn Gustav Lachet hielt, daß derselbe von Diesem zu seiner Vernichtung gedungen sei, um der Verpflichtung zu entgehen, an ihn die betreffenden Konventionalstrafen zu zahlen. Wäre dem so, dann lag auch kein Zweifel vor, daß er, Charles, verloren sei. Die hunderttausend Franken konnte er beim besten Willen nicht zahlen, und wenn er sich auch seiner Adoptivmutter anvertraut haben würde, so brachte ihm auch dies nicht die geringste Hoffnung, da das Vermögen von Madame Lavasser überhaupt wol nicht höher anzuschlagen war, sie es ohnedies aber auch nicht sofort in Bereitschaft hatte. Es blieb dem jungen Manne in der That nichts Anders übrig, als sich auf den leidigen Zufall zu verlassen. Eine Flucht war unmöglich, selbst wenn er sich nicht vor dem heimtückischen Dolche des Chevaliers gefürchtet haben würde. Eine vorübergehende Patrouille oder einen Nachtwächter und dergleichen um Beistand anzugehen, war eben so unausführbar, als damit seine sofortige Ermordung Seitens des ihm ganz nahe gehenden Chevaliers eng verbunden zu sein schien.

Nur ein Gewaltstreich konnte ihn retten, derart, daß er sich auf Ferron stürzte und Diesen ermordete, statt sich von ihm ermorden zu lassen. Aber auch dieser Schritt hatte seine erhebliche Bedenken; denn er war ohne Waffen, was bei dem Andren nicht der Fall zu sein schien; außerdem würden sich aber auch sofort die Uebrigen über ihn geworfen und ihn zerdrückt haben.

Herrn le Roy's Lage war keineswegs eine beneidenswerthe. Von allen Seiten lugte der Tod hervor, und welcher Tod? Gewaltsam um's Leben zu kommen hat wol für keinen Menschen etwas Anziehendes, am wenigsten aber für einen jungen Mann, der, so

zu sagen, erst recht eigentlich zu leben anfängt. Indeß, so viel Herr le Roy auch darüber nachdachte, auf welche Weise es ihm möglich werden könne, sich gefahrlos aus dieser Schlinge zu ziehen, — es wollte ihm nicht gelingen.

Endlich hat er sich mit dem Tod vertraut gemacht. Er sieht, es ist kein Ausweg offen und wenn er einmal seinen Blick auf das Antlitz des Chevaliers heftet, so scheint ihm dessen Auge nur Mordgedanken zu beherbergen.

Ruhig schreitet er neben seinen Begleitern einher. Es wird von keiner Seite Etwas gesprochen, gedacht aber desto mehr. Bei Charles le Roy wechseln die Gedanken mit überraschender Geschwindigkeit. Soeben hat er sich still in sein böses Geschick gefügt und im nächsten Moment schon will er den Chevalier erwürgen, um sein Leben zu retten. Ein Blick auf die übrigen Begleiter hindert ihn an der Ausführung seines Planes für jetzt, vernichtet denselben aber keineswegs für immer. Er will Alles versuchen, dem gewissen Tode zu entgehen.

„Soll ich sterben,“ denkt er, „so will ich mindestens versuchen, mit meinen Gegnern zu kämpfen. Der Kampf ist ungleich, wie ich weiß, allein es stirbt sich doch bei Weitem leichter, wenn man inmitten des Kampfes getödtet wird. Man glaubt nicht an die Gefahr und hofft auf Rettung. Gefahr verzehnfacht ohnedies unsere Kräfte und es ist noch gar nicht so unwahrscheinlich, daß ich siege.“

In dieser und ähnlicher Weise sprechen die Gedanken des jungen Mannes; er verfolgt sie weiter und kommt endlich zu dem Entschluß, auf der Treppe, welche zu seiner Wohnung führt, den Kampf zu beginnen. Um diese Zeit ist es finster in dem Hause und es muß ihm leicht werden, durch einen ebenso raschen als kühnen Stoß den Herrn Grafen von Meerane die Treppe hinabzuwerfen, und da derselbe immer dicht neben ihm sich befindet, so hat Charles die Chance für sich, daß sein Fall auch den Fall noch Mehrer der Uebrigen zu Folge haben muß und

ihm auf diese Weise seine eigene Rettung nicht so sehr schwer werden kann. Er berechnete weiter, daß durch das entstehende Geräusch die übrigen Bewohner seines Hauses, aus ihrem Schlaf empor gescheucht, herbei eilen und ihm beistehen würden.

Wir müssen gestehen, daß, wenn dieser Plan so leicht ausgeführt werden kann, wie er erdacht ist, Herrn le Roy's Leben außer aller Gefahr sich befindet; es kommt nur darauf an, daß er dreist und vorsichtig zu Werke geht.

Daß Herr le Roy im Begriff war, ein Verbrechen zu begehen, das die Gesetze bestrafen, daran dachte er nicht, oder vielmehr er glaubte, daß die obwaltenden Umstände sein Benehmen, das nur als Nothwehr bezeichnet werden konnte, vollständig entschuldigen würden.

Allein darauf kam es augenblicklich gar nicht an. Würde man ihn auch zur Verantwortung ziehen, um ihm eine entsprechende Strafe zu diktiren, so hatte er doch immerhin sein Leben gerettet und mit Vergnügen würde er eine kurze Gefangenschaft ertragen haben.

Wir sehen ihn also nicht nur zu dem Aeußersten bereit, sondern auch auf Alles vorbereitet, was darauf folgen würde und konnte; und wir müssen gestehen, daß unter hundert Männern in gleicher Lage sicherlich neunzig ebenso gehandelt haben würden.

Herr le Roy hatte jedoch bei der geistigen Entwickelung seines Planes eine bedeutende Hauptsache vergessen, nämlich daß Herr von Ferron vielleicht dieselbe Absicht mit ihm haben, oder, wenn dies nicht, doch gewiß sehr vorsichtig nnd deshalb nicht so leicht hinabgestürzt werden könne.

Für ihn war es übrigens ein Glück, daß er daran nicht dachte, denn dann hätte er allen seinen Muth verloren und würde möglichen Falls schon unterwegs irgend einen dummen Streich begangen haben, der unzweifelhaft seinen Tod zur Folge gehabt haben würde.

Im Innern seines Hauses sich befindend, ward er jedoch

sofort eines Andren belehrt. Der Portier öffnete, wie es seine Pflicht war, und da er Herrn le Roy erkannte, so fragte er nicht weiter nach dem Begehr seiner Begleiter, da es häufig schon vorgekommen, daß er einen oder mehre seiner Freunde zur Nacht mitgebracht hatte. Als derselbe in seiner Loge wieder verschwunden und der Anfang der Treppe von Charles und seinen Gegnern erreicht worden war, sagt Ferron plötzlich, indem er den Erstern am Arme festhielt:

„Halt! Drei meiner Freunde werden voran gehen, dann kommst Du, und ich mit den Uebrigen folge.“

Das war ein Donnerschlag aus heitrem Himmel, der sein ganzes Phantasiegebäude im Nu zu Boden warf.

„Warum?“ fragt er nach einigem Zögern und mehren vergeblichen Versuchen, sich von dem Chevalier zu befreien.

„Weil Du Lust hast,“ versetzt derselbe, „uns zu entwischen.“

„Fällt mir nicht im Entferntesten ein!“ rief Charles. „Es ist mir einerlei, ob Jemand vorangeht oder mir folgt; aber ich halte das Vorangehen für eine Lächerlichkeit, da Keiner von Allen weiß, wie hoch er zu gehen, noch wo er die Thür meines Quartiers zu finden hat. Wie kann ich Euch überhaupt entfliehen, da das Haus nach oben zu keinen Ausgang hat —?“

„Keine Widerrede,“ befahl Herr von Ferron und langte einen Dolch hervor, dessen Spitze er mit der Wange seines Opfers in Berührung brachte; „Du wirst an dem eigenthümlichen Gefühl erkennen, daß dieses Instrument von Stahl ist, und ich füge zur bessern Verständigung hinzu, daß man dieses Ding einen Dolch nennt. Weigerst Du Dich, meine Anordnungen anzuerkennen, so wird diese Spitze Dir einen Herzschlag verursachen, Dich stumm und todt machen! Hast Du mich verstanden?“

Herr le Roy antwortete mit einem leisen Ja; die Angst, welche er empfand, schnürte ihm fast die Kehle zusammen und hemmte den Blutlauf seines Körpers.

Die übrigen Personen, welche bisher Nichts gesprochen, mischten sich jetzt dazwischen und sagten, sich zu Ferron wendend:

„Wenn Du ihn tödtest, tödten wir auch Dich!"

„Ich fürchte mich nicht vor Euch und wenn Ihr Eurer noch zehn Mal mehr wäret!" erwiderte der Chevalier. „Wenn ich diesen Menschen erdolchen will, wozu ich, nebenbei gesagt, ungemein Lust empfinde, werde ich mich von Euch nicht behindern lassen. Ihr wißt, es muß Alles geheimnißvoll und behutsam abgewickelt werden, macht Ihr also Scandal, so ist die nächste Folge Eure Verhaftung."

„Die Deinige auch!"

„Denke nicht daran! Ich bin der Graf von Meerane, Großneffe des Herrn von St. Estephe! Man wird mir glauben, wenn ich behaupte, zur Rettung dieses liebenswürdigen jungen Mannes herbeigeeilt zu sein."

„Deinen Angaben wird aber dieser liebenswürdige junge Mann Lügen strafen!" bemerkte Einer der Andern.

„Er wird dann nicht mehr leben."

„So hast Du von vornherein verspielt."

„Keineswegs! Ihr habt ihn ermordet, trotz meiner Dazwischenkunft."

„Wir wollen nicht länger über diesen Gegenstand streiten," versetzt Jener. „Es wäre lächerlich, wenn wir, die wir gemeinschaftlich einen Zweck verfolgen, uns im Augenblick der That entzweien wollten. Ich meines Theils halte es für unnütz, die von Dir vorgeschlagene Maßregel in Kraft treten zu lassen, doch da Du es willst und mir und meinen Freunden an einem längeren Aufschub der Sache Nichts gelegen sein kann, so mag es geschehen!"

„Nun denn, vorwärts!" befahl Ferron.

Charles le Roy wurde jetzt von dem Letztern frei gelassen, was ihm jedoch von keinem Nutzen sein konnte, da er inmitten seiner Feinde sich befand. Ungeachtet dessen verlor er aber

noch nicht alle Hoffnung auf Rettung, wiewol er freilich zugestehen mußte, daß dieselbe eine äußerst schwache sei, die sich vielleicht nie realisiren würde. Allein der Mensch hofft, so lange er athmet, und das ist oft das einzige Glück im menschlichen Dasein. Wer die Hoffnung sinken läßt, ist todt, auch wenn er noch lebt.

Die Treppen wurden erstiegen. Schweigen herrschte unter Allen. Oben angekommen, befahl Ferron seinem Opfer, den Schlüssel seinen Vordermännern zu geben und ihnen anzudeuten, zu welcher Thür er passe.

Herr le Roy gehorchte mechanisch. Er konnte nichts Andres oder wenigstens nichts Klügeres machen. Die Thür ward geöffnet. Ferron, der auf Alles gefaßt schien, sagt zu ihm:

„Ich werde selber Licht anzünden!"

„Es wird Ihnen schwer werden, denn Sie sind hier nicht bekannt!" bemerkt der junge Mann.

„Ich habe alles Nöthige bei mir."

Bald darauf zischte ein Zündholz, mit dem Herr von Ferron ein kurzes dickes Wachslicht anzündete. Nachdem dies geschehen, blickte er sich nach einem Leuchter um, den er auch gleich nachher auf einem Nachttische vorfand.

Während er dasselbe auf diesen Leuchter befestigte, glaubte sich Charles le Roy unbeachtet und schnell loderte der Gedanke in ihm empor, aus seiner eigenen Wohnung zu fliehen, nicht bedenkend, daß er nicht weit kommen könne, da das Haus geschlossen war und erst von dem Pförtner geöffnet werden mußte. Aber wer hätte an seiner Statt über alle Eventualitäten nachdenken können? Er ging auf die Thür zu, um seine Absicht in Wirklichkeit übergehen zu lassen, doch kaum hatte er einen Schritt nach derselben zurückgelegt, als Ferron, der immer ein Auge auf ihn gerichtet hatte, plötzlich auf ihn zustürzte und ihn zurück stieß. Bei dieser Gelegenheit aber war ihm das Licht entfallen und verlöscht.

Finster war es zwar jetzt, dessen ungeachtet aber war Herr le Roy nicht im Stande, dieses Dunkel zu seinen Gunsten auszubeuten. Der Chevalier hielt ihn fest mit beiden Händen und ohne Zweifel hätte Dieser die Gelegenheit benutzt, sich für immer seines Gegners zu entledigen, wenn derselbe nicht zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht haben würde, sich von ihm loszureißen, wodurch Jener verhindert war, von seinem Dolche den gewünschten Gebrauch zu machen. Er hatte, wie man so zu sagen pflegt, alle Hände voll zu thun, sein Opfer nicht entschlüpfen zu lassen, und konnte nicht daran denken, sein Stilet in Anwendung zu bringen.

„Licht!“ brüllte er endlich.

„Wo sollen wir hier Licht herbekommen?“ fragten die Andren. „Keiner weiß Bescheid! Du hast ja Zündhölzer bei Dir.“

„Ich habe mit diesem Menschen vollauf zu thun,“ versetzt Ferron. „Kommt und helfet mir.“

„Kann geschehen!“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und das ganze Gemach erhellt. Monsieur Billois erschien auf der Schwelle und hinter ihm waren die zwanzig Soldaten zu sehen, welche er zu seinem Beistande mitgebracht hatte.

„Ha!“ rief er unter großem Erstaunen; „das wird ein guter Fang werden!“

Herr von Ferron und seine Genossen waren zwar Anfangs von dem Lichte geblendet; sie bedurften jedoch keiner besonders langen Zeit, um sich vollständig zu orientiren und die ganze Gefahr, die sich ihnen entgegen wälzte, zu überschauen.

„Bemühen Sie Sich nicht, Herr Lieutenant,“ sagt der Chevalier unter widerlichem Gelächter; „ehe Sie Hand an uns gelegt haben, wird Dieser hier todt sein.“

Und in der That machte er alle Anstalten, seine Drohung in Ausführung zu bringen. Bisher hatte er sich nur bemüht, die Hände des Herrn le Roy zusammen zu drücken, um sie zu

verhindern, feindlich gegen ihn einzuschreiten; jetzt, wo sich die Gefahr in Bezug auf sich selbst bedeutend vermehrt hatte, versuchte er, seine Hände um den Hals seines Opfers zu legen und dasselbe zu erwürgen.

Monsieur Billois kommandirt zum Angriff.

„Vorwärts," sagt er zu seinen Leuten, „ergreift sie Alle, gleichviel ob lebend oder todt. Allons!"

„Ja, wol," höhnte der Chevalier, „gleichviel ob lebend oder todt, deshalb sollen Sie diesen hier auch todt bekommen."

Der Polizeilieutenant war mit seinen Begleitern unterdessen vollends eingetreten und die Letztern beeilten sich, dem an sie ergangenen Befehle pflichtschuldigst nachzukommen. Noch immer war es Herrn von Ferron nicht gelungen, Herr seines Gegners zu werden! Es hat etwas Gräßliches, sich in Lebensgefahr zu befinden, und wer schon ein Mal das ganze Herbe und Entsetzliche eines solchen Moments empfunden, der wird jeden Falls auch wissen, daß man seine ganze Kraft und Geschicklichkeit aufbietet, dem Tode zu entgehen; ja, wir glauben, daß man dann selbst noch Widerstand leistet, wenn ein Andrer schon die Unmöglichkeit einer Rettung eingesehen. Das Leben bietet zwar oft wenige Freuden, aber dennoch genügen sie in den meisten Fällen, eine gewisse Aversion vor dem Tode zu haben, wenigstens vor einer gewaltsamen Art desselben.

Charles le Roy wehrte sich, wie ein Löwe; er stieß mit den Füßen nach seinem Gegner, ohne ihn zu treffen; er strengte sich an, sich der krampfhaften Halsumschlingung zu entziehen, ohne ein glückliches Resultat damit zu erreichen; seine eigenen Hände aber wollte er gebrauchen, den Hals des Chevaliers zu ergreifen. Als ihm jedoch Nichts gelingen wollte und er mit Grausen gewahr wurde, daß er demselben nicht gewachsen sei, da begann er zu brüllen, wie ein Thier, dem der Instinkt sagt, daß es zur Schlachtbank geführt werden soll.

Mittler Weile hatte der diensteifrige Polizei-Lieutenant seinen

Angriffsbefehl ertheilt und war dadurch neuer Muth und neue Kraft in den jungen in Lebensgefahr befindlichen Kavalier gekommen. Abermals versuchte er, sich von Herrn von Ferron zu befreien, aber wiederum vergeblich. Gleich wie ihm mehr Muth gekommen war, hatte Jener eine größere Entschlossenheit erhalten, und wie er seine Vertheidigung mit mehr Feuer und Energie führte, ebenso hatten sich das Feuer und die Energie des Angreifers vermehrt. Es konnte allerdings nicht abgeleugnet werden, daß der Kampf unzweifelhaft zu Gunsten des Herrn le Roy entschieden werden mußte, da seine Partei der des Gegners vierfach überlegen war; allein ebenso wenig konnte auch bestritten werden, daß er, ehe er befreit, sein Leben verloren haben würde, da Herr von Ferron bei diesem Kampfe Nichts zu verlieren, sondern Viel gewinnen hatte, folglich auch Alles anwenden würde, wenn auch nicht als Sieger, so doch wenigstens auch nicht als Besiegter dieses Gebäude zu verlassen.

Wir gebrauchen eine weit längere Zeit zur Erzählung jenes erschreckenden Abenteuers des Herrn Charles Roy, als ihm zur Verfügung stand, den Kampf mit seinen Feinden zu Ende zu führen.

Schon ein Mal haben wir die Bemerkung eingeschaltet, daß Herr Villois den Befehl zum Angriff gegeben und daß seine Leute in Folge desselben ganz in das Zimmer getreten waren; jetzt haben wir nur noch hinzu zu fügen, daß sie unmittelbar darauf einen Kreis um die Verbrecher schlossen, ihre Musketen zum Angriff in Bereitschaft setzten und daß Herr Villois jetzt eine Aufforderung an Herrn von Ferron zur Uebergabe erließ. Indeß achtete Dieser gar nicht darauf, ja, es schien, als habe er diese Aufforderung gar nicht vernommen. Als etwa zwei oder drei Sekunden nach derselben nutzlos verflossen waren, sagte der Polizei-Lieutenant:

„Allons! schlagt ihn zu Boden!“

Dieser mit donnernder Stimme hervorgebrachte Befehl

mußte in den Ohren des Herrn von Ferron wie die Posaune des jüngsten Gerichtes ertönen; denn eine augenblickliche Pause trat sofort darauf ein, während seine Augen wie wahnsinnig sich auf Monsieur Billois hefteten.

„Ha!“ rief er, „wollt Ihr mich umbringen, wie man es mit einer wilden Bestie macht!? Bei Gott, Ihr sollt Euch dennoch verrechnet haben!“

Und noch ehe Einer von seiner Waffe Gebrauch gemacht, erfaßte er den jungen Kavalier mit entsetzlicher Wuth, gegen welche jeder Widerstand vergeblich schien, und schleuderte ihn mit gewaltiger Kraft mitten unter die Soldaten. Er selbst benutzte den Moment der hierauf eintretenden Verwirrung, stürzte sich durch die bewaffnete Macht und flog zur Treppe hinunter.

Herr le Roy hatte eine so heftige Erschütterung erlitten, daß er mit blutendem Schädel und leblos an der Erde liegen blieb; mit ihm gleichzeitig waren auch noch mehre Soldaten niedergestürzt, die sich jedoch Alle sehr bald wieder erhoben.

Monsieur Billois ließ Herrn le Roy sorgfältig auf's Bett legen und demnächst die übrigen Banditen binden, die sich auch nicht weiter widersetzten. Dann befahl er Sechsen seiner Untergebenen, den flüchtigen Herrn von Ferron zu verfolgen und ihn, sobald er sich nur im Geringsten widersetze, niederzustoßen. Hierauf beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Verwundeten, der übrigens sehr bald sich von der gehabten Erschütterung wieder erholte und dessen Wunden keineswegs eine lebensgefährliche Bedeutung hatten. Er war freilich außerordentlich angegriffen, doch hatten hieran weniger seine Blessuren, als vielmehr der denselben vorangegangene Kampf mit Herrn von Ferron Schuld.

Da wir diesen Namen soeben wieder auszusprechen uns veranlaßt sehen, so dürfte es unseren Lesern nicht unangenehm sein, noch einige Zeit bei Demjenigen zu verweilen, der denselben führt.

Monsieur Billois hatte Befehl zu seiner Verfolgung gegeben. Dieser Befehl hätte aber unbedingt nicht befolgt werden

können, wenn der Thürsteher des Hauses nicht ein so überaus pflichttreuer Beamte gewesen wäre. Als Billois mit seinen Begleitern von ihm Einlaß begehrt und demnächst die Nachricht empfangen hatte, daß erst unlängst Herr le Roy mit mehren andern ziemlich verdächtig aussehenden Individuen zurückgekehrt sei, da wurde von ihm das Haus sehr sorgfältig verschlossen, damit nicht Einer oder der Andere der Verbrecher entfliehen könne.

Der brave Portier kannte die Welt und wußte also auch, daß ein Verbrecher lieber das Weite sucht, als sich in ein Gefängniß stecken läßt.

Nachdem er sonach die Thür wiederum verschlossen, zog er sich in seine Loge zurück und verriegelte auch diese, damit er nicht vielleicht gar von den Banditen überfallen würde. Am Tage war sein Platz gemeinhin am Fenster seines Stübchens; dahin setzte er sich auch jetzt, um sofort von Allem unterrichtet zu sein, ehe es zu spät ist; außerdem hatte er noch die Vorsicht gebraucht, die auf dem untern Korridor befindlichen Gasflammen anzuzünden, so daß es ihm also gar nicht schwierig wurde, dasjenige zu erkennen, was ihm schädlich oder von Vortheil sein konnte.

Auf seinem Stuhl dicht unter dem Fenster saß er nun wie eine Katze auf der Lauer und machte Miene, bald schlafend, bald wachend zu scheinend, je wie es die Umstände erheischen würden.

Immer mehr ein Beweis, daß ein pariser Portier ein kluger Mann ist.

Plötzlich kommt Ferron die Treppe herunter gesprungen — immer sechs bis acht Stufen auf ein Mal überhüpfend. Der Portier schläft; er macht wenigstens so. Herr von Ferron sieht gar nicht nach ihm hin, sondern geht direkt auf die Eingangsthür zu, die, wie er weiß, in den meisten Häusern von innen mit Leichtigkeit geöffnet werden kann.

Er klinkt — er rüttelt, vergeblich. Endlich murmelt er einen Fluch zwischen den Zähnen, aber auch vergeblich: die Zeiten sind

nicht mehr vorhanden, wo man mit einer Beschwörungsformel die gefährlichsten Schlösser öffnen konnte. Was soll er machen, der geängstigte Chevalier? Guter Rath ist theuer. Durch die hintere Pforte gelangt er nicht in's Freie und seine Sicherheit steht da wie hier auf dem Spiele. Schnell will er in die Loge des Pförtners eintreten. Sie ist verschlossen. Wieder ein Fluch und wieder vergeblich. Er geht an's Fenster. Der Portier schläft. Er klopft gegen die Glasscheiben. Der Portier schläft weiter.

„Donnerwetter!" sagt Ferron wüthend, „der Kerl schläft wie eine Ratte! Aber er muß wach werden, denn er allein kann mich nur retten."

Er pocht von Neuem gegen das Fenster. Der Portier läßt sich nicht stören. Endlich bleibt Herrn von Ferron nichts Andres übrig, als die Scheibe einzudrücken. Inmitten dieser Arbeit glaubt er zu bemerken, daß sich der Pförtner bewegt oder bewegen will, um sich wahrscheinlich von dem Fenster fortzubegeben. Im Nu fährt er mit der Hand durch das Glas und greift nach dem Haar des Portiers, um ihn empor zu reißen. Aber zu seinem Schreck hat er statt des Kopfes nur eine von der Zeit bereits stark geröthete Perücke in der Hand und er läuft noch obenein Gefahr, den Portier entwischen zu sehen; denn Dieser schläft jetzt nicht mehr, sondern macht alle Anstalten, sich so gefährlichen Händen, wie die des Herrn von Ferron, zu entziehen. Allein schon hat Dieser eine seiner Schultern gefaßt, die er mit eiserner Kraft umschlingt.

„Mensch!" sagt er dumpf tönend, „willst Du öffnen oder nicht?"

„Mein Gott!" stöhnt der Portier.

„Sprich, oder ich erwürge Dich!"

„Ja!"

„Schnell."

„Ich habe keinen Schlüssel."

Da erblickt das umherspähende Auge des Herrn von Ferron auf dem Fensterbrett einen Solchen. Das Haus kann derselbe nicht schließen, dazu ist er zu klein; doch vielleicht paßt er zur Portierloge. Thür und Fenster sind wenig getrennt. Herr von Ferron hält mit der rechten Hand die Schulter des Portiers fest, während die ebenso geübte Linke den Schlüssel in das Schloß bringt. Er schließt. Die Thür öffnet sich und Ferron tritt ein. Er sagt zu ihm:

„Du wirst einstweilen meinen Platz einnehmen.“

„Wie? was?“

„Du wirst Dich statt meiner verhaften lassen.“

„Ich bin unschuldig.“

„Narr, das weiß ich; deshalb wird man Dich aber auch frei lassen und ich werde dadurch selber frei werden. Du nimmst meine Maske, gehst auf den Flur und ich schließe mich hier ein.“

„Nein, nein!“

„So erschieße ich Dich!“

Ferron holt seine Waffe hervor. Der Portier erbleicht und läßt sich geduldig die Maske vorbinden, einen andern Rock anziehen, die Perücke wieder aufsetzen und hinausschieben.

Es war die höchste Zeit. Soeben kamen die Wachtmannschaften die Treppe herab.

„Ah, sieh da, Bursche! Bist Du nicht entkommen?“

„Nein!“ sagt der Pseudo-Chevalier kleinlaut, fast weinend.

„Ha, Du hast hier noch ein Fenster zertrümmert, um wahrscheinlich den braven Portier zu veranlassen, Dir zu Deiner Flucht behilflich zu sein! Warte, Kerl, das soll Dir belohnt werden. He, Bruder Pförtner, öffne!“

Der Chevalier von Ferron öffnet seine Loge aber nicht, sondern langt nur zum Fenster hinaus einen Schlüssel, den er innen an einem Nagel hängend gefunden und von dem er vermuthete, daß er zu dem an der Hausthür befindlichen Schloß passe.

„Fürchte Dich nicht," sagte Einer der Soldaten, welcher den Schlüssel entgegen nahm, „der Kerl soll Dir Nichts mehr thun."

„Ich bin ja nicht der, den Ihr sucht!" stottert plötzlich der Portier.

„Verfluchter Lump!" murmelt Ferron im Innern der Loge; „am Ende verdirbt der Kerl noch den ganzen Brei, der jetzt noch so wunderschön ist."

„Du bist es nicht?" sagt Einer der Soldaten und gab ihm mit der Faust einen Schlag in das Genick.

„Nein, nein!" versetzt der Gemißhandelte weinend.

„Was, Du bist es nicht?" wiederholt Jener und bringt seine Faust zum zweiten und dritten Male mit seinem Genick in Berührung. „Glaubst Du, wir hätten Dich da oben nicht genau angesehen, um Dich nicht wieder zu erkennen? Solche Banditen kennen wir schon; wenn sie nicht mehr ein noch aus wissen, dann behaupten sie, sie sind es nicht. Gut, gut! sei es nicht; wir sind zufrieden, daß wir Dich haben und werden Dich nicht wieder loslassen. Allons, allons! hinaus mit Dir! Vorwärts!"

Bei jedem Absatz, den diese Rede enthielt, bekam der unglückliche Portier immer einen neuen Hieb, so daß er jetzt wirklich zu weinen anfing und sagte:

„Schon vierzig Jahre bin ich Portier und niemals ist mir so Etwas vorgekommen!"

„Vierzig Jahre bist Du Bandit, willst Du sagen," fiel ihm ein Soldat in die Rede, „und noch niemals hast Du einem Portier das Fenster entzweigeschlagen! Wir kennen das!"

„Laßt Euch doch Nichts weiß machen," spricht ein Andrer, „der Kerl ist ja kaum vierzig Jahre alt, wie kann er denn schon eine solche Zeit lang Verbrecher gewesen sein!"

„Du lieber Gott, ich bin schon sechszig Jahre alt!" jammerte der Geprügelte.

„Schweig!" herrschte ihm ein Dritter zu. „Glaubst Du,

wir verstehen es nicht, das Alter eines Menschen nach seinem Aussehen zu bestimmen?"

Der arme Pförtner dachte nicht daran, daß er durch die ihm von Herrn von Ferron vorgebundene Larve das Ansehen eines Mannes in seinen besten Jahren bekommen hatte. Wir glauben sogar, daß er sich seiner Maske gar nicht erinnerte, da er sonst unfehlbar dieselbe abgerissen und sich in seiner wahren Gestalt gezeigt haben würde. Für seine geringe Geistesgegenwart dürfte indeß eine Entschuldigung eines Theils in seinem Alter, andren Theils in den ihn förmlich überstürzenden Ereignissen der heutigen Nacht zu finden sein.

Herr von Ferron hörte in beinahe athemloser Spannung dem Wortwechsel des Portiers mit den Soldaten zu, immer bereit, seine Waffe zu seiner Befreiung zu gebrauchen, die jetzt nicht mehr so schwierig werden konnte, da mittler Weile die Hausthür geoffnet worden war.

„Nun, allons!" befahl noch ein Mal ein Soldat und stieß den alten Mann vorwärts.

„Aber, mein Gott," stotterte Dieser, „ich habe Euch schon gesagt, daß ich nicht der bin, den Ihr suchet!"

„Der Kerl ist verdammt zähe!" murmelte der Chevalier zwischen den Zähnen.

„Faule Geschichten!" rief der Soldat. „Wir kennen das!"

„Ihr irrt Euch, Leute!" hob der Portier von Neuem an.

„Nein, nein! wir irren uns nicht."

„Aber, ich sage Euch ..."

„Du hast Nichts zu sagen."

„Ich schwöre ..."

„Unsinn!" unterbrach man ihn; „wer wird den Schwur eines Verbrechers glauben?!"

„Ich bin aber kein Verbrecher!"

„Niederträchtiger Kerl!" brummte abermals Herr von Ferron und umfaßte krampfhaft sein Pistol.

„Na, wenn Du kein Verbrecher bist,“ bemerkt der Soldat höhnend, „was bist Du dann?“

„Portier!“

„Immer wieder Portier!“ lachte der Vorige. „Ist es denn ein so großes Glück, Thürsteher zu sein?“

„Jeden Falls doch ein größeres, als wäre ich ein Bandit!“

„Vielleicht bist Du Beides!“

„Nein, nein!“

„Nun denn, so sage doch, wo steckt der Bandit? Bist Du es nicht, so hast Du ihn hinaus gelassen und verdienst schon um deshalb eine exemplarische Strafe.“

„Ich habe ihm nicht geöffnet.“

„So rede, wo er ist!“

„In meiner Loge.“

„Dacht' ich's mir doch!“ knirscht der Chevalier mit den Zähnen. „Der Mensch wird mich noch in die Patsche bringen. Aber das werde ich Dir gedenken! Verlaß Dich darauf.“

„In Deiner Loge?“ lachten die Soldaten. „Meiner Treu! Und was macht er dort?“

„Das weiß ich nicht!“

„Sehr schön! Du glaubst wol, daß wir da drinnen nachsehen werden, damit die Gelegenheit von Dir benutzt werden kann, zu entkommen? Ja, Prosit! Daraus wird Nichts!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß diese Burschen so vernünftig sein könnten!“ murmelte Ferron mit einer gewissen Beruhigung.

„Aber,“ fiel jetzt ein Andrer der Soldaten ein, der mehr Ueberlegung besaß, „vielleicht hat der Mann doch Recht!“

„Ach, was!“

„Nun, wir könnten aber immer doch erst nachsehen.“

„Ja, ja! thut das!“ sagt der Portier und schöpft wieder frischen Athem.

„Na, meinetwegen!“ versetzt der Erstre.

„Verdammt!“ brummt der Chevalier; „die Sache wird

kritisch! Ein zäher Kerl, dieser Portier! Aber es soll ihm nicht unbelohnt bleiben! Wahrhaftig nicht."

„So wollen wir mindestens diesen Mann hier bewachen," bemerkt ein Andrer wieder, „und darauf sehen, daß Niemand die Hausthür passiren kann."

„Ja, wol."

Einige der Soldaten traten in die Loge und blickten vorsichtig nach allen Seiten umher.

„Hm," meinte Einer, „hier ist Nichts!"

„Der Kerl hat gelogen!" sagt ein Andrer.

„Das war voraus zu sehen!" bemerkt ein Dritter.

„Halt!" rief ein Vierter, „was ist das?"

„Wo? Was?"

„Hier auf dem Bette."

Alle traten dem Bette näher.

„Meiner Treu!" sprach Einer, „der Kerl hat den Portier ermordet. Hier liegt er auf dem Bette mausetodt. Warte!"

„Hm," brummte ein Andrer, „es scheint beinahe, als wäre er todt."

„Es scheint nicht, es ist so!"

„Diese Gemeinheit, uns noch hierher zu schicken!"

„Kommt, kommt! Hier können wir Nichts machen."

Auf dem Flure sich wieder befindend, regnete es Faustschiebe von allen Seiten auf den armen Thürsteher und dazwischen vernahm man schreckliche Flüche und die abscheulichsten Drohungen.

„Lump!" schrie Einer.

„Mörder!" ein Zweiter.

Einige Male versuchte der Unglückliche ein Wort zu seiner Vertheidigung hervor zu bringen, doch so oft er den Mund öffnete, empfing er einen Schlag von Einem oder dem Andren seiner Gegner, daß er zuletzt sich alle Lust zum Sprechen vergehen lassen mußte.

Er wurde gleich nachher abgeführt.

Herr von Ferron holte tief Athem, als er sich wieder allein befand.

„Gott sei Dank!" sagt er, „diese List war gelungen. Noch nie bin ich so nahe daran gewesen, ergriffen und verhaftet zu werden. Dieser unglückselige Portier hätte mich beinahe völlig hinein gebracht. Aber er soll mir dafür auch büßen; hol' mich der Teufel, wenn ich ihm das so ruhig hingehen lasse. Morgen wird er wieder frei gelassen werden, weil man sich bis dahin überzeugt haben wird, daß er nicht Derjenige ist, um den es sich handelt, und übermorgen werde ich ihm meine Aufwartung machen. Du sollst an mich denken, Mann!"

Hiermit endete sein Monolog, und er machte jetzt alle Anstalten, einen Ort zu verlassen, wo es für ihn nicht geheuer war. Indeß sah er die Nothwendigkeit ein, daß er sich mindestens so viel wie möglich unkenntlich machen müsse, und er hielt es für's Zweckmäßigste, sich hierzu der Garderobe des Portiers zu bedienen.

Bald war er hiermit zu Stande gekommen. Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich von allen Seiten, wobei er nicht unterlassen konnte, seine vollständige Befriedigung über die vortrefflich gelungene Umwandlung seiner Person in einigen kraftvollen Worten an den Tag zu legen.

Im Begriff, nunmehr sich zu entfernen, zeigte sich plötzlich der Lieutenant Villois mit seinen übrigen Begleitern. Er hatte schon den untern Korridor betreten, als Herr von Ferron die Portierloge verlassen wollte.

Es wäre Herrn Villois vielleicht gar nicht eingefallen, in dieselbe einzutreten, wenn nicht die zerbrochene Fensterscheibe und das scheue Zurücktreten des Chevaliers seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

Anfangs blieb er nur stutzend stehen; darauf jedoch rief er: „He, Portier!"

„Was befehlen der Herr Lieutenant?" fragt Ferron mit der Devotie eines Livree-Menschen.

„Halt," sagt Billois; „bist Du immer Portier gewesen?"

„Immer? Wie meinen Sie das?"

„Ob Du schon Jahre lang diesen Posten verwaltest?"

„Hm," entgegnete Jener, „ich halte Sie zu dieser Frage nicht für berechtigt."

O, ho!" rief der Lieutenant, „das ist nicht die Sprache eines Menschen von dem untergeordneten Range eines Thürstehers. Es scheint mir überhaupt, als hätte ich dieselbe heute schon ein Mal gehört."

Das fehlte dem guten Chevalier noch, an der Sprache erkannt zu werden. Vor kaum zehn Minuten hatte er triumphirt, gänzlich unkenntlich geworden zu sein, und hatte nicht im Entferntesten an diesen Umstand gedacht.

Monsieur Billois, dem die, wenn auch nur momentane, Verlegenheit des Herrn von Ferron keineswegs entging, winkte seinen Leuten und bald war der schlaue Chevalier von diesen dicht umgeben, so daß es schien, als würde er nicht mehr entkommen können.

Als diese Vorkehrungen getroffen, sagte Billois:

„Sie sind der Herr Graf von Meerane?"

„Nun, wenn ich dieser wäre?"

„Dann sind Sie ein Betrüger!"

„Ha!" rief der Vorige gereizt, „das wird Ihnen Herr von St. Estephe belohnen!"

Dieser Ausgang des Gesprächs lieferte den vollgiltigsten Beweis, daß Herr Billois sich nicht geirrt habe. Er entgegnete:

„Prahlen Sie nicht mit der Verwandschaft Seiner Excellenz! Ich habe bereits in Erfahrung gebracht, daß der in Ihrem Besitz befindliche Paß ein ungesetzlicher ist, und unterdessen auch schon Ordre ertheilt, den Aussteller desselben zu verhaften."

„Lächerlich!" sagt Ferron geringschätzend, ohne, wie es schien, die mindeste Furcht zu empfinden.

„Diesen Paß haben Sie von Monsieur Gustav Lachet.“

Jener stutzte. Es war ihm unklar, wie es gekommen sein könne, daß Monsieur Villois während der Nacht schon so genaue Notizen gesammelt haben könne. Aber auch die hierauf eintretende Verlegenheit des Herrn von Ferron dauerte nicht lange, höchstens eine Sekunde. Im nächsten Moment schon hatte er seine vollständige Geistesgegenwart wieder erlangt und ruhig sprach er:

„Mein Herr Polizei-Lieutenant, wenn Sie glauben, ich sei Herr Gustav Lachet, dann irren Sie Sich!“

„Nein, das meine ich nicht.“

„Ich heiße Pierre Blanchet und bin seit vierzig Jahren Portier in diesem Hause, was Ihnen der Eigenthümer, Monsieur de la Croix bestätigen wird. Er wohnt im ersten Stock; bemühen Sie Sich gefälligst zu ihm.“

„Ist gar nicht nöthig. Ich verhafte Sie.“

„Mich?“

„Ja!“

„Das werden Sie nicht thun!“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich ein freier Bürger Frankreichs bin!“

„Sie sind mein Gefangener, mein Herr!“ sagt der Lieutenant mit Entschiedenheit.

„Ich werde nicht Ihr Gefangener sein, mein Herr!“ versetzt Ferron ebenso entschieden. „Sie haben gar kein Recht, mich von meinem Posten wegzunehmen. Ich werde nicht mitgehen und hoffe, daß Sie keine Gewalt anwenden werden!“

„Das wird allerdings geschehen, sobald Sie Sich weigern, mit uns zu gehen!“

„Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es heraus! Vergessen Sie das nicht!“

„Was soll das heißen?“

„Das soll so viel heißen,“ antwortete der Chevalier und

ergriff einen Knopf von der Uniform des Lieutenants, gleichsam, als wolle er damit spielen, „das soll so viel heißen, daß, wer mir eine Ohrfeige giebt, deren zwei von mir wieder bekommt! Damit Sie mich auch ganz verstehen, will ich mich noch deutlicher erklären . . ."

„Ich bitte darum!" sagt der Lieutenant.

„Sie sind sehr gütig!" versetzt Ferron und schlug dem Lieutenant so gewaltig mit der geballten Hand in's Gesicht, daß derselbe brüllend zurück taumelte.

Der Chevalier wartete nicht, bis sich Dieser und seine Begleiter von ihrer hierdurch verursachten Ueberraschung erholt hatten; er stieß zwei oder drei der Letztren zur Seite, sprang zur Thür hinaus und warf diese hinter sich in's Schloß.

„Ha!" sagt Billois, der am ehesten wieder zu sich gekommen war. „Allons, verfolgt ihn!"

Das war freilich weit schneller gesagt, als ausgeführt. Die von Herrn von Ferron zu Boden geworfenen Soldaten hatten sich noch nicht einmal wieder empor gehoben, ungeachtet sie weder einen Bein- noch einen Armbruch, noch endlich einen Rippenbruch davon getragen hatten. Außerdem hatte Jener, wie wir bemerkten, die Hausthür zugeworfen und es war für Leute, die in dem Gebäude fremd waren, eine längere Zeit erforderlich, bevor dieselbe geöffnet werden konnte.

Als dies geschehen, sandte Billois nach allen Seiten zwei oder drei Mann aus, um den Flüchtling wieder zu verhaften; er selber blieb in der Portierloge, wo er die Rückkehr der Verfolger erwarten wollte.

Herr von Ferron war höchstens dreißig Schritte geflohen; dann drückte er sich in die Vertiefung eines Hauses und wartete von hier aus die Operationen seiner Gegner ab.

Mittler Weile wurden seine Genossen aus der in der Nähe des Kirchhofes befindlichen Spelunke durch eine entsprechende Begleitung abgeführt. Sie waren mit Monsieur Billois zugleich

die Treppe herabgekommen, aber stehen geblieben, als Jener mit Ferron in Collision gerieth. Als Dieser entflohen, er sich von seiner Ohrfeige wieder erholt und die zur Erde geschleuderten Soldaten sich empor gerichtet und die Verfolgung begonnen hatten, da erst erhielten sie zu ihrem Abmarsche den erforderlichen Befehl des Lieutenants.

Der Chevalier besaß ein vortreffliches Auge, dessen Sehkraft ungeschwächt war und bis in die weiteste Ferne reichte. Diesem Umstande hatte er es auch zu verdanken, daß er sich überzeugte, daß Monsieur Villois das Haus nicht verlassen und unzweifelhaft allein zurück geblieben sei. Sofort stieg in ihm der Gedanke auf, sich abermals dorthin zu begeben. Nicht, um Herrn Villois zu ermorden — an ihm war ihm Nichts gelegen — sondern um sein in der Portierloge vergessenes Pistol zu holen, das er, wie er annahm, möglichen Falls sehr bald gebrauchen könne. Bei seiner Umkleidung hatte er dasselbe auf's Bett gelegt und nachher nicht daran gedacht, es wieder an sich zu nehmen. Als, so zu sagen, die Luft rein war, schlug er den Weg nach dem Hause wieder ein.

Wie wir wissen, war Villois in die Loge getreten, um die Rückkehr seiner Ausgesandten abzuwarten. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf in seine Hände gelegt und eine nachdenkende Stellung angenommen. Ferron trat zwar geräuschlos, doch ziemlich sicher hinein. Er ward von dem Lieutenant ebenso schnell entdeckt, wie er Diesen entdeckte. Beider Blicke trafen sich. Villois stand nicht auf und Ferron ging nicht weiter. Etwas mußte geschehen, das fühlten Beide, aber Keiner schien Neigung zu haben, den Anfang zu machen. Endlich trat Herr von Ferron an das Bett, wo seine Waffe noch lag, und sagte:

„Sie verzeihen, Herr Lieutenant, ich will mir nur diese Pistole holen und werde Sie nicht weiter stören!“

Diese unter ironischer Verbeugung hervor gebrachten Worte fachten den Zorn des Herrn Villois dergestalt an, daß er wie

ein Tiger aufsprang und sich mit einer Schnelligkeit auf den Chevalier stürzte, welche Diesen verhinderte, von der in seinen Händen bereits befindlichen Waffe denjenigen Gebrauch zu machen, der für ihn unter den obwaltenden Umständen nothwendig schien.

Der Kampf hatte hiermit zwischen diesen beiden Männern begonnen. Beide gleich kräftig und gleich erregt, war bald der Eine, bald der Andre oben. Zehn Minuten lang dauerte dieser Kampf, ohne daß Aussicht zu seiner Beendigung vorhanden war. Keiner von Beiden sprach, wenn man nicht das Grunzen, das bald von der einen, bald von der andern Seite vernommen wurde, für Sprache halten wollte, was beinahe unmöglich war, denn weit eher glich es dem Grunzen eines überwundenen wilden Schweines.

Plötzlich hatte der Lieutenant die Oberhand gewonnen. Er kniete auf der Brust des Chevaliers und murmelte:

„Hallunke!"

„Selbst Hallunke!" sagt Dieser und bemühte sich, doch vergeblich, ihn abzuschütteln.

„Ich werde Dir zeigen!" sagt Billois.

„Du kannst gar Nichts!" versetzt Ferron, abermals einen Versuch zu seiner Befreiung machend, doch wiederum ohne Erfolg.

„Zu Hilfe!" schrie endlich laut der Lieutenant.

„Willst Du ruhig sein, Mensch!" brummte Ferron, dem bereits weißer Schaum vor dem Munde stand.

„Zu Hilfe!" repitirte der Vorige.

„Kerl!" brüllt Ferron, außer sich vor Wuth und machte eine herkulische Bewegung mit seinem ganzen Körper, wodurch es ihm gelang, etwas freier athmen zu können, keineswegs aber sich von Monsieur Billois zu befreien.

Der Lieutenant hatte einen sichern Standpunkt, und es ist sehr schwer, Jemand zu besiegen, dessen Knieen auf unsrer Brust ruhen. Herr von Ferron gab indeß die Hoffnung noch nicht auf, wie die unzähligen schnell hinter einander folgenden Versuche zu

seiner Befreiung hinlänglich bekundeten. Allein, wie zu Anfang, so war auch noch jetzt Alles vergebliche Anstrengung. Monsieur Billois war ein zu kräftiger Mann, als daß man sich seiner so leicht hätte entledigen können, außerdem aber auch Polizeibeamter und obenein noch in hohem Grade gereizt von dem Chevalier.

Einige Sekunden lang blieben Beide ruhig. Ferron machte mehre fruchtlose Versuche und Billois drückte seine Kniee fester auf ihn nieder. Auf einmal macht Erstrer abermals jene herkulische Bewegung, deren wir vorhin schon gedachten. Billois war vielleicht darauf nicht vorbereitet oder hatte seine Kräfte schon erschöpft, genug, Jener hatte einen kleinen Vortheil errungen, den er bestmöglichst benutzte. Monsieur Billois wollte jedoch nicht das Geringste einbüßen und versuchte, Jenem den gewonnenen Vortheil wieder zu entreißen, wobei er mit seinem Kopfe dem des Chevaliers so nahe kam, daß Dieser sich mit seinem Munde in dessen Ohr festbiß.

Billois schrie laut auf, denn die Zähne Ferrons waren noch Alle in bestem Stande; er schüttelte und rüttelte; er schlug mit den Fäusten in das Gesicht Ferrons; Alles umsonst! Das Ohr blieb in dessen Munde zwischen den Zähnen.

Monsieur Billois hatte entsetzliche Schmerzen, zumal da Herr von Ferron neben diesem Vortheil noch einen andern größeren erlangt hatte, nämlich das Freiwerden seiner Hände. Jeden Faustschlag, welchen er von dem Lieutenant empfing, gab er ebenso schnell und kräftig zurück, ohne das Ohr seines Gegners fahren zu lassen. Dieser ruckte noch ein Mal mit gewaltsamer Anstrengung und schrie entsetzlich. Sein Ohr war dreiviertel abgerissen und stack im Munde des Chevaliers, der es jetzt unter großem Ekel ausspie.

Der Schmerz des Lieutenants mußte ein allgewaltig erschütternder sein, denn unmittelbar nach dem Verlust seines Ohres ließen seine Kräfte nach und gleich darauf kollerte er leblos von

dem Chevalier herunter, so daß Dieser sich jetzt empor richten konnte.

Indeß war er beinahe nicht weniger verletzt, als Herr Billois. Seine Nase hatte beträchtlich an Umfang gewonnen und seine Augen oder vielmehr die Umgebung seiner Augen zeigten ein so vielseitiges Farbenspiel, daß man sich darüber gefreut haben würde, hätte man dergleichen unter dem Pinsel eines Malers hervorgehen sehen.

Herr von Ferron hatte sich wieder auf seine Beine gestellt und versuchte jetzt, seine in Unordnung gerathene Garderobe und Toilette wieder zurecht zu rücken.

„Verfluchter Spitzbube!“ murmelte er dabei, „hätte nicht gedacht, daß er so verdammte Kräfte habe. Es hat mir viel Schweiß gekostet, ehe ich seiner Herr geworden bin. Aber er hat nun auch genug, vielleicht für immer.“

Dabei stieß er mit seinen Füßen den Körper Billois' von einem Orte zum andern, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob noch Leben in ihm sei oder nicht. Es schien ihm, als wäre das Letztere der Fall, und er sagte:

„Ich glaube der Kerl ist todt! Hol' mich der Teufel, ich hätte nicht gedacht, daß das Leben eines Menschen in einem Ohrläppchen steckt. Nun aber muß ich machen, daß ich fortkomme, sonst geht es mir eine Weile schlecht. Es war zwar nur Nothwehr — mit meinem Gewissen will ich wol fertig werden, allein das Gesetz erkennt dem Beamten gegenüber eine Nothwehr nicht an.“

Im Begriff, sich hinaus zu begeben, bewegt sich Monsieur Billois.

„Nun,“ sagt Ferron, „Du bist noch nicht todt? Hm . . .“

Eine Weile bleibt er sinnend vor ihm stehen, gleichsam als habe er die Absicht, ihm den sogenannten Gnadenstoß zu geben, doch besinnt er sich, wie es scheint, bald eines Besseren und dreht sich um.

„Nein!“ spricht er halblaut vor sich hin, „weshalb soll ich ihn tödten? Der Mensch hat mir eigentlich Nichts gethan. Er ist Polizei-Lieutenant und ich bin ein . . . Verbrecher. Gut, dagegen ist Nichts einzuwenden . . . Gehen wir . . . Halt,“ sagt er gleich darauf nachdenkend, „wie wäre es, wenn ich mich jetzt des Laffen da oben, des Herrn le Roy, entledige? Eine solche günstige Gelegenheit dürfte sich mir sobald nicht wieder darbieten. Gehen wir hinauf. Es ist noch früh; der Tag bricht erst an und ich werde wol noch entkommen können. Gehen wir.“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die falsche Frau von Pedillier.

Lebendig ging es in demjenigen Gebäude zu, wo gemeinhin nur Todte angetroffen werden. Wir meinen die Morgue von Paris. Herr von St. Estephe war in eigener Person erschienen, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Angabe oder Vermuthung des Barons de la Rosair gegründet sei oder nicht.

Die Nacht war noch nicht ganz vorüber. Zwar blickte der Tag schon hier und da hervor, doch sein Licht genügte noch nicht, das künstliche verschwinden zu lassen. Dieser Umstand war jedoch jenen Personen, welche für gewöhnlich in der Morgue zu thun hatten, höchst gleichgiltig. Man gewöhnt sich auch an die Gesellschaft mit Todten, wenn es der Beruf mit sich bringt, und wenn ein Arzt nichts Schreckliches in dem Sterben seiner Patientin sieht, so wird ein Leichenaufseher in der Morgue die Todten noch weniger zu fürchten haben.

Die ausgegrabene Leiche, welcher die Ehre angethan worden, für den Kadaver der Frau Marquise von Devillier angenommen zu werden, befand sich noch in ihrem Sarge, als der Polizei-Minister in Begleitung anderer höherer Polizeibeamten erschien.

Herr de la Rosair konnte kaum die Zeit erwarten, wo es ihm vergönnt sein würde, seine mehr als wahnsinnige Idee weiter zu verfolgen, und er war hocherfreut, als Herr von St. Estephe in die Morgue trat.

Dadurch jedoch, daß der Minister angekommen, war noch gar nichts gewonnen, da man ohne den dirigirenden Arzt Nichts unternehmen wollte noch durfte. Endlich erschien auch Dieser und mit ihm einige Unterbeamten. Auch der Arzt, welcher den Todtenschein ausgestellt, war sistirt worden.

Nachdem man alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen, ward der Leichnam, noch immer mit seiner Umhüllung versehen, auf den Sezirtisch gelegt, und um denselben reihten sich alle Die, welche in diesem Drama mitwirken wollten und sollten.

„Meine Herren!“ rief Herr de la Rosair, „lassen Sie mich zuerst die Leiche betrachten, ich bitte.“

„Weshalb?“ fragt der Minister.

„Das ist mein Amt!“ bemerkt der Director der Morgue.

„Weshalb?“ wandte fragend der Baron ein, „ich behaupte,“ sprach er weiter, „daß ich die Mittel habe, diesen Leichnam wieder zu beleben!“

Herr von St. Estephe lächelte.

„Junger Mann,“ versetzt er darnach, „vergessen Sie nicht, daß wir nicht um deshalb hierher gekommen und daß wir eigentlich froh sein können, wenn die gnädige Frau todt ist.“

„Nicht deshalb?“ murmelte Rosair.

„Nein!“

„Aber warum denn sonst?“

Der Baron hatte in seinem wissenschaftlichen Interesse

bereits vergessen, was er vor kaum vierundzwanzig Stunden Seiner Excellenz gesagt.

„Weil," antwortete Herr von St. Estephe, „wir guten Grund haben, anzunehmen, daß hier eines jener Puppenspiele aufgeführt worden, das entschieden streng bestraft werden muß."

Herr de la Rosair sah ein, daß er mit seiner Erfindung, todte Menschen wieder zu beleben, hier keinen Anhaltepunkt gewinnen werde, und mißmüthig darüber zog er sich in den Hintergrund des Gemaches zurück. Der Minister, welcher glauben mochte, er wolle sich entfernen, sagte:

„Herr Baron, Sie werden die Güte haben, hier zu bleiben."

„So würden Sie mir also erlauben?" fragt Rosair, wieder vortretend.

„Ich erlaube Ihnen, hier zu bleiben, ja!" entgegnete Jener.

Herr de la Rosair biß sich vor Zorn in die Lippen und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Herr von St. Estephe lächelte, und der Director der Morgue schüttelte bedächtig sein Haupt, wie wenn er an dem Verstande des Jünglings zweifelte.

„Nun denn, meine Herren, beginnen wir!" sprach Herr von St. Estephe.

„Der Arzt ist noch nicht anwesend!" wandte der ebenfalls gegenwärtige Inspektor ein.

Der Minister nahm hastig seine Uhr heraus.

„Hm," sagte er, „es ist doch schon halb Vier, und um Drei sollte er hier eintreffen. Weiß Gott, wo Billois wieder bleibt. Warten wir noch einige Minuten. Vielleicht ist er unterwegs aufgehalten."

Die Leiche blieb nach wie vor verdeckt. Die Herren setzten sich auf die vorhandenen Stühle und unterhielten sich von andren Angelegenheiten.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde wurde Herr von St. Estephe ungeduldig, denn Monsieur Billois war noch

nicht eingetroffen. Er beauftragte demnach einen andern von den mit ihm gekommenen Polizeibeamten, den betreffenden Arzt von dem Gefangenhause hierher zu holen.

Endlich langte derselbe an.

„Sie haben die Marquise von Devillier ärztlich behandelt?" fragt der Minister.

„Ja wol, Excellenz!"

„Und Sie sind überzeugt, daß sie wirklich gestorben ist?"

„Kein Zweifel."

„Kannten Sie die Gestorbene früher schon?"

„Nein!"

„Wie lange haben Sie Dieselbe in Kur gehabt?"

„Drei Tage."

„Wer behandelte sie vordem?"

„Ich weiß nicht!"

„Aus welchem Grunde holte man Sie herbei und verabschiedete man den ersten Arzt?"

Der Doktor zuckte mit den Schultern, indem er erklärte, daß er darüber keine Auskunft ertheilen könne, da er selber nie darnach gefragt. Er hätte überhaupt, da der vorliegende Fall interessant gewesen, sich um alles Uebrige nicht gekümmert.

„Hm," machte Herr von St. Estephe, „man fragt doch gewöhnlich nach der Ursache, wenn der Patient den Arzt wechselt."

„Nein, darnach fragt Niemand, denn es kommt so häufig vor, daß man in einem Fragen bleiben müßte. Es gehört ja ohnehin nicht zur Funktion des Arztes, sich nach den Ansichten des Patienten zu erkundigen."

„Gut. Sie sind also überzeugt, daß die Marquise gestorben ist?"

„Wenn das die Marquise war, welche ich behandelte, ja!"

„Wissen Sie das nicht?"

„Nein! Sie wurde mir als Solche vorgestellt; ob sie es

aber wirklich war, das kann ich nicht wissen, da ich früher diese Dame nicht gekannt."

„Gut. Jeden Falls werden Sie, wenn Ihnen der betreffende Leichnam vorgezeigt wird, bestimmen können, ob es der von Ihnen ärztlich behandelte ist!"

„Ja, wol!"

Der Minister winkte dem Director, die Hülle von der Leiche fortzunehmen; da dies aber nicht zu den Amtsobliegenheiten dieses Beamten gehört, so ertheilte derselbe den darauf bezüglichen Befehl an einen Wärter, der sich auch beeilte, demselben unverzüglich nachzukommen.

Dieser Wärter, ein Mann von wenigstens funfzig Jahren, war wol schon gegen fünfundzwanzig Jahre in der Morgue beschäftigt, und da er eine gewisse Fertigkeit in der Ausübung seines Dienstes bereits erlangt, so wurde er zu außergewöhnlichen Anordnungen besonders immer herangezogen. Es bedurfte bei diesem Manne keiner speziellen Anweisnng. Im Laufe seiner Dienstzeit hatte er Alles so genau kennen gelernt, daß er selbst im Finstern sich kein Vergehen hätte zu Schulden kommen lassen.

Ehe er den heutigen Auftrag vom Director erhalten, hatte man ihn neben dem Baron de la Rosair stehen und mit demselben sprechen gesehen, was jedoch nicht im Geringsten aufgefallen war, und dennoch war das Gespräch, das er mit Alfred geführt, höchst interessanter Natur gewesen.

Der Pseudo-Arzt sagte:

„Würden Sie wol einen Versuch machen wollen, diese Leiche wieder zu beleben?"

Der Mann lächelte und schüttelte mit dem Kopfe.

„Voraussichtlich werden Sie der Erste sein, welcher sich derselben nähert," fuhr Herr de la Rosair fort; „es wird Ihnen deshalb auch ein Leichtes sein, ihr ein kleines Kügelchen in den Mund zu bringen."

„Wozu? Glauben Sie mir, mein Herr! wer todt ist, ist todt! den erwecken keine tausend Pillen.“

„Sie wollen also nicht?“

„Ich halte es für überflüssig!“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß Sie damit ein brillantes Resultat hervorbringen werden! Versuchen Sie es.“

„Nein, nein!“

„Ich gebe Ihnen zehn Louisd'or.“

„Halt,“ dachte der Wärter, „wenn Sie zehn Louisd'or geben, dann läßt sich die Sache arrangiren! Für zehn Louisd'or kann man schon eine Viertelstunde lang ein Dummkopf sein.“

„Gut,“ sagt er laut und hält seine hohle Hand dem Baron entgegen, „geben Sie her.“

„Sie wollen also?“

„Versteht sich.“

Herr de la Rosair holte aus seiner Tasche die versprochenen zehn Goldstücke hervor, händigte sie dem Wärter ein und sagt:

„Ich verlasse mich aber darauf, daß Sie thun werden, was ich verlange!“

„Natürlich!“

„Stecken Sie diese Kügelchen in Ihre Westentasche, und wenn Sie bei der Leiche sind, nehmen Sie eins davon und bringen es in deren Mund. Ist dies geschehen, dann geben Sie Acht, welche Veränderungen mit derselben vorgehen.“

„Soll Alles geschehen.“

„Hat sich innerhalb einer Viertelstunde Nichts ereignet, so lassen Sie ein zweites Kügelchen in den Mund rollen!“

„Soll Alles geschehen!“ wiederholt der Vorige und spielte mit seiner Hand in der Tasche, in welche er die zehn Louisd'or gesteckt hatte.

„Vergessen Sie Nichts, was ich Ihnen gesagt.“

„Nein!“

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Wärter vom

Director den Befehl erhielt, die Leiche zu enthüllen. Da die übrigen Personen sich um dieselbe stellten, so mußte es ihm schwer werden, sich des von Herrn de la Rosair empfangenen Auftrags zu entledigen; allein ein Mann, der so viel schon mit Todten umgegangen, wie dieser Wärter, zweifelt niemals einen Ausweg zu finden. Er brauchte sich ja nur am Munde des Leichnams aus irgend einem Grunde zu thun machen und dabei das Kügelchen hineinstecken.

Diese Absicht hatte er auch, als er das Tuch wegzog. Er berührte die Lippen, als wolle er sie zusammen drücken. Plötzlich schreit er laut auf, wie wenn ihn Jemand heftig verwundet hätte, und trat einige Schritte zurück.

„Was giebt's?" fragt der Minister.

„Was ist denn?" fragt auch der Director.

Alle drängten sich um den Wärter, der mehr einem Todten, als einem Lebenden glich. Sein Gesicht war erdfahl geworden und seine Lippen hatten eine blauviolette Farbe erhalten.

„Rede, was ist?" fragte wiederum der Director.

Der Wärter war nicht im Stande, zu antworten. Die Zunge schien wie gelähmt und der Hals wie zugeschnürt. Nur mit Mühe vermochte er, mit der Hand nach der Leiche zu zeigen.

Aller Augen richteten sich dorthin. Am Aufmerksamsten jedoch war Herr de la Rosair, welcher nicht anders glaubte, als sein Kügelchen habe die von ihm erwartete Wirkung bereits hervorgebracht; denn weshalb sollte der Wärter sonst wol so erschrocken sein?

Indeß lag die Leiche noch wie früher regungslos da. Es war auch nicht die geringste Veränderung an ihr wahrzunehmen. Man drängte sich daher abermals um den Wärter, ihn mit den verschiedensten Fragen bestürmend. Nach ziemlich geraumen Zeit bekam er endlich seine Sprache wieder.

„Die Todte," sagt er mit nicht zu verkennendem Schauder, „ist nicht die Frau Marquise von Dedillier!"

„Nicht?“ rief Herr von St. Estephe. „Dacht' ich's mir doch gleich!“

„Kennst Du denn die Marquise?“ fragt der Director.

„Nein!“

„Na, da haben wir's ja! Woher willst Du also wissen, daß es nicht Frau von Debillier ist?“

„Ich weiß es!“

„Wenn Du aber die Dame nicht gekannt hast?“

„Aber ich kenne diese Frau.“

„Welche Frau?“

„Diejenige, welche dort todt liegt.“

Der Director trat jetzt der Leiche ganz nahe und betrachtete sie mit aufmerksamen Blicken. Darnach wendete er sich zu Herrn von St. Estephe und fragte:

„Kennen Eure Excellenz die Marquise?“

„So genau nicht, daß ich sie recognosciren könnte. Aber der Arzt . . .“

„Herr Doctor!“ rief der Director, „wollen Sie die Güte haben . . .“

„Herr de la Rosair eberfalls!“ bemerkt der Minister.

Beide Herren traten näher; da aber Beide so genau niemals die Frau Marquise von Debillier betrachtet hatten, so waren auch Beide nicht im Stande, die geforderte Auskunft zu ertheilen. Ja, der Arzt wußte nicht einmal, ob dies der Leichnam sei, über den er das gesetzliche Todtenzeugniß ausgestellt, da, wie er behauptete, eine wesentliche Veränderung mit demselben inzwischen vorgegangen sei.

Mittler Weile war der Wärter, welcher hier noch der Einzige zu sein schien, etwas Definitives auszusagen, insoweit wieder zu sich gekommen, daß er mit mehr Ruhe die an ihn gerichteten Fragen beantworten konnte.

„Hier ist eine Verwechselung vorgegangen,“ sagt er zu dem Minister. „Ich habe zwar nicht die Marquise von Debillier

gekannt, aber diese todte Frau ist mir sehr genau bekannt gewesen und ich würde sie, glaube ich, wieder erkennen, selbst wenn sie schon zehn Jahre im Grabe gelegen hätte. Meine Herren!" sprach er in verständlicher Weise weiter, „diese Frau, deren todten Körper Sie vor Sich sehen, ist dreißig Jahre die Gefährtin meines Lebens gewesen."

Darnach bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterliche Thränen. Vor etwa neun Tagen hatte man seine Gattin in die Erde gesenkt, aber nicht auf dem Kirchhofe, wo man sie wiederum auf die Welt gebracht hatte. Die Intrigue, welche Herr von Ferron in Gemeinschaft mit seiner Freundin, der Frau von Debillier, gespielt, war eine höchst künstliche gewesen. Von einem ferneren Friedhofe hatte man sich die Leiche einer jüngst begrabenen Frau zu verschaffen gewußt, diese für die Marquise ausgegeben und auf einem andern Gottesacker zum zweiten Male in die Gruft gesetzt.

Diese Umstände, welche jetzt im Obduktionshause in einander wirkten, konnten nicht vorher gesehen werden. Herr von Ferron wußte überhaupt nicht, wer die ihm zugebrachte Leiche sei; aber auch selbst, wenn er's gewußt hätte, so würde er dennoch keinen Augenblick angestanden haben, sie zu dem beabsichtigten Betruge zu verwenden.

Merkwürdig spielte hier allerdings das Schicksal! Würde diese Leiche nicht die Gattin des Wärters gewesen sein, dann wäre vielleicht Keiner vorhanden gewesen, der die Identität der Marquise in Zweifel gezogen hätte, denn es war Keiner da, dem sie so genau bekannt gewesen war.

Eine lange Zeit verging, bevor irgend Einer von den anwesenden Personen das Schweigen brach.

Der Polizeiminister nahm zuerst das Wort und fragte nach den näheren Umständen, welche bei dem Tode und der Beerdigung der auf dem Obduktionstische liegenden Frau obgewaltet hätten, und da sich durch deren Darlegung herausstellte, daß

dieselbe, wie wir bereits erwähnten, auf einem ganz anderen Friedhofe zur Ruhe bestattet worden sei, so lag kein Grund vor, einen Leichendiebstahl oder eine Pflichtverletzung des Todtengräbers zu bezweifeln.

Die Leiche wurde abermals verhüllt, nachdem der Wärter sich erklärt hatte, seine ein Mal abgegebene Behauptung mit reinem Gewissen beeiden zu können.

Darauf ertheilte der Minister einem der ihn begleitenden Beamten den Befehl, den Arzt in das Gefängniß zurückzuführen, da er sich habe täuschen lassen, was bei Personen seines Standes niemals vorkommen dürfe. Er müsse wissen, wen er behandelt und über wen er einen Todtenschein ausgestellt.

Der Einwand desselben, daß noch gar nicht bewiesen sei, daß ihm diese Leiche vorgezeigt sei, wurde als nicht stichhaltig zurück gewiesen. Es sei dieselbe Leiche, welche als die Marquise von Devillier ausgegeben sei. Dies gehe schon aus dem Kontobuch des betreffenden Todtengräbers hervor.

Obwol vorauszusehen, daß ihm nichts Besonderes gethan werden konnte, protestirte dennoch der Doktor mit aller Entschiedenheit gegen die ihn betreffenden Maßregel — natürlich ohne Erfolg. Es behielt bei des Ministers Bestimmung sein Bewenden.

Herrn de la Rosair war es also nicht gelungen, sein Präparat bei der Verstorbenen anzuwenden, obgleich er den Beistand dazu mit zehn Louisd'ors bezahlt hatte. Indeß war er nicht der Mann, welcher dies Geld sich hätte zurückgeben lassen, zumal da mit Sicherheit anzunehmen war, daß der Wärter in diesem Falle, da es seine eigene Gattin war, mit besonderer Gewissenhaftigkeit die Wiederbelebungsversuche noch seiner Anordnung vornehmen werde.

Der Wärter jedoch, überzeugt, daß bei einem bereits in das Stadium der Fäulniß übergangenen Todten alle Versuche lächerlich seien, kam ganz von selbst zu Herrn de la Rosair, um ihm das Geld zurück zu zahlen; allein Dieser, den die Ehrenhaftig-

keit jenes Mannes außerordentlich angenehm berührte, nahm es nicht an, sondern sagte, er möchte es als eine Gratifikation für den gehabten Schreck betrachten und bei nächster Gelegenheit seine Lebenspillen versuchen. Dies hat derselbe zwar gewissenhaft versprochen, doch läßt sich annehmen, da Nichts darüber bekannt geworden, daß Alles, was er in dieser Beziehung gethan, rein vergeblich gewesen ist.

Sämmtliche Beamten verließen nach einem mehrstündigen Aufenthalt die Morgue wieder, nachdem der Minister dem Director dieses Hauses den Befehl gegeben hatte, die Leiche in die Todtenkammer bringen, aber ohne speziellen Befehl nicht begraben zu lassen.

Auf dem Wege nach seinem Hotel erinnerte sich Herr von St. Estephe abermals des Lieutenants Billois und beauftragte Einen seiner Begleiter sofort nachzuforschen, weshalb derselbe nicht der ihm ertheilten Ordre nachgekommen sei.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Madame Lavasser und Antonie Philipp.

Madame Lavasser hatte sich auf Wunsch ihres Adoptivsohnes der Antonie Philipp angenommen und zwar dergestalt, daß dieselbe augenblicklich zu ihr gezogen und von ihr mit mütterlicher Liebe behandelt wurde. Es war außerordentlich wohlthuend für die alte Dame, ein junges, braves Mädchen in ihrer Nähe zu wissen, besonders aber darum, weil dasselbe die Gattin Charles werden sollte, wie Dieser ihr im Vorbeigehen bereits mitgetheilt hatte.

Es war längst ihr Lieblingswunsch gewesen, vor ihrem Tode,

den sie, nach Art aller alten Leute, jeden Tag erwartete, ihren Adoptivsohn mit einer würdigen Frau verbunden zu sehen, allein sie hätte nie geglaubt, daß dieser Wunsch seiner Erfüllung so nahe sei. Charles war von je an ein ziemlich leichtsinniger Bursche gewesen, dessen Leichtfertigkeit sie in jeder Weise Vorschub leistete, weil sie aus allzugroßer Liebe ihm Nichts verweigern konnte. Sie machte es, wie viele Mütter; sie sagte: eine gute Frau wird ihn gut machen. Jetzt geht er nur mit liederlichen Dirnen um, deshalb ist er liederlich. Es mag viel Wahres in dieser Philosophie liegen, das zu untersuchen der Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, eigentlich auch nicht zu unserer Geschichte gehört.

In der nämlichen Nacht, wo Charles le Roy sein Abenteuer in der berüchtigten Spelunke zu bestehen gehabt, also in jener Nacht, über welche die beiden letzten Kapitel unserer Erzählung nähere Mittheilungen gebracht haben, wurde Madame Lavasser plötzlich von einem bedenklich scheinenden Unwohlsein befallen. Es dauerte lange, bevor sie Antonien, die in einem Nebenzimmer schlief, erwecken konnte. Endlich jedoch gelang es. Das junge Mädchen erschien im leichten Nachtgewande und fragte mit Besorgniß nach dem Begehr ihrer mütterlichen Freundin.

„Ich fühle, daß ich in dieser Nacht sterben werde!“ sagte Dieselbe, „und deshalb möchte ich Dich wol bitten, Charles herbei holen zu lassen.“

„Sie werden noch nicht sterben, meine Mutter!“ entgegnete Antonie, indem sie zärtlich ihren Arm um den Nacken der Leidenden legte. „Nein, gewiß nicht.“

„Ich fühle es.“

„Was fehlt Ihnen? Worüber klagen Sie? Soll ich Ihnen eine Tasse Kamillenthee bereiten? Zuweilen leisten die Kamillen bedeutenden Dienste.“

Einschalten müssen wir hier, daß die Kamille das Universalheilmittel vieler Frauen ist. In hundert Erkrankungsfällen nehmen

die Frauen funfzig Mal Kamillen. Unsre geehrten Leser wollen deshalb nicht annehmen, daß Antonie das Pendant zu Herrn de la Rosair ist. Antonie war ein einfaches Mädchen, dessen Unpäßlichkeiten bisher stets durch die Kamille beseitigt worden waren.

„Kamillenthee?" sagte Madame Lavasser fragend. „I, nun ja! schaden kann er mir in keinem Falle ... Aber ich möchte doch gar zu gern meinen Charles sehen!"

„Erst werde ich den Thee zurecht machen. Decken Sie sich nur warm zu, damit Sie sich nicht erkälten, meine gute Mutter!" versetzte Antonie und eilte zur Küche, um das Versprochene möglichst schnell herzustellen.

Der Kamillenthee leistete indeß nicht die erwartete Wirkung. Madame Lavasser wurde immer schwächer und konnte zuletzt kaum noch sprechen. Jetzt hielt es Antonie für ihre Pflicht, nach einem Arzte zu senden oder, in Ermangelung eines dienenden Geistes, ihn selber zu holen. Einige Hundert Schritte von der Wohnung der Madame Lavasser entfernt wohnte ein solcher. Antonie weckte ihr Dienstmädchen und beauftragte dasselbe, diesen zu ersuchen, möglichst schnell herbeizukommen; doch als dasselbe dem Anscheine nach zu viele Zeit gebrauchte, ehe es angekleidet war und Madame Lavasser's Zustand immer bedenklicher zu werden drohte, da eilte Antonie von Angst getrieben mit Windesschnelle davon.

Unglücklicher Weise war der Doktor nicht zu Hause, und man konnte Antonien auch nicht sagen, wann er zurückkommen werde. Sie begab sich zu einem Andern dieses Standes, den sie auch antraf und welcher ihr das Versprechen gab, sofort die Kranke besuchen zu wollen.

Antonie ging zu ihrer zweiten Mutter zurück und fand sie noch in der nämlichen Lage, wie sie dieselbe verlassen hatte.

Offenbar hatte die Kranke gehofft, daß das junge Mädchen Herrn Charles le Roy herbeiholen würde, und als sie durch das

alleinige Erscheinen Antonien's in ihren Erwartungen sich bitter getäuscht sah, rief sie in höchstem Schmerze:

„Mein Charles! Wo ist mein Charles?"

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten," versetzte Antonie, „vor allen Dingen für die Ankunft eines Doktors zu sorgen, und nun werde ich, wenn Sie es wünschen, meine theure Mutter, auch zu Charles gehen."

„Ja, ja! Schnell ... Ich sterbe ..."

„Sie werden noch nicht sterben," tröstete die Vorige und drückte einen innigen Kuß auf die ziemlich kalten Lippen der Kranken. „Sie werden noch recht lange leben; das wünschen wir Alle. Der Doktor wird Sie wieder gesund machen ..."

Madame Lavasser schüttelte mit dem Kopfe, während sie mit großer Anstrengung sagte:

„Glaube das nicht, meine Tochter! Gegen den Tod vermag kein Arzt Etwas auszurichten. Und, Du lieber Gott, habe ich denn nicht lange genug schon gelebt?"

„Nein, nein! Sie werden nicht sterben!" rief abermals Antonie. „Was sollte ich wol beginnen, wenn Sie stürben?"

„Charles wird Dich nicht verlassen ..."

„Ihre Liebe kann er mir nicht ersetzen ..."

„Was Gott bestimmt, dagegen können wir Menschen Nichts unternehmen!"

„Aber gewiß hat er Ihren Tod noch nicht bestimmt, meine gute Mutter! gewiß nicht ..."

Die Kranke lächelte. Es that ihrem Herzen wohl, eine so liebevolle Sprache aus dem Munde Jemandes zu vernehmen, dem sie gleichfalls in Liebe zugethan war. Um das Gespräch abzubrechen, das Antonien trübe stimmte, sagte sie:

„Nun gehe, mein Kind, auf daß ich Charles noch ein Mal sehen und Euch segnen kann. Gehe ..."

Antonie weinte, als sie sich entfernte, bemühte sich indeß, der Kranken die Thränen nicht sehen zu lassen, die ihrem Auge

entperlten. Gleich, als sie fort war, trat der Arzt ein. Nach einer wenige Sekunden dauernden Prüfung forderte er Papier und Dinte und schrieb ein Rezept. Mündlich theilte er dem Dienstmädchen noch mit, wie diese Arznei gebraucht werden solle, versprach, im Laufe des nächsten Vormittags wieder zu kommen und wollte sich entfernen. Da rief ihn Madame Lavasser zurück.

„Nicht wahr," sprach sie klar und deutlich, während sie aufmerksam ihr Auge auf dem Antlitz des Doktors ruhen ließ, „nicht wahr, Herr Doktor, ich werde sterben...?"

„Ei, behüte," versetzte er lächelnd; „ein kleines Unwohlsein — weiter Nichts. Morgen oder übermorgen wird es besser sein!"

„Ja wol! Morgen oder übermorgen," repitirte sie, „werde ich todt, also auch besser sein. Ich kenne meine Natur..."

„Nein, nein! Sie werden wieder gesund werden."

„Warum sagen Sie mir nicht die Wahrheit, Herr Doktor?" fragte Madame Lavasser vorwurfsvoll. „Glauben Sie, ich hätte meine Rechnung nicht in Ordnung? O, seien Sie versichert, ich bin in jeder Stunde bereit, dem Rufe Gottes zu folgen. Ich hoffe, eine gute Christin gewesen zu sein und fürchte mich nicht vor dem Tode!"

„Ich wiederhole Ihnen, Madame: es ist keine Gefahr vorhanden."

Als er aber draußen im Vorzimmer mit dem Dienstmädchen allein war, da sagte er:

„Ihre Madame wird höchstens noch zwei oder drei Tage leben. Sie dürfen ihr das nicht sagen, denn sie würde sich ängstigen. Wir wollen alle unsre Kräfte aufbieten, den Tod so lange wie möglich entfernt zu halten. Hoffnung ist jedoch in diesem Augenblick nicht die mindeste vorhanden."

Antonie hatte zwar die Wohnung der Madame Lavasser mit der Absicht verlassen, sich zu Herrn Charles le Roy zu begeben, um Diesen von den veränderten Verhältnissen im Hause seiner Adoptivmutter in Kenntniß zu setzen; allein je mehr sie sich dem

Logis des jungen Mannes näherte, desto schwankender wurde sie in ihren Gedanken und desto mehr schlug ihr das Herz.

Antonie hatte ungefähr noch zehn oder funfzehn Schritte bis zu ihrem Ziele zurück zu legen, als sie plötzlich stille stand und mit ihrer schönen Hand über die Stirn fuhr; sie ging sogar einige Schritte wieder zurück, als ob sie die Absicht habe, überhaupt nicht in das betreffende Haus einzutreten.

„Ach," sagte sie bald darauf, „ich kann ja den Portier bitten, Herrn le Roy herunter zu rufen. Der Mann thut mir gewiß diesen Gefallen."

Jetzt begab sie sich raschen Schrittes nach dem Hause. Die Thür stand offen, was ihr besonders auffallend erscheinen mußte, da es noch sehr frühe war, also die Bewohner des Gebäudes noch nicht aus- und eingegangen sein konnten. Behutsam überschritt sie die kleine Freitreppe und ebenso behutsam passirte sie die Thür. In der Loge des Portiers brannte zwar Licht, doch verbreitete es keinen so hellen Schein, daß Alles, was darinnen sich befand, von ihren Augen hätte erkannt werden können. Sie klopfte mit Bescheidenheit an die Thür. Keine Antwort erfolgte. Sie klopfte noch ein Mal. Dieselbe Stille. Sie wurde wieder ängstlich, zumal da ihr jetzt auch die zertrümmerte Fensterscheibe bemerkbar wurde, die ihr vorhin gänzlich entgangen war. Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Eintreten mochte sie nicht. Es konnten Diebe oder Mörder hier gewesen sein und sie würde den Portier vielleicht getödtet, in seinem Blute schwimmend, vorgefunden haben.

Obgleich diese schwarzen Gedanken ihren Kopf fieberhaft glühen ließen, so konnte sie sich dennoch nicht entschließen, wieder umzukehren. Sie war zu weit gegangen, als daß dies möglich gewesen wäre; außerdem erinnerte sie sich noch rechtzeitig genug des bedauernswerthen Zustandes der Madame Lavasser, welcher schnelles Handeln zu erheischen schien. Sie machte endlich gute Miene zum bösen Spiel und trat ihren Gang nach den oberen

Etagen, in deren einer Charles in Chambre garni inne hatte, an. Aber auch oben angekommen, stand sie noch immer unter dem nachtheiligen Einflusse der Unentschiedenheit. Eine an der Thür befindliche Visitenkarte zeigt ihr sehr bald den Ort, wo sie denjenigen finden wird, den sie sucht. Zögernd streckte sie die Hand nach der Thürklinke aus, doch gleich drauf zog sie dieselbe hastig zurück. Sie hatte eine Stimme da drinnen im Zimmer gehört, die ihr Grausen und Entsetzen einflößte. Sie war mehr todt als lebendig, und wenn das auf dem untern Korridor brennende Gas ein helleres Licht verbreitet haben würde, so hätte man leicht erkennen können, wie plötzlich sich die Farbe ihres Gesichts verändert hatte. Aber auch in ihrem Innern machte sich eine bedeutende Veränderung geltend: das Herz schlug fast hörbar.

Die Stimme, welche sie so erschreckt und die sie für die des Herrn von Ferron erkannt, sagte soeben:

„Sie wissen jetzt, wer ich bin! Ich bin nicht der Chevalier von Ferron, wofür mich ganz Paris hält; auch nicht der Graf von Meerane, den ich jetzt vorzustellen die Ehre habe, sondern ich bin einfach jener Pfandleiher aus Berlin, der sich ehedem Philipp Manasse nannte. Ruft dieser Name Ihnen keine Erinnerungen in das Gedächtniß zurück?"

„Mein Gott, mein Gott!" rief Charles le Roy schwach und schmerzlich aus.

„Sie erinnern Sich also meiner?"

Der Gefragte antwortete nicht, mindestens konnte Antonie Nichts vernehmen.

„Wenn ich also Philipp Manasse bin," fuhr Jener fort, „so werden Sie nicht leugnen wollen, daß Sie August Schmidt sind, derselbe, welchen ich aus Gutmüthigkeit in mein Geschäft nahm, weil alle Welt sich von ihm losgesagt hatte, darum, daß sein Vater ein Mörder war."

„Hören Sie auf, hören Sie auf!" schrie le Roy.

„Ich werde aufhören, wenn es Zeit ist!" versetzte Herr von Ferron. „Ich habe Ihnen schon ein Mal gesagt, daß Sie sterben müssen; damit Sie mich aber nicht einer Ungerechtigkeit anklagen, so scheint es mir nothwendig, daß Sie die Motive meines Handelns erfahren, obwol Ihnen Alles, was ich Ihnen sagen kann, noch sehr gut im Gedächtniß sein wird . . . Hören Sie also . . ."

„Ich will Nichts hören! Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber peinigen Sie mich nicht länger! Sie sehen, ich bin krank, schwach, verwundet; ich kann mich nicht vertheidigen, und es ist feig von Ihnen, meine Ohnmacht in dieser Weise zu benutzen!"

„Die Philosophie, in welcher Sie Sich ergehen, ist freilich sehr schön!" entgegnete höhnend der Chevalier; „doch glauben Sie nicht, daß ich mich dadurch bestechen lassen werde! Ich werde Sie tödten, wenn ich Ihnen Alles in's Gedächtniß zurück gerufen habe!"

Herr le Roy stöhnte so laut, daß es Antonien durch Mark und Bein ging, ihr aber gleichwol nicht die Kraft und den Muth verlieh, schnell einzutreten. Beide Personen, welche im Innern waren, standen ihr nahe; der Eine, weil er ihr Vater, der Andre, weil er der Geliebte ihres Herzens war. Es konnte zwar keinem Zweifel unterliegen, wem sie sich zuneigen sollte, allein nahm sie die Partei des Herrn le Roy, so lief sie Gefahr, ebenfalls ihr Leben einzubüßen.

„Sie waren mein Lehrling," fuhr Ferron fort, „als ich mich noch im Besitz einer privilegirten Pfandleihe in Berlin befand. Als Solcher hatten Sie Gelegenheit, die Geheimnisse meines Geschäftes kennen zu lernen, und als dies geschehen, benutzten Sie es, um mich der Polizei zu überliefern. Ist es wahr?"

„Ja!" lautete die Antwort des Jünglings.

„Gut. Sie gestehen also Ihre Schuld ein!"

„Keineswegs. Ich erfüllte eine Pflicht, die mir als Mensch oblag!"

„Wiederum sehr schön, mein Herr! Ich hätte Sie damals schon todt geschlagen, würde es mir gelungen sein, Ihrer habhaft zu werden; aber Sie standen unter dem Schutze eines Mannes, der gleichfalls gegenwärtig in Paris sich befindet und den man den deutschen Doktor nennt. Sie kennen ihn?"

„Ja wol; ich wußte aber bisher nicht, daß er der Doktor Robert aus Berlin war."

„Mit Hilfe seiner und eines seiner Freunde flohen Sie nach Paris. Es mögen jetzt elf oder zwölf Jahre her sein. Hier wollte Ihnen das Glück so wohl, daß eine vermögende Dame sich Ihrer annahm und Sie adoptirte. Ich meine die Madame Lavasser. Lange Zeit reiste ich vergeblich in Europa herum, Sie aufzufinden, bis es mir endlich hier in Paris gelang. Aber ich hätte Ihnen Nichts gethan, wenn Sie nicht von Neuem immer wiederum mir entgegen gewesen wären. Jetzt kann ich nicht anders. Einer von uns Beiden muß sterben, denn ich bin überzeugt, daß Sie ewig mein Gegner sein werden!"

„Ganz gewiß!" unterbrach ihn le Roy.

„Nun wol, bereiten Sie Sich deshalb vor."

„Worauf?"

„Auf Ihren Tod!"

„Es ist keine Kunst, Jemandem das Leben zu nehmen, der nicht im Stande ist, dasselbe zu vertheidigen."

„Ich weiß es!"

„Es ist höchst unehrenhaft!" rief Charles.

„Ich weiß es!" wiederholt der Chevalier ruhig.

„Und dennoch wollen Sie es thun?"

„Keine Frage!"

„Sie sind ein Schurke, mein Herr!"

„Ich weiß es!" sagt zum dritten Male Herr von Ferron.

„Ja, ein Schurke sind Sie!" rief Charles le Roy außer sich.

„Ereifern Sie Sich nicht, mein Herr!" unterbrach ihn der Vorige mit bestialischer Ruhe. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich

Sie tödten werde, und Sie wissen, ich bin ein Mann von Wort. Nur ein Fall könnte Sie retten . . ."

„Nennen Sie diesen Fall."

„Sie verschreiben mir Ihr Vermögen, das Ihnen einst von Madame Lavasser zufallen wird."

„Das könnte Ihnen doch jetzt noch nichts nützen."

„O gewiß!"

„Die Dame kann noch zehn oder zwanzig Jahre leben."

„Nicht so viele Tage mehr."

„Mein Herr!"

„Wie ich Ihnen sage!"

„Das können Sie nicht wissen!"

„Ich weiß es. Sie wird nach höchstens drei Tagen todt sein."

„Meine Mutter?" fragt Charles erschrocken.

„Madame Lavasser!" verbessert der Chevalier.

„Aber woher, mein Herr . . ."

„Woher ich das weiß, fragen Sie?" entgegnet Jener lachend. „O, ich kann Ihnen ganz genau darauf antworten. Sie hat Gift bekommen oder bekommt es doch wenigstens noch heute früh."

Charles le Roy stieß einen lauten, gellenden Schrei aus, in den sich auch ein Schrei Antoniens mischte, der indeß wegen des erstern vollständig überhört worden war.

„Meine Mutter — Gift?" murmelt Herr le Roy momentan, so daß es Antonie nicht verstehen konnte. „Mein Herr," fügt er gleich darauf lauter hinzu, „Sie allein haben sie vergiftet . . ."

„Oder vergiften lassen . . ." entgegnet Ferron.

„Gleichviel," ruft Jener, „ob sie von Ihnen vergiftet worden ist, oder ob Sie damit einen Andern beauftragt haben! Sie sind ein Schurke!"

„Das haben Sie schon ein Mal gesagt."

„Und ich werde es Ihnen noch tausend Mal sagen!"

„Dazu wird Ihnen die Zeit fehlen, denn ich wiederhole

Ihnen, daß, wenn Sie mir eine solche Verschreibung nicht geben, ich Sie unbedingt sterben lassen werde!"

„Ich bin überzeugt, daß Sie mich doch ermorden, wenn ich Ihnen auch die Verschreibung gebe, also weshalb? Nein, Sie werden Nichts von mir bekommen! Ich will sterben, ja! Das Leben hat für mich keinen Werth mehr, wenn meine gute, brave Mutter zu den Todten gehört."

„Nicht?"

„Nein!"

„Lieben Sie Niemand?"

Eine Weile schwieg Charles. Darnach versetzte er:

„Ja, ich liebte Jemand und diesen Jemand haben Sie ebenfalls ermordet: Hermine Chamoisette!"

„Unsinn! Was geht uns diese Hermine an?! Bleiben wir bei den Lebenden, unter denen, so viel mir bekannt, noch ein Herz sich befindet, dem das Ihrige entgegenschlägt!"

„Nein!"

„O, leugnen Sie nicht! Ich kenne das Fräulein . . ."

Schon vor einigen Minuten hatte Antonie die Absicht, schnell einzutreten und durch ihr Erscheinen dem Ganzen eine schnelle Wendung zu geben; jetzt jedoch, wo Herr von Ferron auf eine Herzensangelegenheit des jungen Mannes anspielte, ward sie theils durch Neugier, theils durch Eifersucht zurückgehalten. Sie wollte hören, wer Diejenige sei, mit welcher Herr le Roy ein Liebesverhältniß angeknüpft, um darnach dann ihr weiteres Verhalten einrichten.

„Sie kennen das Fräulein?" fragt Charles.

„Ja!"

„In der That, ich bin neugierig!"

„Sie bestreiten es also?"

„Ja!"

„Haben Sie Antonie Philipp vergessen?"

„Ha! Sie selber erinnern mich an sie?"

„Und warum nicht?“

„An sie, welche Ihre Tochter ist?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Sie selber!“

„Ich?“

„Nein, Antonie...“

„Ha! Doch sprechen wir vernünftig. Sie lieben dieses junge Mädchen?“

„Und wenn dem so wäre, was dann?“

„Antworten Sie: Lieben Sie Antonien?“

„Aber, mein Herr...“

„Zum Teufel auch! antworten Sie doch!“

„Nun ja, ich liebe sie!“

„Gut, und aus Liebe zu Antonien werden Sie mir das Verlangte bewilligen!“

„Nein!“

„Sie wollen nicht?“

„Nein, wenn meine Mutter leben bliebe, würde ich es vielleicht gethan haben; so aber, da ich diese verliere und nicht im Stande bin, mein Brot mir zu verdienen, also auch nicht Antonien ernähren kann, so will ich lieber sterben. Sie haben zu viele Fliegen mit einem Schlage tödten wollen und deshalb sind Ihnen Alle entkommen. Hätten Sie meine Mutter nicht vergiftet, so würde ich Ihnen ohne Widerrede die Verschreibnng gegeben haben...“

„Ich habe Sie nur erschrecken wollen!“ lenkte der Chevalier ein.

„Ich kenne das!“ versetzte der Vorige. Man prahlt nicht mit einer Handlung, die die Gesetze als Verbrechen bezeichnen und mit einer hohen Strafe belegt sind, wenn diese Handlung nicht an und für sich wahr ist. Ich weiß überhaupt, daß ein Mann, wie Sie, wohl ein Verbrechen leugnet, das er begangen,

niemals aber eins als begangen bezeichnet, das er nicht vollführt hat. Ich weise Ihr Anerbieten zurück!"

„Sie wollen also sterben?"

„Ja!"

„Und Antonie?"

„Ei was, ich habe Ihnen nur zu wiederholen, daß ich dies arme junge Mädchen ohne meine brave Mutter nicht zu ernähren vermag! Ich würde dasselbe nur unglücklich machen und dazu liebe ich es viel zu sehr..."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!" sagte Herr von Ferron pathetisch. „Wie Sie wollen; ganz nach Belieben. Sie wünschen zu sterben, gut, sei es!

Antonien schien es, als mache ihr Vater einige Vorkehrungen, seine Worte zur That werden zu lassen, wenigstens glaubte sie dies aus dem stattfindenden Geräusch entnehmen zu dürfen. Jetzt war es ihr unmöglich, ihren Eintritt noch länger aufzuschieben. Abermals legte sie ihre Hand auf die Klinke und — geöffnet war die Thür.

Herr le Roy lag auf einem Sopha lang ausgestreckt; sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur von Blut mehr; die Augen schienen eingefallen und die Nase größer und umfangreicher geworden zu sein. Mit einem Wort, der junge Mann glich mehr einem Sterbenden, als einem sich noch im Jugendalter befindlichen Menschen.

Vor ihm stand Herr von Ferron. In seiner Hand glänzte Etwas, das Antonie im ersten Moment für einen Dolch hielt, das nach näherer Besichtigung aber sich als ein mehrläufiges Pistol herausstellte.

Keiner von Beiden hatte das Erscheinen des jungen Mädchens beachtet. Jeder hatte mit sich selbst zu thun und konnte sich um die Außendinge wenig kümmern.

Herr von Ferron hatte seinen Arm emporgehoben und sprach soeben:

„Noch ein Mal frage ich Sie: wollen Sie Ihr Leben mit Ihrem Vermögen erkaufen?"

Einige Sekunden lang dauerte die Pause, welche hierauf eintrat. Charles le Roy kämpfte offenbar mit sich selber. Der Tod hat nichts Angenehmes für einen jungen Mann, der eigentlich erst zu leben beginnt; auf der andern Seite war indeß zu bedenken, daß er durch seine Einwilligung ein Bettler werden würde, was auch eben nichts Verlockendes für ihn haben konnte.

Antonie vermochte nicht, weiter vorzutreten. Eine entsetzliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt, als sie daran dachte, daß Derjenige, welcher gemordet werden sollte, ihrem Herzen so unendlich nahe stand, und Jener, welcher das Verbrechen begehen wollte, gleiche Ansprüche auf ihr Herz hatte, wenn er dieselben auch durch sein bisheriges ruchloses Leben großentheils schon verscherzt hatte.

Es mußte für das junge Mädchen außerordentlich schwer werden, eine Entscheidung zu treffen. Das werden wir Alle fühlen, die wir im Stande sind, uns im Geiste an ihren Platz zu versetzen.

Endlich antwortete Herr le Roy:

„Ich will lieber reich sterben, als arm leben!"

„Nun denn, so fahre hin zum Teufel!" schrie Ferron, indem er schnell den Arm in die Höhe hob.

Plötzlich bekam Antonie neues Leben. Mit einem fast wahnsinnigen Schrei stürzte sie sich auf ihren Vater und hing sich an seinen Arm.

„Antonie!" rief Charles von hohem Erstaunen ergriffen und richtete sich etwas in die Höhe, fiel jedoch gleich wieder rückwärts nieder, da er zu schwach war, sich aufrecht zu erhalten.

Herr von Ferron war trotz seiner Gewandtheit in dergleichen Angelegenheiten wie vom Schlage gerührt. Eher hatte er die Dazwischenkunft von Polizeibeamten, als seine Tochter erwartet.

Noch immer hatte dieselbe kein Wort gesprochen, aber noch immer hielt sie krampfhaft seinen Arm umschlossen.

„Was wollen Sie, Mademoiselle?" fragt endlich der Chevalier, wobei er sich große Mühe gab, einen gewissen Hohn in den Ausdruck seiner Worte zu legen.

„Was ich will?" kreischte Antonie auf und blickte ihn mit rollenden Augen an. „Sie fragen noch, was ich will?! Wissen Sie nicht, daß ich den Herrn da liebe?"

„Antonie . . ." unterbrach Charles lächelnd.

Das junge Mädchen sprach weiter:

„Wenn Sie es aber nicht wissen, so will ich es Ihnen hiermit sagen: ja, ich liebe Herrn le Roy mit aller Glut meines Herzens, und ich werde nicht dulden, daß Sie ihm auch nur ein Haar krümmen, die alle auf seinem Haupte gezählt sind. Nein, ich werde es nicht dulden! Bei Gott nicht!"

„Ho, ho!" lacht der Verbrecher. „Sieh doch Einer diese Heldin an! Also Mademoiselle werden es zu verhindern suchen, daß ich diesen Herrn erschieße?"

„Ja!"

„Nun denn, so wollen wir einmal den Versuch machen!" bemerkt Ferron mit teuflicher Berechnung und bemühte sich, seinen Arm frei zu bekommen.

Aber Antonien's Hände hatten sich so krampfartig um denselben geschlungen, daß es beinahe schien, als seien dieselben mit ihm verwachsen.

„Teufel!" lacht Jener während seiner vergeblichen Anstrengungen, „die kleine Schöne hat verdammt viel Kräfte. Gehen Sie, Mademoiselle! oder ich werde Sie ebenfalls tödten!"

„Das wünsche ich!"

„Sie wünschen es?"

„Ja! denn was soll mir das Leben ohne Herrn le Roy? Was würde dasselbe mir überhaupt für Freuden noch bieten, wenn ich weiß, daß Sie, grade Sie, ihn getödtet haben?! Es

kommt auch auf einen Mord mehr oder weniger nicht an! Sie haben Madame Lavasser vergiftet."

„Halt!" unterbrach Herr von Ferron schnell, „wer hat Ihnen das gesagt?"

„Sie selber sagten es vorhin zu diesem Herrn! Ich habe es gehört!"

„Nur eine Drohung, weiter Nichts . . ."

„Madame Lavasser liegt im Sterben . . ."

„Meine Mutter stirbt?" schrie Charles.

„Ja," versetzte das junge Mädchen; „ich war hierher gekommen, Sie zu benachrichtigen, daß Madame Lavasser Sie noch ein Mal zu sehen wünscht."

„O, meine arme Mutter!" rief Jener und dicke Thränen rannen ihm über seine Wangen.

Herr von Ferron, noch immer von den Händen Antoniens festgehalten, die es sich zur Aufgabe gestellt zu haben schien, ihn keinen Schritt vorwärts gehen zu lassen, wußte nicht, was er thun sollte. Nach geraumer Zeit sagte er:

„Nun ja, Madame wird sterben; das sehe ich ein! und Sie Beide müssen auch sterben; das werden Sie einsehen, da Sie mich sonst verrathen. Vorwärts denn!"

Und mit einer plötzlichen, von Antonien keineswegs erwarteten Wendung schleuderte er dieselbe mehre Schritte zurück.

„Sie müssen sterben!" wiederholte er. „Vorwärts denn!"

Noch ein Mal versuchte Antonie, sich an ihren Erzeuger zu klammern, wobei sie nicht unterließ, auf das Verwandschaftsverhältniß anzuspielen, das zwischen ihnen bestand. Das brachte diesen Mann jedoch nur noch mehr in Harnisch.

„Dafür kann ich nicht!" versetzte er roh. „Warum hat Mademoiselle sich nicht einen andern Vater von ihrer Mutter nennen lassen; ich glaube wol, daß dieselbe noch ein ganzes Dutzend in petto gehabt . . ."

Jetzt weinte auch Antonie. So tief war ihre unglückliche

Mutter noch niemals gekränkt, die überhaupt nur einen großen Fehler in ihrem Leben sich hatte zu Schulden kommen lassen, und welcher darin bestand, daß sie den verlockenden Worten des Herrn von Ferron nicht denjenigen Widerstand entgegen gesetzt hatte, der ihr vor allem künftigen Unglück bewahrt haben würde.

Auf diese Beschuldigung hatte das junge Mädchen keine Antwort. Einige Sekunden lang starrte es den Chevalier sprachlos an; dann erwiderte es:

„Gut, wollen Sie uns tödten, so sollen Sie uns mindestens mitsammen umbringen! Sie verhindern mich, mit ihm zu leben, nun so will ich mit ihm sterben!"

Hierauf warf sie sich an die Brust des Herrn le Roy, und rief:

„Schießen Sie, Herr von Ferron!"

Eine solche Liebe war diesem Manne noch nicht vorgekommen. Er kannte nur die thierische Art derselben. Langsam hob er seine Waffe empor und zielte.

„Nach Belieben," sagte er dabei. „Ich hoffe, Euch Beide mit einer Kugel vernichten zu können. Eins, zwei..."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Chevalier von Ferron als Gefangener.

Herr von St. Estephe hatte einen der höheren Polizeibeamten beauftragt, sich zu erkundigen, aus welchem Grunde Monsieur Billois in der Morgue nicht erschienen. Dieser Beamte begab sich zuerst nach der Wohnung des genannten Herrn

und erfuhr von dessen Gattin, was wir bereits wissen. Nicht anders glaubend, als Billois habe inzwischen Gelegenheit gehabt, sich des Chevalier von Ferron zu versichern, verfügte er sich nach dem Gefangenhause, wo er am schnellsten die sicherste Auskunft zu erhalten überzeugt sein konnte. Daselbst erfuhr er dann auch aus dem darüber aufgenommenen Protokoll, daß Herr von Ferron zwar zur Haft gebracht, Monsieur Billois jedoch nicht gesehen worden sei. Er ließ sich nach dem Kerker führen, wo man den angeblichen Chevalier untergebracht hatte, der, wie wir uns erinnern werden, aber der unglückliche Portier war.

Der Polizeibeamte, dem Herr von Ferron persönlich sehr genau bekannt war, entdeckte sofort den Betrug, und nachdem er sich den Hergang des Ganzen ausführlich hatte mittheilen lassen, ordnete er die Freilassung des Portiers unverzüglich an.

Nach Allem was er in Erfahrung hatte bringen können, war fast nicht zu bezweifeln, daß durch ein schnelles Handeln die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, den Chevalier noch im Hause des Portiers anzutreffen, ja, man ging in seiner Annahme so weit, daß man glaubte, man würde den Lieutenant Billois noch vorfinden.

Mit einer entsprechenden Begleitung versehen, machte sich der Polizeibeamte auf den Weg dorthin und besichtigte zuerst das zertrümmerte Fenster in der Portierloge und die Folge davon war, daß er auch in dieselbe trat und den Herrn Billois in den bereits beschriebenen bedauerlichen Umständen entdeckte. Derselbe war allerdings unterdessen so weit wieder zu sich gekommen, daß er einen kurzen Bericht des Vorgefallenen geben und hinzufügen konnte, daß Herr von Ferron auf dem gewöhnlichen Wege das Haus noch nicht verlassen habe, also unzweifelhaft noch in der Wohnung des Herrn le Roy gefunden werden würde.

Augenblicklich wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, welche ein Entkommen des Verbrechers verhindern sollten; darnach begab sich der dirigirende Beamte, von mehren Unterbedienten

gefolgt, die Treppen hinauf und trat in dem Moment in das Gemach, als Herr von Ferron sagt:

„Eins . . . zwei . . .“

Die Zahl Drei erstarb ihm auf der Zunge. Gott hatte den Tod der beiden jungen Leute noch nicht beschlossen. Der Polizist warf sich sofort auf Herrn von Ferron und rief:

„Sie sind mein Arrestant!“

Herrn von Ferron war dies Alles so überraschend gekommen und der Beamte hielt ihn so fest, daß es ihm schlechterdings unmöglich schien, sich von ihm loszureißen; aber noch immer hatte er sein Pistol in der Hand und es bedurfte seiner Seits nur einer unbedeutenden Bewegung, so wäre es losgegangen und hätte vielleicht doch noch die Liebenden ermordet. Er versuchte, sich von seinem Gegner zu befreien, und zwar auf dieselbe Weise wie er es in der nämlichen Nacht schon mit Monsieur Billois gemacht hatte, indem er um sich biß; allein dies Mal hatte er sich gewaltig verrechnet. Schnell sprangen einige Andre hinzu und im Nu war er gebunden um nach dem Gefängniß escortirt zu werden.

Wie ein gefesseltes Ungethüm lag er an der Erde. Seine Augen rollten von einem Gegenstand zum andern, ohne irgend wo länger als eine Sekunde zu verweilen. Vor seinem Munde stand ein dicker Schaum und die Lippen waren blau geworden. Er stöhnte er wie ein Mensch, der bemüht ist, sich von einer ungeheuren Last zu befreien und zuweilen machte er die künstlichen Bewegungen einer Schlange, was Zeugniß von seinen außergewöhnlichen herkulischen Kräften gab.

Dies Alles nützte ihm jedoch Nichts. Seine Banden waren von kunstgeübter Hand und fest geschlungen, aber selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wenn er wirklich dieselben hätte zerreißen können, so würde es ihm dennoch wahrscheinlich nicht gelungen, zu entkommen, da seiner Gegner zu Viele waren.

Der Beamte befahl endlich, ihn abzuführen. Er bat, noch

einige Worte sprechen zu dürfen. Das Gesuch wurde erfüllt. Er sagte:

„Sehen Sie dieses junge Mädchen?"

„Ja!" versetzte der Beamte.

„Sie ist meine Tochter . . ."

„Weiter . . ."

„Als meine Tochter hat sie Theil genommen an meinen Verbrechen und hat mit von den Früchten desselben genossen!"

„Das ist eine Unwahrheit!" rief empört Antonie aus.

„Es ist wahr! Ich fühle Reue über mein bisheriges Leben und ich kann diese Reue nicht anders bethätigen, als daß ich meine Mitschuldigen nenne: Antonie, meine Tochter, ist die Erste."

Der Beamte blickte staunend auf das junge Mädchen, welches auf einem Stuhl neben dem Sopha, auf welchem Charles le Roy lag, saß.

Der Chevalier sprach weiter:

„Antonie ist meine leibliche Tochter, das wird sie nicht leugnen wollen, und es gehört in der That doch Viel dazu, sein eignes Kind unglücklich zu machen . . ."

„Glauben Sie ihm nicht, mein Herr!" rief die Bezeichnete.

„Du bist nicht meine Tochter?" fragte Ferron mit krauser Stirn.

„Ja, aber nicht Theilhaberin Ihrer Verbrechen!"

„Das wird die Behörde zu untersuchen haben," versetzte kalt der Vorige. „Meine Pflicht ist nur, meine Mitschuldigen zu nennen. Würde mir noch ein Ausweg geblieben sein, so hätte ich es vielleicht nicht gethan, weil mir dann auch Gelegenheit geworden wäre, Dich wieder auf den rechten Weg zu leiten, so aber muß ich dies den Gesetzen überlassen."

„Man darf Ihnen nicht glauben," sagte der Beamte.

„Meinen Sie, ein Vater könne so unnatürlich sein, sein eigenes Kind in Gefahr zu bringen, wenn er es nicht für nöthig hielt?" entgegnete Herr von Ferron. „Ich habe viel Böses ge-

than und das Böseste ist unzweifelhaft, daß ich meine Tochter selber verdorben habe; doch sie ist jung und kann sich noch bessern. Ich bitte Sie, sie nicht zu strenge zu richten ..."

Antonie bebte am ganzen Körper vor Entrüstung. Zwar wußte sie, daß derjenige, den die Natur ihr zum Vater gegeben, ein ebenso gefährlicher, als schlechter Mann war, allein für so schlecht hatte sie ihn nimmer gehalten. Er sollte bald noch tiefer in ihrer Achtung, wenn solche überhaupt vorhanden war, sinken.

„Mein Herr," sagte er, sich abermals an den Beamten wendend, „ich habe noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Jener junge Mann, welcher sich bisher Charles le Roy nannte, ist mein Sohn und hat mir ebenfalls in mancher Angelegenheit sehr wesentliche Dienste geleistet; ich will nicht behaupten, daß er ebenso schuldig ist, wie meine Tochter, aber jeden Falls bedarf er einer strengen Aufsicht."

Herr le Roy richtete sich mit Hast empor.

„Das ist eine Lüge!" rief er zornig. „Ich bin nicht der Sohn dieses abscheulichen Verbrechers!"

„Aber warum so heftig, Charles?" fragte sanft der Chevalier. „Ich habe es Dir bisher verschwiegen ..."

„Nennen Sie mich nicht Du, mein Herr! Freilich kenne ich Sie schon lange, doch mein Vater sind Sie nicht! Ich würde mich selber verfluchen, wenn ich von Ihrem Fleisch und Blut wäre! Ich kann es beweisen, daß ich nicht Ihr Sohn bin ..."

„Ereifere Dich nicht, Charles! Ich will Dir nichts Unangenehmes zufügen, das siehst Du wol ein; indeß muß ich Dich mit Allem bekannt machen, was in irgend welcher Beziehung zu Dir und Deinen Verhältnissen steht. Auch Dir sage ich: würde mir noch ein Ausweg geblieben sein, so hätte ich es wenigstens heute noch nicht gethan und nicht in Gegenwart dieser Herren, was Dich unangenehm berühren muß."

Herr von Ferron hatte dies Alles mit so treuherziger Natürlichkeit vorgebracht, daß Niemand vorhanden war, der an der

Wahrheit desselben gezweifelt hätte, außer Charles. Er wußte zu genau, daß er andren Eltern abstamme, und wenn sein Vater auch die Mutter im Augenblick des Zornes getödtet hatte, so war er doch keineswegs so niederträchtig, wie der Chevalier. Es empörte ihn daher auch dessen Behauptung dergestalt, daß, hätte er nur irgend die Macht gehabt, er sich auf ihn gestürzt: ihn vielleicht erwürgt hätte. Seine Unpäßlichkeit verhinderte ihn, zu dieser Gewaltmaßregel seine Zuflucht zu nehmen, obgleich er mehre Versuche machte, sein Lager zu verlassen. Immer von Neuem sank er auf dasselbe zurück und ihm blieb zuletzt kein andres Mittel zur Erleichterung seines Schmerzes übrig, als Thränen, die freilich dem Lebensmuthe eines jungen Mannes wenig zur Empfehlung dienten.

Herr von Ferron hatte sehr wohl den Eindruck bemerkt, welchen seine Worte hervorbrachten. Aeußerlich ganz ruhig und immer noch mit der Larve eines reuigen Sünders, der im Begriff ist, vor den Richterstuhl Gottes zu treten, nahm er abermals das Wort.

„Ich bin mit meinen Bekenntnissen noch nicht zu Ende," sagte er, „und bitte Sie deshalb, mir noch einige Minuten Gehör zu schenken. Diese beiden jungen Leute sind meine natürlichen Kinder, wie ich durch verschiedene Dokumente zu beweisen vermag. Beide sind von einer gewissen Madame Lavasser in deren Haus aufgenommen und nahe daran, sich mit einander ehelich zu verbinden. Ich selber habe die Dame Lavasser auf die obwaltenden Umstände verwiesen und ihr klar und deutlich bemerkt, daß an eine eheliche Vereinigung Beider gar nicht zu denken sei. Das half mir Nichts. Sie behauptete, die Natur verbiete eine solche Verbindung nicht, und sie stehe unter dem Gesetze der Natur; die Gesetze der Menschen kenne sie nicht an. Nachdem ich Alles vergeblich versucht, da, meine Herren, blieb mir kein andres Mittel zu Gebote, als diese Dame aus dem Wege zu räumen. — Ich habe ihr Gift beigebracht und vermuthlich wird

sie jetzt schon das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht haben. Sie werden mir zugestehen, daß ich nicht nöthig habe, ein solches Geständniß zu machen, denn Niemand würde meine Thäterschaft an der Vergiftung der Madame Lavasser beweisen können; allein ich halte dieses Zugeständniß für nöthig, damit die Behörde ersehe, wie weit eine Schwester und ein Bruder in einer widernatürlichen Liebe sich verirren können und die zweckdienlichsten Maßregeln ergreifen kann."

Antonie weinte vor Schmerz, Charles vor Zorn. Der Beamte aber wußte nicht, was er von einem so umfassenden Geständniß zu halten habe. Leicht konnte es sein, daß dies Alles nur erdichtet war, um die beiden jungen Leute zu vernichten.

Er wandte sich deshalb zuerst an Antonie und fragte:

„Sind Sie die Tochter dieses Mannes?"

„Ja!"

„Und Sie, Herr le Roy?"

„Ich würde mich schämen, von einem solchen Ungeheuer abzustammen!" versetzt der junge Mann. „Nein, mein Herr," fuhr er fort, „ich gehöre ihm nicht durch Blutverwandtschaft an und bin im Stande, über mein Herkommen die vollgiltigsten Beweise beizubringen."

Herr von Ferron lächelte mit einer so auffallenden Ironie, daß Antonie sich mit Abscheu von ihm wandte.

„Daß mein Sohn nicht Ja sagen wurde, das konnten Sie voraussehen," sprach er zu dem Beamten; „denn das hieße, sich selber den Todesstoß geben. Ich wiederhole Ihnen, daß ich binnen wenigen Tagen die Zeugnisse seiner Geburt herbeischaffen kann, Zeugnisse, die amtlich beglaubigt sind. Fragen Sie ihn, ob er mir von Berlin aus nicht entlaufen ist! Fragen Sie ihn!"

Herr le Roy wartete die Frage nicht ab, sondern sagte sogleich, daß es damit freilich seine Richtigkeit habe; er sei aber von ihm als Lehrling angenommen gewesen und da er mehre seiner Verbrechen dem berliner Kriminalgericht mitgetheilt, so sei

er von ihm mit unerbittlichem Haß verfolgt und wäre sicherlich ermordet worden, wenn sich seiner nicht menschenfreundliche Leute angenommen und ihn nach Paris gebracht hätten.

„Können Sie diese Leute nennen?“ fragte der Beamte.

„Ja, wol. Der Doktor Robert!“

„Ah, ich kenne ihn!“

„Ein ganz unwichtiger Zeuge,“ fiel der Chevalier ein, „wenn Sie bedenken, daß die Mutter meines Sohnes die geschiedene Ehefrau des sogenannten deutschen Doktors ist. Er hatte sich von ihr scheiden lassen, weil sie mit mir in einem den Gesetzen zuwiderlaufenden Verhältniß gestanden. Dieser Doktor Robert haßt mich deshalb mehr, denn irgend Einer, und er wird Alles anwenden, gegen mich nur Nachtheiliges auszusagen. Wenn der junge Herr keine bessere Zeugen namhaft machen kann, dann dürfte es schlecht um ihn stehen.“

Der Polizeibeamte dachte einige Minuten lang nach; dann sagte er, daß es nicht seine Sache sei, zu untersuchen, in welchem Verwandtschaftsverhältniß die beiden jungen Leute zu einander ständen und daß sie es mit ihrem Gewissen auszumachen hätten, wenn dasselbe ein derartiges sein würde, daß Gottes Segen nicht darauf ruhen könne. Augenblicklich sei seine Pflicht nur, den Herrn von Ferron zur Haft zu bringen.

Ein Lächeln der Niederträchtigkeit umspielte die Lippen des Chevaliers, während sein Blick, den er auf seine Tochter heftete, einen abscheulichen Fluch zu enthalten schien.

„Und warum wollen Sie mich verhaften?“ fragte er endlich.

Warum?“ rief der Vorige unter großem Erstaunen. „Nun, in der That, Ihre Frage ist originell!“

„So?“

„Ganz gewiß! Ein Mann, der so viele Verbrechen begangen, dessen letztes noch nicht ein Mal zur Kenntniß der Behörde gelangt ist, ein solcher Mann frägt, weshalb er eingesteckt wird! Bei Gott! das ist mehr als originell, das ist drollig!“

„Ein Verbrechen, das nicht zur Kenntniß der Behörde gelangt ist?“

„Ja!“

„Und das wäre —?“

„Die Vergiftung der Madame Lavasser!“

„Ah,“ sagt der Chevalier gedehnt. „Ich habe das nur hervorgebracht, um die jungen Leute einzuschüchtern! Madame Lavasser ist vollkommen wohl!“

Plötzlich trat Antonie hervor.

„Glauben Sie ihm nicht, mein Herr!“ sagte sie zu dem Beamten; „Madame Lavasser liegt in der That im Sterben und ich bin nur hierher gekommen, um Herrn le Roy zu bitten, die Dame zu besuchen, die ihn gern noch ein Mal vor ihrem Hinscheiden sehen will.“

„Und meinen Sie, daß sie vergiftet ist?“ fragte der Polizist.

„Das kann ich nicht wissen. Sie ist ohne alle äußere Veranlassung plötzlich und zwar so gefährlich erkrankt, daß ich in aller Eile einen Arzt habe herbeiholen müssen und man sehr gut annehmen kann, sie sei vergiftet.“

„Da hören Sie es!“ wandte er sich an Ferron.

„Was höre ich? Ich höre gar Nichts!“ versetzte Dieser mürrisch. „Dies alberne Ding behauptet Etwas, daß erst bewiesen werden muß.“

„Sie ist Ihre Tochter!“

„Ja, wol!“

„Daher ist auch nicht anzunehmen, daß sie gegen Sie eine solche Kapitalanklage hervorbringen wird.“

„O, mein Herr, Sie verkennen mich!“ fiel hastig Antonie ein. „Hat Jemand einen Andren vergiftet und ich wüßte das, so würde ich davon auch unbedingt eine Anzeige machen, gleichviel ob der Mörder mein Vater oder ein Fremder ist. Dadurch, daß er einen Mord begeht, hat er alle Verbindung zwischen sich und mir aufgelöst! Ich erkenne ihn nicht mehr an; ich sehe in

ihm nur noch ein Ungeheuer, das der menschlichen Gesellschaft entfremdet ist."

Der Beamte machte eine anerkennende Bewegung mit seinem Haupte und befahl darnach, den Herrn von Ferron seinem Bestimmungsorte zuzuführen.

Während des Gesprächs mit dem jungen Mädchen hatte Niemand auf den Chevalier geachtet und man war deshalb jetzt, wo man sich wieder zu ihm wendete, über die mit ihm inzwischen vorgegangene Veränderung in hohem Grade überrascht. Anfangs wußte man gar nicht, was vorgefallen: es schien, als läge der Verbrecher in seinen letzten Zügen. Er verdrehte in einer erschreckenden Weise seine Augen und in seinem Bauche polterte und kollerte es, als ob ein gewaltiges Erbrechen im Anzuge sei. Dazwischen machte sich hier und da ein Muskelzucken bemerkbar, als würde der Körper durch eine galvanische Batterie in Bewegung gebracht.

Keiner der Anwesenden sprach; Alle blickten mit Scheu und Entsetzen auf den unter so qualvollen Schmerzen dem Anscheine nach verscheidenden Herrn von Ferron.

Ehe noch Einer derselben seine Ansichten laut werden lassen konnte, murmelte der Chevalier das verworrendste Zeug durcheinander, wodurch man allgemein auf die Vermuthung gerieth, daß er bereits seinen Verstand eingebüßt habe.

Der dirigirende Beamte beugte sich zu ihm nieder, um ihm genauer in die Augen zu sehen. Da erregte ein Stückchen Papier, neben dem Kranken oder Sterbenden liegend, seine Aufmerksamkeit. Er hob dasselbe empor und daraus fiel eine kleine Quantität eines verdächtig scheinenden Pulvers. Er beroch das Papier, und da er dadurch zu keinem Resultat zu gelangen im Stande war, so wendete er dasselbe um, wo er die Worte las:

„Gift. Arſ."

Darüber und darunter waren drei Kreuze angebracht. Das letzte

Wort „Arſ.“ war abbrevirt, es konnte indeß keinem Zweifel unterliegen, daß es Arſenik heißen ſollte.

„Hm,“ machte der Beamte, mehr zu ſich ſelbſt, als zu einem Andern, „der Menſch hat Arſenik zu ſich genommen. Woher hat er denſelben bekommen? Wie iſt es möglich geweſen, da doch ſeine Hände gebunden ſind?“

Eine genauere Nachforſchung ergab ziemlich deutlich, daß Herr von Ferron mit übermäßiger Anſtrengung ſeine rechte Hand in ſeine Rocktaſche gebracht und daraus den Arſenik hervorgeholt haben mußte.

Der Beamte richtete ſich wieder in die Höhe. Er blickte um ſich und ſah überall bleiche, ängſtliche Geſichter. Antonie weinte und Charles le Roy hielt ſein Auge auf den Chevalier geheftet.

„Man gehe und hole einen Arzt!“ ſagte Jener, „obgleich ich nicht glaube, daß ein Solcher hier noch etwas nützen kann!“

Einer ſeiner Leute entfernte ſich. Zu einem Andren ſagte er:

„Binden Sie den Sterbenden los. Er entweicht uns nicht mehr . . .“

Es geſchah.

„Legen Sie ihn auf das Sopha,“ befahl er weiter; „wir wollen warten, bis der Doctor hier geweſen iſt.“

Antonie war nicht im Stande, ſich von ihrem Platze am Bette ihres Geliebten zu erheben; ja, ſie vermochte nicht einmal, ihre anſcheinend traurige Empfindungen durch Worte kund zu geben.

„Ich würde Ihnen rathen, Fräulein,“ ſagte endlich der Polizeibeamte zu ihr, „Sich von hier zu entfernen. Dieſer Anblick iſt nicht für das Auge eines jungen Mädchens geeignet!“

Schweigend ſchüttelte ſie ihr Haupt.

„Ja, gehe, Antonie,“ fügte Herr le Roy der Rede des vorigen Sprechers hinzu; „gehe zu unſerer Mutter, damit die brave Frau doch mindeſtens Einen von uns um ſich hat.“

Abermals schüttelte sie ihren Kopf, und sagte kaum hörbar:

„Was soll ich ihr für Bescheid bringen? Würde das, was ich ihr sagen könnte, nicht schlimmere Folgen nach sich ziehen, als wenn ich gar nicht zurückginge —?“

„Geh, geh; Du bedarfst der Ruhe . . . Geh, geh!“

„Nein, nein! Ich kann nicht. Etwas Schreckliches ist in dieser Nacht passirt. Madame Lavasser vergiftet und . . . und . . . mein Vater . . .“

„Leider ist dieser gräßliche Mann Dein Vater, allein Du darfst nicht vergessen, daß er Deine Liebe nicht verdient!“

Wiederum nahm der Beamte das Wort, und bat sie, sich in die Wohnung ihrer Pflegemutter zu begeben. Während der Zeit, wo er mit ihr sprach, hatten sich auch die meisten Andren dem Bette des Herrn le Roy genähert und es achtete fast Niemand mehr auf den Chevalier von Ferron.

Derselbe war auf ein Sopha gelegt worden, wie wir uns noch erinnern werden, hatte noch einige Male zusammengezuckt und schien bereits gestorben zu sein. Indeß war dies Alles nur ein überaus künstlich durchgeführtes Manöver. Ein Mann, wie Herr von Ferron, kommt selbst unter den mißlichsten Verhältnissen nicht in Verlegenheit. Er hatte sich das Ansehen gegeben, als habe er Arsenik zu sich genommen, und wenn dieser Name auch auf dem gefundenen Papierchen deutlich zu lesen war, so war dadurch noch keineswegs der Beweis geliefert worden, daß sein Inhalt wirklich dieses starke und tödtende Gift gewesen. Sie glaubten es Alle, welche um ihn standen, und er befestigte diesen Glauben noch durch eine vortrefflich durchgeführte Sterbescene über alle Erwartung. Man hielt ihn für todt und beschäftigte sich jetzt nur noch mit lebenden Menschen. Das konnte er, der ohnehin ein feines Gehör besaß, nicht nur aus den verschiedenen sich kund gebenden Bewegungen, sondern auch aus einzelnen hier und da hingeworfenen Worten deutlich erkennen. Nur unbedeutend öffnete er seine Augen und blinzelte zu den Personen hinüber, welche

die beiden jungen Leute umstanden. Als er inne geworden sein mochte, daß er mit etwas Schnelligkeit und Gewandtheit diesen Umstand benutzen und entkommen könne, da machte er einen Versuch, sich empor zu richten, um seinen Entschluß in Ausführung zu bringen.

Herr von Ferron hatte, wie alle großen Verbrecher, jene Eigenschaft, welche sie selber gern mit dem Prädikat „Muth" belegen, die wir aber nur als eine grenzenlose Frechheit zu bezeichnen im Stande sind. Denn es gehörte in Wahrheit mehr als Muth dazu, inmitten einer Polizeigesellschaft einen Fluchtversuch zu unternehmen. Von allen Personen würden doch wenigstens zwei oder drei ihre Ueberlegenheit behalten und sich ihm entgegen gestellt haben. Zwei, drei jedoch fürchtete Herr von Ferron nicht; zwei, drei warf er über den Haufen oder schleuderte sie gegen die Wand. Außerdem sah er sehr gut ein, daß nur zwei Karten zum Spiele vorhanden waren. Auf die eine konnte er Alles gewinnen, auf die andre Alles verlieren. Schwierig konnte freilich die Wahl nicht sein. Blieb er, so war ihm der Tod gewiß, denn an eine Begnadigung oder auch nur an eine Milderung des zu erwartenden Urtheils war gar nicht zu denken. Er hatte zu viele Verbrechen begangen und heute bereits eingestanden. Er konnte sich also nur für die Karte entscheiden, die ihm Alles einzubringen vermochte. Indeß Gott hatte es anders beschlossen. Als er im Begriff war, seine tollkühne Absicht auszuführen, da . . . erschien der herbeigerufene Arzt. Jetzt war an ein Entkommen nicht mehr zu denken; jetzt hatte er nur Sorge zu tragen, auch den Schüler des Aesculaps zu täuschen, was ihm sicherlich nicht gelungen wäre, würde Dieser zu den wirklich praktischen Doktoren gehört haben, so aber war derselbe nur ein einfacher Wundarzt und zwar noch dazu Einer von derjenigen Sorte, welche des Morgens nüchtern aufstehen, des Abends aber trunken zu Bette gehen. Nun war es zwar schon frühmorgens, allein unser braver Gelehrte hatte die ganze Nacht in

Gesellschaft lustiger Brüder verbracht und wollte soeben erst nach Hause sich begeben, als ihm der ausgesendete Polizeibeamte begegnete, der ihn persönlich kannte.

Daß dieser Mann nicht viel Federlesens mit Herrn von Ferron machte, läßt sich denken. Er riß ihm die Augenlider empor, um sich wahrscheinlich zu überzeugen, ob die Pupillen groß oder klein waren. Dieselben waren groß vermöge des Lichtstrahls, der auf sie fiel, und er erklärte daher ohne Bedenken, Herr von Ferron sei todt.

Der Polizeibeamte verstand mehr von der Medizin, als dieser Doktor. Er forderte ihn auf, den anscheinend Todten zur Ader zu lassen. Davon wollte Jener Nichts wissen und sagte:

„Wenn Einer todt ist, mein Herr, so wird ihn ein Aderlaß auch nicht zum Leben zurückbringen!“

„Ein Aderlaß soll uns aber erst überzeugen, ob er wirklich todt ist!“ wandte der Beamte ein.

„Brennenden Siegellack auf die bloße Brust getröpfelt leistet in diesem Falle bedeutend bessere Dienste!“ entgegnete der Arzt.

Man kann sich denken, wie schwühl es Herrn von Ferron um's Herz wurde, als dieses Gespräch sein Ohr berührte. Die Prozedur, welche der Doktor in Vorschlag brachte, ist für einen lebenden Menschen so empfindlicher Art, daß es fast gar nicht möglich ist, dabei nicht zu zucken. Indeß Herr von Ferron, wir wiederholen es, konnte nur Alles verlieren oder Alles gewinnen. Es war also eine Nothwendigkeit, bei dem vorgeschlagenen Experiment kein Leben zu verrathen. Ob es ihm gelingen würde, das wußte er selber noch nicht. Seit einer halben Stunde stellte er einen Todten vor; er durfte nur hier und da 'mal einen Athemzug einziehen oder ausstoßen und hatte durch diese unter obwaltenden Verhältnissen höchst beschwerliche Arbeit schon einen großen Theil seiner Kräfte verbraucht. Und nun sollte er noch sich brennenden Siegellack auf die Brust tröpfeln lassen. In der That! er

bekam Angst, so, daß er sich ein Mal sogar so weit vergaß, hoch aufzuathmen.

Glücklicher Weise für ihn war der Arzt, wie wir vorhin schon zu bemerken Gelegenheit hatten, von Gott Bacchus sehr umarmt worden, und er bemerkte jenen Athemzug nicht.

Die nöthigen Vorkehrungen wurden getroffen. Die Brust entblößt, ein Licht herbeigeholt und die Prozedur nahm ihren Anfang.

Bei dem ersten Tropfen verhielt sich Herr von Ferron ganz still, ungeachtet der Schmerz ein allgewaltiger sein mußte; der zweite Tropfen jedoch brachte ein Beben in seinem Körper hervor, und beim dritten sprang er entsetzt, wie ein Wahnsinniger empor und brüllte vor Schmerz, wie ein gemartertes Thier. Seine Augen rollten unstät im Kopfe herum und seine Hände zogen sich zu einer Faust convulsivisch zusammen.

Alle Anwesenden waren erschrocken mehre Schritte zurück gesprungen, nur der Arzt, welchem der Alkohol mehr Courage gegeben hatte, blieb auf seinem Platze und versuchte, den Todten wieder auf das Sopha niederzudrücken. Da hatte er sich jedoch gewaltig verrechnet. Wie ein Cyclop erfaßte ihn der Chevalier, drückte ihn zusammen und schleuderte ihn darnach mit mächtiger Kraft bis in den Hintergrund des Gemaches. Darauf sprang er selbst zur Thür, riß dieselbe auf und war innerhalb weniger Sekunden nicht mehr im Hause zu erblicken.

Dies Alles war so schnell und so unerwartet geschehen, daß in den ersten fünf Minuten Niemand an eine Verfolgung dachte, und als man dieselbe beginnen wollte, war Herr von Ferron nicht mehr in Sicht.

Man sah ein, daß man sich habe überlisten lassen, aber Jeder schämte sich, dies zu gestehen; ja, man hatte nicht einmal den Muth, einander in die Augen zu schauen, aus Furcht, auf irgend einem Gesicht Spuren eines höhnischen Lächelns zu entdecken.

Nach und nach wurde das Gemach leer, in welchem die soeben skizzirte Scene Statt gefunden hatte. Charles le Roy und Antonie waren allein. Letztere saß auf dem Bette des Erstern und hatte dessen Hand ergriffen.

„Ich werde gehen müssen," bemerkte sie nach langer Zeit.

„Ich glaube auch," antwortete der Kranke; „unsere Mutter weiß sonst nicht, was sie von Dir denken soll. Sie ängstigt sich und die Angst allein könnte ihren Tod schon befördern."

„Aber was soll ich ihr berichten?"

„Sage ihr, daß ich in der Nacht abgereist sei, wie Du vom Portier erfahren; wohin, weißt Du nicht, Du glaubst aber, daß ich in wenigen Tagen zurück sein werde, da ich keine Anordnungen zu einer längeren Abwesenheit getroffen."

Antonie erhob sich von ihrem Platze, drückte des jungen Mannes Hand zärtlich und mit einer Thräne im Auge wollte sie sich fortbegeben.

Charles hielt sie bei der Hand fest. Er blickte ihr innig in's Auge und fragte:

„Ohne einen Kuß —?"

Antonie seufzte, indem sie entgegnete:

„Du bist mein Bruder!"

„Nein!"

„Er sagte es!"

„Er hat uns erschrecken wollen!"

„Alles Andre, was er vorgebracht, ist wahr, warum sollte das grade eine Lüge sein?"

„Weil ich meine Eltern kenne!"

„Du irrst Dich!"

„Aber Antonie!"

„Du wirst Dich irren, Charles! Er könnte dies nicht so dreist behaupten."

„Du kennst die Welt schlecht, meine liebe Toni," versetzte der junge Mann zärtlich und zog sie zu sich nieder, um auf ihre

bleiche Stirn einen herzlichen Kuß zu drücken. „Je größer der Lügner, desto frecher tritt er auf! Denke nur, was er gesagt! Er behauptete, ich wäre ein Sohn von der geschiedenen Frau des Doktor Roberts!“

„Ja, das sagte er.“

„Und diese Frau ist die Marquise von Devillier!“

„Wirklich?“

„Ja wol! Und Du wirst nicht glauben, daß dem so ist; ich würde sonst unzweifelhaft in einem innigen Verhältniß zu der Dame gestanden haben, so aber haben wir uns gegenseitig im bittersten Haß verfolgt!“

„Das thut aber mein Vater mit mir auch!“

„Eine Mutter würde dies jedoch niemals thun! Die Gefühle einer Mutter sind andrer Art, als die eines Vaters!“

Herr le Roy brach das Gespräch kurz ab, indem er versprach, die Beweise seiner Geburt in kürzester Zeit herbeizuschaffen. Damit zufrieden, entfernte sich Antonie, um vielleicht der Dame Lavasser die Augen zuzudrücken oder wol gar an ihrer Leiche zu weinen. Denn die Dame konnte, wenn sie wirklich Gift bekommen, wie der Chevalier von Ferron behauptet hatte, unterdessen längst gestorben sein.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Monsieur Allemanier und sein Werkzeug.

Monsieur Allemanier saß nachdenkend in seinem confortable eingerichteten Arbeitszimmer. Sein Kopf lag in der Höhlung seiner rechten Hand, deren Ellbogen auf den Tisch aufgestützt war.

Die letzte Begegnung mit der Marquise von Devillier hatte ihm einen Abgrund gezeigt, vor dem ihn schaudern mußte. Er war dieser Dame zu offen gegenüber getreten und hatte den Grundsatz aller klugen Leute nicht beachtet: einem Freunde nicht so Viel von seinem Leben mitzutheilen, daß er ihm nachher, wo er sein Feind sein würde, schaden könne. Ganz offen hatte er diese Dame in sein vielbewegtes Leben blicken lassen und war jetzt nicht im Stande, sich gegen ihre etwaigen Angriffe zu vertheidigen. Es war freilich nicht abzuleugnen, daß die Behörde seinen Worten mehr Glauben schenken würde, als den ihrigen, aber dessen ungeachtet blieb es doch immerhin eine Unannehmlichkeit, sich überhaupt unter Anschuldigung eines Kapitalverbrechens auf der Anklagebank zu befinden.

Es war für ihn kein Ausweg vorhanden, sich ihrer gefährlichen Nähe zu entziehen, wenn es ihm nicht gelang, sie überhaupt von Paris zu entfernen, und dazu schien Dame Devillier, wenigstens für jetzt, noch keine Lust zu haben.

Lange dachte der Bankier über die demnächst einzuschlagenden Schritte nach und fiel endlich auf den allerdings etwas gefährlichen Einfall, sich zu seinen Zwecken eines Polizeibeamten zu bedienen, der ihm in vieler Hinsicht verpflichtet war. Als dieser Entschluß bei ihm diejenige Reife erlangt hatte, um ihn ohne Gefahr in Ausführung bringen zu können, da griff er rasch nach Papier und Feder und schrieb einen kurzen Brief an die betreffende Person, mittelst welchem er dieselbe aufforderte, ihn sofort zu besuchen.

Anderthalb Stunden später erschien dieser Mann. Monsieur Allemanier legte ihm in wenigen Worten seine Absicht vor und bat um seinen Beistand. Der Beamte zuckte mit den Schultern und entgegnete, daß das vorgeschlagene Spiel für ihn ein zu gefährliches sei, als daß er sich darauf einlassen könnte.

Der Bankier hatte alle seine Hoffnung auf diesen Mann

gesetzt und es war daher sehr natürlich, daß er sich so leicht nicht abweisen ließ.

„Sie müssen mir helfen," sagte er, „Sie wollen oder wollen nicht!"

„Mein Herr!" rief Jener, dessen Selbstständigkeit durch diese Rede bis auf das Tiefste verletzt war.

„Ja, Sie müssen!" wiederholte Allemanier. „Verlange ich zu Viel von Ihnen?"

„Wenigstens mehr, als meine Pflicht erlaubt."

„Ei, was Pflicht!" fiel der Bankier geringschätzend ein. „Haben Sie immer an Ihre Pflicht gedacht?"

„Zu jeder Zeit beinah . . ."

„Beinahe . . ." wiederholte Jener mit der nämlichen Geringschätzung, „also doch nicht alle Male. Sie werden dies Mal Ihrer Pflicht gleichfalls ungehorsam sein!"

„Nein, ich kann nicht . . ."

„Sie können nicht?" fragte mit gerunzelter Stirn der Bankier.

„Nein!"

„Und warum nicht?"

„Weil, wie ich Ihnen schon ein Mal sagte, es gegen meine Pflicht ist!"

„Hol der Teufel Ihre Pflicht!" polterte Allemanier. „Ich kann dieses Weib nicht anders los werden, Sie müssen mir helfen, oder . . ."

„Oder —?"

„Oder ich mache Sie unglücklich!"

„O, ho!" rief lachend der Beamte. „Sie machen es ja, wie ein Straßenräuber, der seinem Opfer mit dem gespannten Pistol gegenüber tritt und donnernd ruft: Geld oder Leben! Wenn Sie glauben, auf diese Weise ließen sich meine Dienste erkaufen, so muß ich mir hier die höfliche Bemerkung erlauben, daß Sie Sich geirrt haben, mein Herr!"

„Nun denn, was verlangen Sie?"

„Nun denn, was verlangen Sie?“

„Nichts . . .!

„Ah, ich soll Ihnen Anerbietungen machen? Auch gut. Ich gebe Ihnen hunderttausend Franken!“

„Ich könnte sie nicht gebrauchen.“

„Zum Teufel auch, Sie erschöpfen meine Geduld. Einhunderttausend Franken! Ist das nicht genug?“

„Zu viel für mich!“

„Mann, sind Sie rasend?!“

„Nein!“

Monsieur Allemanier imponirte die Ruhe des Beamten dergestalt, daß er seine ganze Sicherheit verlor und zuletzt nicht mehr wußte, was er noch hervorbringen sollte. Einige Male wanderte er in seinem Gemache auf und nieder und blieb dann vor seinem Gaste stehen.

„Mein Herr!“ sagte er kurz und entschieden, „ich frage Sie noch ein Mal, wollen Sie dafür sorgen, daß die Marquise von Dedillier aus Paris kommt?“

„Nein!“

„Gut denn! so theile ich Ihnen mit, daß Sie morgen schon Ihres Amtes entsetzt sein sollen! Ueberlegen Sie die Sache: auf der einen Seite sind Einhunderttausend Franken zu gewinnen, auf der andern eine ganze Existenz zu verlieren!“

„Ich kann meinen Entschluß nicht ändern!“

„Sie wollen Sich also selber ruiniren?“

„Ich werde nicht ruinirt werden!“

„Ganz bestimmt!“

„Durchaus nicht!“

„Haben Sie schon vergessen, daß Sie vor etwa acht Jahren Sich bei einem Verbrechen betheiligt, welches Ihre Deportation unbedingt zur Folge haben wird —?“

„Ich habe das nicht vergessen.“

„Nun, also?“ unterbrach ihn schnell der Bankier.

„Ich habe das nicht vergessen,“ wiederholte der Beamte ruhig; „aber ich weiß auch, daß das Verbrechen, von dem Sie reden und zu welchem Sie mich verleitet hatten, bereits seit drei Jahren verjährt ist.“

„Verjährt ist?“ rief Allemanier erschrocken.

„Ja, wol!“

„Ah, darum trotzen Sie auch! Aber warten Sie, ich werde einen Ausweg finden!“

„Bemühen Sie Sich nicht; es wird vergeblich sein! Wenn Sie aber ungeachtet meiner Warnung es versuchen sollten, mir zu schaden, so werde ich meinestheils nicht länger anstehen, gegen Sie einzuschreiten. Ich kenne aus Ihrem Leben einige Fakta, die noch nicht verjährt sind. Ich gebe Ihnen das zu bedenken.“

„Sie?“

„Ja, ich!“

Das war Monsieur Allemanier ganz neu. Was er begangen und wofür ihn eine herbe Strafe hätte treffen können, das wußte, seiner Meinung nach, nur Frau von Debillier; am Wenigsten aber konnte sie sich einem Polizeibeamten anvertraut haben, den ja schon sein Amtseid zwang, Anzeige davon zu machen. Er begann also mit derjenigen Sicherheit gegen den Beamten aufzutreten, welche jene großen Verbrecher empfinden, die überzeugt sind, viel zu klug zu Werke gegangen zu sein, als daß es möglich wäre, Jemand hätte davon Kenntniß empfangen. Mit einem verächtlichen Nasenrümpfen sagte er:

„Mögen Sie thun, was Ihnen beliebt; ich will Sie nicht daran hindern, denn ich habe jeder Zeit meine Lebensweise den herrschenden Gesetzen angepaßt. Ob Sie dasselbe auch von Sich sagen können, das ist eine andere Frage, die Sie schwerlich mit Ja beantworten werden können . . .“

Ich?“

„Unterbrechen Sie mich nicht,“ schnitt ihm der Bankier das Wort vom Munde ab. „Vorausgesetzt,“ sprach er weiter, „Ihr

Verbrechen ist mittlerweile verjährt, so wird mich das doch nicht hindern, dasselbe im Moniteur zu erzählen, und was das für Folgen haben wird, das werde ich Ihnen nicht erst zu sagen brauchen."

„Sind Sie jetzt zu Ende?" fragte der Andre, als Monsieur Allemanier schwieg.

„Ja!"

„Gut, dann werde ich antworten: Die Folge der angedrohten Veröffentlichung durch den Moniteur würde eine sehr erhebliche Geldstrafe für Sie sein . . ."

„O . . ."

„Unterbrechen Sie mich nicht!" sagte jetzt auch der Beamte mit vieler Malice. „Außerdem aber würden Sie mich dadurch zwingen, Sie dem Staatsprocurator als Mörder zu bezeichnen."

„Mich?" fragte der Bankier erbleichend.

„Ja, denn Sie werden wissen, daß vor viertehalb Jahren ein junges Mädchen verschwand, das man zuletzt in Ihrer Gesellschaft gesehen hat."

Das waren fast die nämlichen Worte, welche vor wenigen Tagen erst Frau von Devillier ihm, als er ihr als Graf von Legrange gegenüber stand, zugerufen hatte. Zwei Mal dasselbe und zwar von zwei verschiedenen Seiten zu hören, mußte Herrn Allemanier ohne Zweifel heftig erschüttern. Es dauerte eine lange Zeit, ehe er seiner Aufregung wieder Herr geworden war. Dann trat er mit einem seltsamen, fast zitternden Ausdruck seiner Augen auf den Beamten zu und fragte mit gewaltsam gedämpfter Stimme:

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Wer?" lautete die Gegenfrage des Andern, welcher unwillkürlich zwei Schritte rückwärts ging.

„Ja, wer?"

„I, nun," bemerkt Jener, seinen Krebsgang fortsetzend, denn

er hatte Furcht vor dem Auge des Herrn Allemanier, „ich glaube nicht, daß ich es nöthig habe, Ihnen hierauf eine Antwort zu geben.“

Der Bankier hatte den Ausdruck seines Gesichtes nicht verändert. Seine Augen ruhten unverrückt auf dem Polizeibeamten, und je mehr Dieser sich bemühte, in die Nähe der Thür zu gelangen, um, dem Anscheine nach, sein Heil in einer schnellen Flucht zu suchen, desto mehr schritt er vorwärts, mit der unverkennbaren Absicht, sein Opfer nicht entfliehen zu lassen.

„Sie wollen behaupten, nicht nöthig zu haben, mir zu antworten?“ rief er.

Der Beamte schwieg. Angst und Schrecken malten sich sichtbarlich auf seinem Antlitz.

„Reden Sie!“ begann der Bankier von Neuem. „Ich will eine Antwort, und sollte ich sie Ihnen aus dem Schlunde herausreißen! Reden Sie!“

„Aber, mein Herr!“ stotterte der Vorige, um dessen ganze Sicherheit es jetzt geschehen war.

„Reden Sie!“ wiederholte Monsieur Allemanier mit donnernder Stimme. „Ich will wissen, wer Ihnen jene alberne Geschichte erzählt hat!“

„Mein Herr . . .“

„Sie wollen nicht?“ fuhr Jener mit gesteigertem Zorne fort. „Ah, ich werde Sie zwingen!“

Und im Begriff, nach der Gurgel des Beamten zu greifen, fiel Dieser vor ihm auf seine Kniee und bat:

„Gnade, Monsieur! Gnade!“

Dieser Mann war sonst kein Feigling und wir müssen daher füglich erstaunen über die Muthlosigkeit, welche er durch seinen Betragen an den Tag legte. Wol mochte der seltsame Ausdruck in den Augen des Bankiers noch abschreckender und unheimlicher geworden sein, und schwerlich können wir es als Vergnügen bezeichnen, Jemandem gegenüber zu stehen, von dem

wir wissen, daß seine Hände bereits mit Menschenblut besudelt sind und der offenbar im Begriff ist, abermals der Henker eines Menschen zu werden.

„Gnade . . .“ höhnte Allemanier und betrachtete verachtungsvoll den vor ihm knieenden Mann. „Weshalb soll ich Dir gnädig sein, da Du mich als Mörder verdächtigen und anklagen willst?! Die Selbsterhaltung kennt keine Rücksicht, übt keine Gnade! Du mußt sterben!“

Sterben? Ist schon Jemand unsrer Leser in der Gefahr gewesen, sterben zu sollen? Wir glauben: nein! Daher wird auch Keiner unter ihnen sich befinden, der im Stande wäre, die Schreckensgefühle jenes geängstigten Polizeibeamten zu verstehen oder nachzuempfinden. Auch wir vermögen nicht, darüber getreulich zu berichten. So Etwas muß man selber durchlebt haben, um es verstehen zu können.

Es war ein entsetzlicher Anblick, diese beiden Männer! Der Eine schien Satan, der Andre ein unglückliches Opfer desselben zu sein. Und in der That! so war es auch. Der Mensch, welcher mordet, gleicht einem Teufel.

Eine längere Zeit weidete sich Allemanier an der Angst des Beamten; darnach fragte er:

„Wer hat es Dir gesagt?“

„Seien Sie barmherzig, Monsieur!“ flehte derselbe von Neuem.

„Wer hat es Dir gesagt?“ wiederholte der Vorige.

„Die Marquise von Devillier!“

Einen Schrei der Ueberraschung ausstoßend, durchschritt der Bankier einige Male sein Gemach, während der Knieende sich emporgerichtet hatte und sein Urtheil zu erwarten schien.

„Also Frau von Devillier?“ fragte er nach einer Pause.

„Ja!“

„Wann?“

„Gestern.“

„Zu welchem Zwecke that sie es?“

„Ich sollte den Staatsprocurator davon in Kenntniß setzen.“

„Ist das geschehen?“

„Nein!“

„Es wird aber geschehen?“

„Nein!“

„Du hattest nicht die Absicht?“

„Nein!“

„Schwöre!“

„Ich schwöre!“

„Gut,“ sagte der Bankier befriedigt. „Es ist Dein Glück, daß Du noch Nichts zu meinem Nachtheile unternommen hast, denn sonst würdest Du unbedingt sterben müssen; so aber will ich Dir Dein Leben schenken unter der Bedingung, daß Du mir dienest!“

„Ich verspreche es!“ entgegnete Jener, jetzt leichter aufathmend.

„Die Marquise von Debillier muß noch heute aus Paris!“

„Sie wird sich weigern!“

„Sie muß gehorchen!“

„Aber wenn sie es nicht thut?“

„Dann wirst Du sie tödten!“

„Nie . . . nie! . . .“ rief der Beamte, mehre Schritte zurückprallend.

„Es ist nicht so schwer, wie Du Dir denkst,“ versetzte lächelnd Monsieur Allemanier. „Du giebst ihr einen Schlag in die Herzgrube, sie taumelt und während sie taumelt, machst Du Miene, sie aufzuhalten, wobei Du sie bei der Gurgel fassest. Wenn dies etwas zu derb geschieht, wird sie in einigen Minuten bei den Todten sein!“

Man sah es dem armen Polizeibeamten an, daß lieber er sich ermorden lassen, als daß er einen Andren ermorden würde.

Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren mit Ausnahme der weißen, die von der Stirn bis zu dem Nacken hinabging. Die Augen erzitterten in ihren Höhlen und die Lippen bebten auf einander, wie wenn er von innerlichen Krämpfen heimgesucht würde oder als ob ihn das Fieber ergriffen hätte.

Fast verachtungsvoll warf Monsieur Allemanier seinen Kopf hintenüber. Es kam ihm lächerlich vor, wie man sich so sehr vor einem Morde fürchten könne, den man doch so schnell, wie ein Glas Wein zu beseitigen im Stande sei.

Auf die letzte Rede des Bankiers, der heute ein ganz andrer Mensch war, als bisher, oder der sich heute vielmehr in seiner wahren Gestalt zeigte, hatte der arme Mann Nichts zu antworten; ja, er wagte nicht ein Mal, sein Auge zu dem Versucher empor zu schlagen.

Nachdem derselbe eine geraume Zeit schweigend ihm gegenüber gestanden hatte, wiederholte er seinen Befehl und fügte hinzu, daß er ihn dafür hinlänglich belohnen und wenn er ihm zuwider handle, exemplarisch bestrafen würde.

„In einer meiner Hände," sagte er darauf, „befindet sich ein Beutel Gold, in der andern ein blinkendes Messer; es wird ganz von Dir abhängen, welche von beiden Händen ich Dir reichen soll: die goldene oder die stählerne. Wähle."

Auf ein Mal schien der Geist Gottes über den armen, gefolterten Mann gekommen zu sein. Die bleiche Farbe seines Gesichtes war verschwunden und hatte einer dunkelrothen Platz gemacht; die fast zusammen geschrumpfte Gestalt seines Körpers richtete sich mit Schnelligkeit empor und sein Mund sprach laut und vernehmlich:

„Hebe Dich weg von mir, Satanas! Es stehet geschrieben: Du sollst Gott, Deinen Herrn, allein anbeten!"

Wol hätten diese Worte geeignet sein müssen, dem Bankier den tiefen, düstern, unheimlichen Abgrund zu zeigen, an dessen Rand er schwindelnd stand. Sie hätten ihn aufmerksam machen

müssen auf eine dereinstige Vergeltung; sie hätten ihn auch zur Milde stimmen und dem armen und gepeinigten Manne geneigter machen müssen! Doch Nichts von alledem! Als dieser jene Beschwörungsformel vorgebracht, da lachte Monsieur Allemanier laut auf und sagte:

„Närrischer Kauz, der Du bist! Glaubst Du, ich werde mich durch Deine lächerliche und corrupte Phrase irre führen lassen? Ich wiederhole Dir nicht noch ein Mal, was ich Dir mitgetheilt, aber ich sage Dir, daß ich Dir nur fünf Minuten Bedenkzeit gewähre! Fünf Minuten! Hörst Du? Keine weniger, keine mehr!"

Um seinen Worten mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, holte er seine goldene Cylinderuhr aus der Tasche hervor und repitirte:

„Fünf Minuten; keine weniger, keine mehr."

Der Andere stand wie eine Bildsäule, starr und regungslos. Sein Auge war auf den Bankier mit fieberhafter, verzehrender Gluht geheftet.

Zum zweiten Male wiederholte Allemanier die letzten Worte seiner Rede. Da plötzlich warf sich der Mann vor ihm abermals auf seine Kniee und flehte um Erbarmen.

„Meine Frau! Meine Kinder!" rief er.

„Nur noch vier Minuten!" bemerkte der Bankier mit der zurückschreckenden Hoheit eines besoldeten Henkers.

„O, o, meine armen Kinder. Wer wird ihnen Brot geben, wenn Sie mich tödten? O, mein Herr, haben Sie mindestens Mitleid mit meinen —"

„Nur noch zwei Minuten!" unterbrach der Banquier kalt.

„Warum — warum wollen Sie mich ermorden?" schrie verzweifelnd aufspringend der Beamte. Es schien, als würde er in diesem Augenblick sich seiner menschlichen Würde wieder bewußt. Es schien, als würde er in diesem Augenblick sich seiner Stellung als Polizeibeamter erinnern. Hoch aufgerichtet stand er vor seinem Gegner, bereit, sein Leben zu vertheidigen, wenn es nöthig sein würde.

Monsieur Allemanier, innerlich zwar heftig alterirt, zeigte gleichwol in seinem Aeußern nicht die mindeste Besorgniß. Er steckte die Uhr fort, nahm einen Dolch aus der Brusttasche seines Rockes und sagte:

„Vorbei!“

Da stürzte, gleich einem Rasenden, der Beamte sich auf ihn, um ihn zu erwürgen. Allemanier hielt ihm seine Waffe entgegen. Ein Schrei, schrecklich, jämmerlich und herzzerschneidend, erfolgte. Man sah einen Blutstrahl die Luft durchschneiden und die Dielen des Gemaches roth färben. Dann fiel der unglückliche Polizeibeamte zu Boden, wälzte sich einige Male in seinem Blute, röchelte und war todt.

Das war sehr schnell geschehen. Vor einer Viertelsecunde hatte der Mann noch gelebt, — jetzt war er ohne jede Bewegung. Monsieur Allemanier blickte etwas betroffen auf sein Opfer. Das hatte er vielleicht selber nicht erwartet. Die Verhältnisse, welche er hatte beherrschen wollen, beherrschten jetzt ihn.

Einige Minuten lang stand er unbeweglich vor dem Gemordeten und hatte starr seine Augen auf denselben geheftet. Dann drehte er sich rasch, als ob er sich vor seiner eigenen Schwachheit fürchte, die ihn offenbar beschlichen hatte, nach dem Fenster um und sagte:

„Ah, bah! Weshalb läuft er gerade auf dies spitze Ding zu? Ich kann nicht dafür! Ich hätte ihn nicht getödtet, sondern wollte ihn nur einschüchtern, um meinen Zweck zu erreichen.... Bringen wir ihn einstweilen in dies Cabinet, bis ich Gelegenheit habe, ihn aus dem Hause zu entfernen.“

Und der Herr Bankier, der gewöhnlich zu stolz war, sich auch nur ein Glas Wasser selbst herbeizuholen, genirte sich jetzt nicht, den von ihm gemordeten Polizeibeamten allein in das Nebengemach zu tragen und darauf selbst die an der Erde befindlichen Blutflecke auszuwaschen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Herr von St. Estephe und der deutsche Doctor.

Die Ereignisse, welche schnell auf einander gefolgt waren und in denen offenbar nicht nur Herr von Ferron, sondern auch Frau von Dedillier eine bedeutende Rolle gespielt, konnten wol geeignet sein, den hohen Polizeibehörden endlich die Augen zu öffnen.

Monsieur Billois war leidend von dem Kampfe, welchen er mit dem Herrn von Ferron bestanden hatte; er mußte Zimmer und Bett hüten und hatte dies seinen Chef wissen lassen. Herr von St. Estephe, dessen besonderer Liebling er immer gewesen, stattete ihm schon den Tag darauf einen Besuch ab, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Beide waren zu sehr Polizeibeamte, als daß es möglich gewesen wäre, nicht über die letztn amtlichen Begebenheiten zu sprechen. Außerdem war aber auch Herr von St. Estephe neugierig, von seinem Günstling selber die näheren Umstände zu hören. Als dieser des Briefes erwähnte, welcher ihm von der Marquise von Dedillier anonym zugesandt worden war, und hinzufügte, daß auch Herr le Roy einen solchen empfangen habe, da behauptete der Minister sofort, daß Frau von Dedillier mit diesen beiden Schreiben unbedingt in ganz naher Berührung stehen müsse, da ein Anderer kein Interesse haben könne, den Chevalier zu vernichten. Sie empfinde Furcht, daß er sie, der unzweifelhaft bei der in ihrem Hotel stattgehabten Sterbescene mitgespielt, verrathen würde.

„Ah," sagte Billois plötzlich, „Excellenz sprechen von einer Sterbescene, die gespielt sei, also..."

„Also," unterbrach ihn der Minister, „war die ganze Sache unwahr! Frau von Dedillier ist nicht gestorben; sie lebt!"

„Und jene Leiche?"

„War die einer anderen Person, die man nach näheren Recherchen von einem anderen Kirchhofe entwendet hat. Anfangs glaubte ich, der Todtengräber habe sich durch einige Goldstücke verleiten lassen, seinem Amtseid untreu zu werden. Er ist jedoch ganz unschuldig."

„Aber der Arzt, welcher den Todtenschein unterschrieben —?"

„Hat gleichfalls wieder entlassen werden müssen!"

„Und der deutsche Doctor?"

„Der ehemalige Ehemann der Marquise von Devillier hat zu Protokoll gegeben, daß diese Frau keineswegs berechtigt zur Führung eines so vornehmen Namens sei!"

„Frau von Devillier war also, wenn ich Eure Excellenz richtig verstanden habe, früher die Gattin des Doctor Robert?"

„Ja wol!"

„Nun denn, so würden wir vielleicht durch ihn erfahren können, ob der mir zugestellte Brief von jener Dame herrührt. Er wird genau ihre Handschrift erkennen."

„Ich habe auch schon daran gedacht. Geben Sie mir diesen Brief; ich werde sogleich selber zu ihm fahren. Nachher können wir vielleicht aus dem Poststempel das Quartier entdecken, wo gegenwärtig die liebenswürdige Frau wohnt und werden dann keinen Augenblick anstehen, ihr unsere Aufwartung zu machen."

Monsieur Billois händigte seinem Chef das in Rede stehende Billet ein und dieser entfernte sich wieder, um Herrn Doctor Robert einen Besuch abzustatten.

Dieser Herr ward auch von ihm angetroffen und erklärte auf die ihm vorgelegte Frage mit Bestimmtheit, daß Frau von Devillier Absenderin dieses Briefes sei.

Weiter war jedoch mit dem Schreiben selbst nichts zu beginnen. Es war daraus keineswegs zu ersehen, in welchem Viertel von Paris Frau von Devillier augenblicklich wohne.

„Ich kann Ihnen die Wohnung meiner früheren Gattin nennen!" bemerkte Doctor Robert.

„Wo?"

„Rue St. Honoré Nr. 16."

„Ah!"

„Fragen Sie nach der Herzogin von Auber."

„Ah, die Dame avancirt schnell!" sagte der Minister lächelnd. „Ihre Phantasie ist erfinderisch."

„Also Herzogin von Auber?"

„Ja! Oder auch Graf von Legrange, welchem die Wohnung gehört!"

„Graf von Legrange?" fragte erstaunt Se. Excellenz. „Doch nicht der frühere Kaufmann?"

„Nein! Er ist ebensowenig Graf von Legrange, als jene Frau die Herzogin von Auber ist. Beides sind nur angenommene Namen und Titel."

„Wer ist dieser Graf von Legrange?"

„Der Bankier Allemanier."

„Ah, also auch er steckt dazwischen! Ich haben diesen Allemanier seither für einen Ehrenmann gehalten. Woher aber wissen Sie dies Alles?"

„Ich habe mir einmal die Aufgabe gestellt, alle Intriguen und Niederträchtigkeiten meiner vormaligen Gattin zu vernichten, da ich dieses für die einzige Strafe halte, die ihr meinerseits gebührt! Aus diesem Grunde bemühe ich mich auch stets, ihre Schritte zu belauschen, und nur ein Mal hat sie mich beinahe getäuscht, und zwar, als alle Welt glaubte, sie sei gestorben."

„Aber ich erinnere mich, daß Sie in Ihrem Protokoll ausgesagt, Sie seien von vorn herein überzeugt gewesen, daß sie heuchele."

„Ja, das habe ich gesagt, und es ist die Wahrheit. Als ich indeß zu ihr gerufen wurde, nahm auch ich Anfangs an, sie läge im Sterben, und erst etwa eine Viertelstunde nachher sah ich, daß sie Komödie spiele."

„So aber war es Ihre Pflicht, davon Anzeige zu machen," bemerkte Herr von St. Estephe.

„Nein, denn ich habe keine Pflicht gegen den französischen Staat, sondern nur eine Pflicht gegen mich selbst, und diese Pflicht gebot mir, das Puppenspiel nicht zu unterbrechen, durch welches meine Menschenkenntnisse nur vermehrt werden konnten."

„Und jetzt?"

„Jetzt fällt der Vorhang nieder!" sagte mit einem komischen Pathos der deutsche Doctor.

Der Minister blickte ihn einige Secunden lang befremdend an. Dann murmelte er:

„Seltsamer Mann!"

Obwol diese Bemerkung kaum vernehmbar gesprochen worden, so hatte sie der Doctor dennoch verstanden, mindestens deutete darauf hin eine leichte Verbeugung, die er dem Minister machte.

Einige Minuten später war Doctor Robert wieder allein.

„Ferron ist nicht mehr in Paris," begann er einen Monolog, während er langsam und mit gebeugtem Haupte sein Gemach durchschritt, „und wie es scheint, auf dem Wege nach Calais, um nach London hinüber zu springen. Ich muß zu verhindern suchen, daß nicht auch Helene von Devillier diesen Weg einschlägt, sonst müßte auch ich augenblicklich abreisen, und ich habe hier noch zu viel zu thun. Charles le Roy muß erst mit Antonien vermählt werden, und das erfordert Zeit. In der That weiß ich doch selber nicht, aus welchem Grunde ich mich so sehr für diesen jungen Mann interessire. Vielleicht kommt es daher, daß ich ihn von Kindheit auf gekannt und ihn jeder Zeit seiner vielen Widerwärtigkeiten wegen bemitleidet habe; vielleicht aber ist auch mein Interesse besonders dadurch geweckt, weil derselbe mir in so seltsamer, tollkühner und auffallender Weise zum ersten Male erschien. O, ich weiß es noch sehr gut, als er durch den

Schornstein in die Wohnung meines Freundes Willibald in Berlin kam. Drolliger Junge!

„Ferron ist also fort, und Frau von Debillier wird in's Gefängniß gehen und von dem Herrn von Legrange begleitet werden. Hm . . .

„Diese Strafe ist die Rache des Himmels und der beleidigten Menschheit! Diese Frau ist ein Ungeheuer, ein Teufel! Sie verdient eine weit strengere Strafe! Doch, es wird kommen, auch ohne mein Zuthun!"

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ueberraschungen.

Dem Herrn Allemanier war es nicht so gleichgiltig, wie es im ersten Augenblick den Anschein hatte, daß der arme Polizist von ihm getödtet worden war. Als er den Leichnam in das Seitengemach geschleppt und die Blutflecke von den Dielen des Zimmers fortgebracht hatte, ließ er sich auf ein Sopha nieder und verharrte in düstrem, unheimlichem, zusammendrückendem Schweigen.

Aus der Beschuldigung, welche Frau von Debillier gegen ihn hervor gebracht, haben wir erfahren, daß dieser Mord nicht sein erster gewesen, daß vielmehr früher mit seinem Zuthun ein junges Mädchen verschwunden, von dessen fernerem Verbleib man nicht die geringsten Nachrichten hatte.

Welche Bewandtniß es mit diesem verschwundenen jungen Mädchen gehabt, haben wir nie in Erfahrung bringen können, und da diese Angelegenheit gerichtlicher Seite nie zur Sprache

gebracht wurde, so läßt sich überhaupt nicht entschieden behaupten, daß Monsieur Allemanier ihr Mörder gewesen. Freilich wird man unwillkürlich gezwungen sein, daran zu glauben, wenn man bedenkt, wie rasch und auffallend der Bankier erbleichte, als ihm dieses Faktum vorgehalten wurde; allein beschwören läßt es sich doch nun wol nicht, und da dieser Fall mit unserer Geschichte in keinem Zusammenhange steht, so wollen wir ruhig darüber fortgehen und seiner nicht weiter gedenken.

Hat Monsieur Allemanier auch diesen Mord auf seinem Gewissen, so wird ihm da oben auch die gerechte Strafe dafür treffen.

Herr Allemanier war, wie wir bereits Anfangs dieses Kapitels berichtet, in ein tiefes, unheimliches Schweigen versunken, und es schien, als bereue er jetzt, was geschehen. Zwar beschwichtigte er seine innere Stimme dadurch, daß er behauptete, er habe den Mann nicht erstochen, sondern er sei selbst in seinen Dolch gelaufen, allein diese jesuitische Entschuldigung wollte nicht lange stichhaltig bleiben. Eine andre Stimme sagte ihm, daß er den Dolch nicht hätte vorhalten müssen, denn wenn er denselben in seiner Tasche gelassen, würde der Beamte noch am Leben sich befinden.

Diesen innerlichen Streit und Widerstreit konnte man aus seinem Munde nicht vernehmen, aber seine offenen, eine ganze Hölle verbergenden Augen sprachen deutlicher, als es je der Mund hätte thun können.

Indeß, plötzlich bekommt auch der Letztere Leben und Bewegung. Er murmelt:

„Und die Kinder! Die Frau!“

Dann schweigt er wieder und fällt abermals seiner vorigen Unbeweglichkeit anheim.

Auf ein Mal schlägt er mit der Faust auf das Polster des Sopha's, auf dem er sitzt; die Sprungfedern gaben dadurch einen jammernden, klagenden, gleichsam schmerzensreichen Ton von

sich. Monsieur Allemanier achtet nicht darauf, sondern donnert mit gewaltiger, brüllender Stimme:

„Kann ich dafür?"

Und wieder sinkt er zurück gegen die Lehne des Sopha's. Seine Augen irren zitternd von einem Gegenstande zum andern; überall wendet er sie wieder fort, denn von überall scheint ihm der Ruf „Mörder!" entgegen zu tönen! Ueberall glaubt er die bleichen, verzerrten und blutig gefärbten Züge und die klaffende Wunde seines Opfers zu sehen!

Fast überwältigt von dem ungeheuren, ihn beinahe zermalmelnden Schmerz schließt er endlich die Augen. Er will die scheußlichen, hohnlachenden Gestalten, womit das Zimmer überfüllt zu sein scheint, nicht mehr sehen! Er will seine Augen nicht mehr öffnen; er will schlafen, sterben, wenn's sein kann! Ja, sterben, sterben möchte er, und dennoch hat er nicht den Muth, den Dolch, der das Leben jenes unglücklichen Familienvaters geendet, in die eigene Brust zu stoßen.

Da rückt die kolossale Wanduhr an, um den Ablauf der letzten Stunde anzuzeigen. Er hört es nicht; als sie aber beginnt, ihre klangvollen, feierlichen Töne erschallen zu lassen, da springt er entsetzt empor und schreit:

„Verfluchte Uhr! Auch sie höhnt! Auch sie will mich an meine That erinnern! Muß ich denn überall nur Mord sehen und Mord hören?!"

Und mit übermäßiger Anstrengung reißt er die Uhr zur Erde und schlägt mit Fäusten darauf, als ob dieses unschuldige Kunstwerk ein thierisches Gefühl hätte. Er schlägt noch immer und seine Hände bluten schon fast an allen Fingern, aber er empfindet keinen Schmerz daran, denn der Schmerz seiner Seele ist größer, gewaltiger!

Nach etwa einer Viertelstunde ist er etwas ruhiger geworden. Er hat seinen vorigen Platz auf dem Sopha von Neuem eingenommen und sinkt abermals in gedankenlosen Stumpfsinn.

Aber nicht lange verharrt er in dieser Ruhe. Wiederum wird er von seinem quälenden, marternden Gewissen empor geschnellt. Er stürzt sich mit dem Kopf gegen die Wand und springt vor unnenbarem Schmerz mehre Schritte zurück. Er fährt mit der Hand über die Stirn, als wolle er prüfen, ob dieselbe blute. Nein, sie blutete nicht, aber trocken war sie auch nicht. Ein klebriger Schweiß, durch die entsetzlichste Angst hervor gerufen, bedeckte ihre Fläche. — Er schaudert, denn sicherlich glaubt er, es sei Blut, und Blut hat heute für ihn etwas Entsetzliches, Grausenerregendes. Indeß werden seine Hände nicht roth gefärbt, es ist also nicht Blut. Mit mehr Ruhe will er sich wieder nach dem Sopha begeben, da . . .

Mit einem Schrei der Ueberraschung taumelt er rückwärts gegen die Wand und heftet seine glühenden Augen auf eine Dame, die inmitten des Gemaches steht, ruhig und erhabend, lächelnd wie eine Siegerin.

„Was . . . was . . .“ stottert er endlich unter mühevoller Last hervor.

„Was ich will?“ fragt die Dame mit einer gewinnenden und dennoch abstoßenden, vernichtenden Freundlichkeit.

„Ja . . . ja . . . Was wollen Sie?“

„Hm, welche Frage!“ sagt die Vorige wegwerfender Weise.

„Kann ich nicht fragen?“ schreit der kranke Bankier, ohne jedoch sich der Dame zu nähern.

„Doch,“ versetzt sie ruhig und hoheitsvoll, wie eine Herzogin. „Ja, Sie können fragen! Das kann Jeder!“

„Nun?“

„Nun?“

„Sie sagten aber: welche Frage! Was soll das heißen?“

„Lieber Allemanier, Sie sind krank und wie ich glaube, sogar sehr gefährlich! Würden Sie nicht die Güte haben, Sich zur Ader zu lassen.“

In dieser liebevoll sein sollenden Aufforderung lag unver-

kennbar ein so empfindlicher und beleidigender Hohn, daß Herr Allemanier jetzt wirklich mehre Schritte auf die Dame zutrat und fragte:

„Was soll das heißen? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ah," rief sie, ebenso viele Schritte zurückgehend, wie sich ihr Jener genähert hatte, „ich begreife . . ."

„Was begreifen Sie?" fuhr er heftig auf.

„Daß Sie bereits zur Ader gelassen sind."

„Ich?"

„Ja!"

„Madame!"

„Nun, sehe ich denn nicht Blut an Ihren Händen?! Sie haben die Binde verloren und das Blut ist bis zu den Händen hervorgequollen. Oder wollen Sie mir einreden, dies sei kein Blut . . .?"

„Blut?!" rief Monsieur Allemanier heftig erschüttert und zu Boden gedrückt. „Sie sagen, Sie sähen Blut?! Ich sage Ihnen aber, Sie sehen keins! Sie sind im Irrthum! Es ist kein Blut hier! Nein, nein, kein Blut!"

Der in diesem Moment unbedingt geisteskranke Bankier gab sich nicht ein Mal die Mühe, seine Hände zu betrachten; er glaubte unzweifelhaft, die Dame spiele auf die Ermordung des Polizeibeamten an und habe irgend ein Blutfleckchen an seiner Kleidung entdeckt, obwol er vor kaum einer halben Stunde erst der vollen Ueberzeugung war, daß er sich vollständig gereinigt habe.

Daß er seine Hände sich verwundet und blutend gemacht hatte, wußte er gar nicht. Er empfand, wie wir schon früher bemerkten, nicht den geringsten Schmerz, da der Schmerz seines Innern den äußern übertäubte.

Einen Blick des Bedauerns auf Allemanier heftend, sagte die Dame:

„Sie sind krank, mein guter, lieber Freund! Legen Sie Sich nieder! Ich will Sie pflegen! Es ist meine Schuldigkeit!"

„Sie wollen mich pflegen?"

„Ja!"

„Ach, gehen Sie doch! Sie sind nie meine Freundin gewesen!"

Diese Worte, mit mehr Vernunft, als bisher gesprochen, bewiesen, daß der Bankier nahe daran war, von dem Wege des Wahnsinnes zurückzukehren.

Die Dame näherte sich ihm mit vieler Herzlichkeit im Gesicht, und indem sie ihn zärtlich und innig zum Sopha zu führen bemüht war, sprach sie:

„Die Marquise von Debillier, sagen Sie, wäre nie Ihre Freundin gewesen? O, Allemanier, das ist ein sehr hartes Urtheil, härter als eine fünfjährige Galeerenstrafe!"

„Galeerenstrafe?" sagte er. „Was wollen sie mit der Galeerenstrafe?"

„Ach, lassen wir das," entgegnete die Dame abbrechend. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen eine Angelegenheit zu besprechen, die keinen Aufschub erleiden kann, sonst würde ich gewartet haben, bis Sie zu mir kamen. Nun, wie ist's, kann ich beginnen?"

Der Bankier sah sie groß an und antwortete dann mit einem lauten Ja.

„Indeß," fuhr Frau von Debillier liebevoll fort, „wollen wir nicht erst Ihren Arm verbinden? Sie bluten Sich sonst todt, und was sollte ich dann wol machen? Ohne Sie ist das Leben für mich eine Einöde!"

Längst war Frau von Debillier auf die Vermuthung gerathen, daß hier bei ihrem Freunde etwas ganz Ungewöhnliches sich zugetragen habe, und da ihr von früher bekannt, daß nur Freundlichkeit im Stande sei, ihm seine Geheimnisse zu entlocken, so gab sie sich eine lobenswerthe Mühe, freundlicher und liebevoller, denn je zu sein.

Ihre nur scheinbare Theilnahme nahm Herr Allemanier für wahr. Er reichte ihr seine linke, weniger blutende Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen für Ihre unendliche Liebe, Madame! und seien Sie versichert, daß ich dieselbe niemals vergessen werde. Unser beiderseitiges Geschick ist ja ohnehin so eng miteinander verbunden, daß wenn der Eine untergeht, der Andre nicht stehen bleiben kann!"

„Sehr wahr, Monsieur!" versetzte Frau von Devillier, die dargereichte Hand ihres Freundes erfassend und innig drückend.

Eine auffallende Veränderung war, seitdem die Dame bei Monsieur Allemanier sich befand, mit demselben vorgegangen. Offenbar kam dies daher, daß derselbe fühlte, nicht mehr allein zu sein, und das liebevolle Entgegenkommen der Dame gab ihm die Hoffnung, daß er abermals in ihr einen Beistand finden würde, obwol er vor wenigen Stunden noch die Absicht hatte, sie von Paris zu treiben.

Hieraus erhellt wiederum, wie so oft auch im alltäglichen Leben, daß man selbst den unbedeutendsten Menschen nicht mit Füßen von sich stoßen darf, da man niemals weiß, ob man demselben nicht auf einem andern Wege von Neuem zu begegnen gezwungen ist. Jeder Mensch kann uns Nachtheil, jeder Vortheil bringen.

„Ich habe mir nicht eine Ader öffnen lassen," fuhr der Bankier jetzt mit weit größerer Ruhe fort; „nein! das wäre thöricht!"

„Aber das Blut?" fragte die Marquise, während ihr scheinbar ruhiges Auge lauernd auf dem Antlitz des Bankiers ruhete, um jede Bewegung desselben zu erkennen.

Ein leichtes Beben befiel seinen Körper. Frau von Devillier hatte es bemerkt. Mit einem verführerischen Lächeln wiederholte sie die vorige Frage:

„Aber das Blut?"

Der Bankier lächelte jetzt ebenfalls.

„Sie haben Recht; ja, das Blut . . .“

Er stockte. Die Marquise saß wie auf der Folter, schlimmer, als das! denn sie durfte, wenn sie Etwas erfahren wollte, von ihrer inneren Aufregung sich Nichts merken lassen; sie mußte lächeln nach wie vor, und inniger und herzlicher, freundlicher und zutraulicher sein, denn je! Sie berührte mit ihrer weißen zarten Hand sein bärtiges Kinn und mit der Schmeichelei einer Circe, die sie dem Bankier gegenüber auch war, bat sie:

„Sagen Sie es mir, Freund! Ich werde zu helfen wissen! Wir Frauen verstehen es so gut, Balsam in das verwundete Herz zu tröpfeln. Also . . .“

Der Bankier lachte laut auf. Er hatte die Falle erkannt, die ihm gestellt worden; aber er sah auch, daß man ranzigen Speck zur Lockspeise verwendete, und davon war er kein Freund.

„Wie neugierig Sie wieder sind,“ entgegnete er heiter, obgleich es in seinem Herzen schwarz und finster aussah. „Ich schäme mich, es Ihnen zu sagen.“

„Warum? Zwischen Freunden . . .“

„Eben, weil wir Freunde sind . . .“

„In der That, Sie werden unverständlich,“ sagte die Marquise von Devillier.

„Ich habe freilich meist nur in Ihrem Interesse gehandelt!“ bemerkte Allemanier mehr zu sich selbst, als zu der Dame.

„Nun?“

„Gut, ich werde wieder Vertrauen zu Ihnen haben!“

Ein freudiger, Befriedigung ausdrückender Blitz ihrer Augen gab Kunde von der Erregung, welche ihr hochklopfendes Herz empfand.

„Ich werde wieder Vertrauen zu Ihnen haben,“ hatte der Bankier gesagt und fügte jetzt hinzu: „Kennen Sie Monsieur Frederic?“

Eine flüchtige Blässe zog über das Gesicht der Marquise.

„Ja!" antwortete sie; „ich kenne dieses Scheusal!"

„Eine treffende Bezeichnung! Ja, er ist ein Scheusal... Denken Sie Sich, meine liebe Helene, dieser Mensch kam heute zu mir, mich zu veranlassen, Sie zu verrathen."

„Mich?" fragte die Vorige lächelnd. „Nicht möglich!"

„Doch! Er sagte mir, Sie hätten ihn gedungen, mich zu ermorden!"

„Das hat er gesagt?" fuhr die Dame zornig empor.

„Aber," fuhr der Bankier fort, „er könne es nicht über sich gewinnen, diesen Befehl zu erfüllen, weil er schon zu Viel von mir empfangen habe, von Ihnen aber noch nie bezahlt worden sei!"

„Abscheulicher Mensch, das!" rief Frau von Devillier, indem sie zornig mit den Füßen stampfte. „O, wenn ich ihn hier hätte, ich würde ihn mit eigener Hand ermorden!"

„Das würden Sie nicht thun!" versetzte Jener geringschätzend.

„Nicht?"

„Nein!"

„Ich sage Ihnen, ich würde es thun."

„Geben Sie mir das schriftlich?"

„Wozu?" fragte sie mißtrauisch.

„Um Sie zu retten."

„Mich zu retten?"

„Ja!"

„Erklären Sie mir das deutlicher."

„Er will zu Ihnen gehen, um Sie zu tödten. Zeige ich ihm nun jedoch Ihre schriftliche Erklärung, so wird ihn die Furcht verhindern, seine Absicht auszuführen, und ich habe die hohe Freude, meiner lieben und treuen Freundin das Leben gerettet zu haben!"

„Sie wollen mich hintergehen!" bemerkte die Dame nach kurzem Nachdenken. „Weshalb sollte dieser Frederic mich wol ermorden wollen? Nein, Sie wollen mich betrügen, Allemanier!

Sie wollen irgend etwas von mir in Händen haben, um mich vernichten zu können! Und das ist fürwahr nicht hübsch von Ihnen."

Bei den letzten Worten legte sie ihren Kopf in die Höhlung ihrer Hände und weinte bitterliche Thränen. Monsieur Allemanier fühlte kein Mitleid mit ihr; im Gegentheil, er hatte große Lust, sie mit einem Faustschlage zu Boden zu stürzen. Wenn man ein Mal ein Mörder ist, kommt es nicht darauf an, ob man Einem oder ihrer Zwei das Lebenslicht ausgeblasen. Also dachte auch der ehrenwerthe Bankier und sicherlich hätte er schnell seinen Entschluß zur Ausführung gebracht, wenn er nicht noch bei Zeiten gewahr geworden wäre, daß die Marquise zwischen den Fingern ihrer Hände hindurch blinzelte, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Thränen auf den langjährigen Freund hervor zu bringen im Stande seien. Demgemäß änderte er rasch seine Absicht. Er bog sich zu ihr nieder, versuchte ihren Kopf in die Höhe zu bringen und sagte:

„Wie können Sie nur denken, daß ich Sie hintergehen will! Niemals bin ich entfernter davon gewesen, als grade heute! Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich Sie retten will, nichts weiter . . ."

„Mit einem solchen Dokumente —?"

„Ja, wol!"

„Ach, gehen Sie! Vielleicht haben Sie den Frederic selber ermordet! Das Blut an Ihren Händen. Hu . . . hu . . ."

Monsieur Allemanier verlor keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Er reichte ihr seine beiden Hände dar, auf daß sie sich überzeuge, daß dieselben nicht von dem Blute eines Andren, sondern von seinem eigenen gefärbt seien.

„Im Uebrigen," bemerkte er weiter, „würde eine solche Erklärung, wie ich sie von Ihnen in Ihrem eigenen Interesse verlange, noch Nichts gegen Sie beweisen."

„Mindestens aber mich in das Gefängniß bringen!"

„Auch ohne dieses Schriftstück würden Sie dahin kommen, wenn die Polizei Ihrer habhaft werden könnte.“

„In der That, Sie haben Recht!“

„Nun, so werden Sie also schreiben?“

„Ja!“

Der Bankier zeigte bei der Herbeischaffung der Schreibmaterialien eine so auffallende Eile, daß Frau von Debillier augenblicklich beschloß, seinem Wunsche die Erfüllung zu versagen, zumal da sie jetzt auch die umgestürzte Wanduhr gewahr wurde, durch welche sie auf ganz besondere Vermuthungen oder Befürchtungen gerieth.

„Nein!“ sprach sie plötzlich und mit Entschiedenheit. „Ich werde es nicht thun! Bei Gott, nein! ich werde es nicht thun!“

Eine merkwürdige Veränderung entfaltete sich in dem Antlitz des Bankiers. So nahe seinem Ziele und so gewaltsam wieder zurück geschleudert, konnte ihn nur auf das Empfindlichste berühren. Seine Augen, weit aufgerissen und schrecklich anzuschauen, ruhten centnerschwer auf der Marquise, die jedoch dadurch keineswegs sich erschrocken und entmuthigt zeigte.

„Nein!“ sagte sie einlenkend, „ich habe mich entschlossen, es nicht zu thun. Steht es einmal im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich durch die Hand eines Mörders fallen soll, nun, dann werde ich sicherlich auf keine andre Art sterben und wenn ich auch noch so viele Vorsicht anwende! Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Allemanier?“

Die Ruhe, mit welcher Frau von Debillier sprach, imponirte dem Bankier dergestalt, daß er sich außer Stande fühlte, für den Augenblick auch nur ein Wort zu erwidern. Er stand, die Schreibmaterialien noch immer in seiner Hand, wie angewurzelt vor ihr.

„Nun, was blicken Sie mich so furchtbar an?“ fragte sie mit einer Miene, welche, dem Aeußern nach, lächelnd sein sollte,

doch nur sehr mangelhaft eine Angst verbarg, die an ihrem Herzen nagte.

„Warum ich Sie so furchtbar anblicke?“ lautete die Gegenfrage von Allemanier.

„Ja!“

„I, nun,“ entgegnete Jener langsam, „ich bewundere Ihren Heroismus! Ihr Leben hängt nur an einem seidenen Fädchen, Sie sind im Stande, das Zerreißen dieses Fadens zu verhüten, und Sie thun es nicht. In Wahrheit, Sie besitzen mehr Muth, als einer Frau gebührt!“

Frau von Devillier lachte.

„Ja, Sie haben Recht: ich besitze mehr Muth, als man sonst bei einer Frau vorzufinden gewöhnt ist. Aber, was wollen Sie! Der Umgang mit Menschen, wie der Chevalier von Ferron, auch selbst, wie Sie, stählt eine sonst schwache Frau.“

„Wie ich?“ unterbrach mit schneidender Ironie der Bankier und ging einen Schritt auf sie zu.

„Nun, ja! Glauben Sie denn nicht, daß ich weiß, wie Sie jenes junge Mädchen, von dem ich Ihnen schon ein Mal zu erzählen mir erlaubte, erwürgt haben?“

„Wieder dieses Mädchen!“ murmelte der Vorige dumpf grollend vor sich hin.

„Glauben Sie ferner nicht, daß es mir kein Geheimniß ist, wie der Polizei-Agent Frederic durch Ihre Hand umgekommen ist?“

Monsieur Allemanier fuhr erschüttert zusammen. Dies dauerte jedoch nur ungefähr eine halbe Sekunde; in der zweiten Hälfte dieser Sekunde schon hatte er den Entschluß gefaßt, die Frau Marquise dem Polizei-Agenten nachzusenden.

Indeß war dies nicht so leicht in Ausführung zu bringen. Madame de Devillier war eine Frau, welche, wenn sie ein Mal ein gefährliches Terrain betreten, auch nicht ohne Muth, Geistesgegenwart, Ueberlegenheit, ja, selbst nicht ohne Waffen war.

Auch heute, wo sie noch nicht wissen konnte, welche Scene sich zwischen ihr und dem Bankier entwickeln würde, hatte sie einen Dolch zu sich genommen, weil sie auf alle Eventualitäten vorbereitet sein wollte. Leicht konnte ihr ein Polizeibeamter begegnen und sie erkennen, denn ihr Portrait hatte Jeder, der zu der Fahne der Polizei geschworen, als Daguerreotyp in der Tasche, und sie wußte, daß im Geheimen auf ihre Verhaftung eine Belohnung von Zweihundert Franken gesetzt worden war.

Doch abgesehen davon, war ihr auch hinlänglich bekannt geworden, daß Allemanier ihr Freund nicht mehr sei, und daß sie ihm gegenüber gleichfalls auf ihrer Hut sein müsse. Das waren die beiden Gründe, weshalb sie heute mit einem Dolche erschienen war.

Frau von Devillier war von ihrem Platze aufgestanden, als sie die Veränderung in dem ganzen Wesen ihres vis à vis bemerkte, und langsam und ruhig ihre Waffe hervorlangend, sprach sie:

„Mein Herr! verkennen wir uns nicht! Es dürfte für beide Theile von üblen Folgen sein."

„Ha!" rief der Bankier und warf zornig Papier, Dinte und Feder zu Boden, „was wollen Sie?"

„Mich vertheidigen!" hieß die lakonische Antwort der Dame.

„Wer will Ihnen Etwas thun?"

„Sie!"

„Ich . . .? Nun, meiner Treu! wenn das nicht komisch ist, dann weiß ich fürwahr nicht, was zu dem Komischen gerechnet werden darf! Ich, Madame! ich will Ihnen Etwas thun?"

Bei den letzten Worten trat er ihr einen Schritt näher. Seine Stirn hatte sich in Falten gelegt und das ganze Aussehen seines Antlitzes hatte etwas Hartes, Eisernes, Unerbittliches.

„Bleiben Sie ruhig stehen, mein Herr!" bemerkte die Dame mit unveränderter Haltung. „Ich weiß, Sie wollen mich überlisten, allein es wird Ihnen nicht gelingen! Mein Dolch lächelt

Ihnen entgegen, wie ehedem mein Mund Ihnen entgegen lächelte; mein Dolch aber wird Sie verwunden, wie es mein Mund nicht gethan! Mein Dolch wird Sie vielleicht tödten, was meinem Munde niemals möglich hätte werden können! Hüten Sie Sich, mir zu nahe zu kommen! Nicht ich werde Ihre Mörderin sein, sondern mein Dolch! Nicht meine Hand wird diesen Dolch in Ihre Brust stoßen, sondern Ihre Brust wird sich dem Dolch entgegen stoßen!"

Eine eisige Kälte überlief den Bankier. Das Nämliche, was Frau von Devillier mit ihm machen zu wollen erklärte, hatte er vor kaum zwei Stunden mit dem Polizei-Agenten Frederic gethan. Sollte die Drohung der Marquise nur ein Hohn auf seine letzte That sein? Würde sie ihm wirklich den Dolch entgegen halten? Und würde er wirklich sterben, wie Frederic gestorben ist?

Das Alles waren Fragen, die kein Andrer als Gott hätte beantworten können und Gott ist fern von allen Verbrechern.

Monsieur Allemanier lehnte sich todtbleich gegen einen Tisch, ohne zu bedenken, daß dieser Tisch mit messingenen Rädern an seinen Füßen ausgerüstet war, also nicht stehen bleiben, sondern fort rollen würde.

Und so war es auch. Kaum hatte sich der Bankier seiner als Stützpunkt bedient, als er nachgab, der ehrenwerthe Herr das Gleichgewicht verlor und hintenüber zu Boden fiel. Frau von Devillier lachte laut auf und begleitete ihr Lachen mit einer trivialen Bemerkung, die, wie der Feuerfunken den Zunder, den Zorn des Bankiers zur vollen Glut anfachte.

„Madame!" schrie er, sich heftig empor richtend. „Sie lachen?!"

„Nun, meiner Treu! soll ich etwa weinen? Soll ich Sie bedauern wegen des Unfalls, von dem Sie betroffen? Nein, nein! das kann ich nicht."

Drohend und furchtbar trat Jener auf sie zu. Frau von Devillier schien verloren, denn Monsieur Allemanier war in

diesem Augenblick Alles zuzutrauen. Dennoch blieb sie wie eine Königin vor ihm stehen und man sah ihr nicht im Geringsten die Angst an, die in ihrem Innern in diesem Augenblick die herrschende Empfindung war.

„Sie lachen?“ wiederholte der Bankier mit grabesdumpfer Stimme. „Warum? Ich frage Sie: warum Sie lachen?“

„Nehmen Sie Sich in Acht, mein Herr!“ versetzte die Marquise, „daß Sie nicht meinem Dolche zu nahe kommen! Nicht nur daß er scharf und spitz ist, sondern er ist noch obenein vergiftet.“

„Sie sind also hierher gekommen, um mich zu tödten?“

„Ich bin hierher gekommen, um mich zu vertheidigen!“

„Ha, ha!“ lachte Jener heftig. „Sehr schön! Sie kommt hierher, sich zu vertheidigen! Sie müssen doch erst angegriffen werden, und wer greift Sie denn an?“

„Seit einigen Wochen stehen Sie mir fortwährend feindlich gegenüber!“

„Ja, ich bin Ihr Feind, weil ...“

„Halt!“ rief plötzlich die Marquise, indem sie den Athem zurückhielt. „Was ist das?“

„Hören Sie Etwas?“

„Ja, wol!“

„Was hören Sie?“

Die Charaktere der beiden Personen hatten sich mittler Weile vollständig verändert. Soeben zeigten dieselben noch eine außerordentliche Gehässigkeit und Gereiztheit, während sie jetzt eine ebenso große Besorgniß an den Tag legten.

Die Dame hatte auf die letzte Frage des Bankiers nicht geantwortet, aber sie hatte ihren ganzen Oberkörper nach der Zimmerthür hingeneigt und horchte. Jetzt sagte sie mit einer entsetzlichen, eisernen Ruhe:

„Es scheint, als würden Sie Besuch von einigen Polizeibeamten empfangen.“

Monsieur Allemanier blickte sie groß an.

„Daran können nur Sie Schuld sein!“ sagte er leise, aber zornig.

„Wer hieran Schuld ist, darauf kommt es augenblicklich gar nicht an,“ versetzte sie unter großer Geistesgegenwart. „Jetzt handelt es sich vorzugsweise um unsere beiderseitige Sicherheit!“

„Sicherheit!“ sagte wegwerfender Weise der Bankier.

„Ja, unsere beiderseitige Sicherheit; denn werde ich hier bei Ihnen gesehen, dann sind Sie verloren! Sehen Sie das ein?“

„Leider!“

„Also?“

„Also?“

„Ich werde schnell in dieses Kabinet mich begeben.“

Schon machte sie Miene, diesen ihren Entschluß in Ausführung zu bringen; da vertrat ihr Allemanier den Weg und sagte:

„Nicht dahin!“

„Warum nicht?“

„Weil Sie von dort aus nicht entfliehen können. Das Zimmer hat keinen Ausgang. Gehen Sie in dieses hier, das führt Sie in's Freie.“

Indeß war keine Zeit zum Ueberlegen mehr vorhanden. Die Schritte, welche die Aufmerksamkeit der Marquise erregt hatten, waren immer näher gekommen und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß in spätestens zwei, drei Minuten Fremde das Zimmer betreten haben würden, wenn es überhaupt ihre Absicht war, den Herrn Bankier einen Besuch abzustatten.

Frau von Dedillier, welche von Anfang an ihre besondere Aufmerksamkeit dem Zimmer zugewendet hatte, in das sie jetzt einzutreten entschlossen war, weil grade vor dessen Thür einige dunkle Flecke auf den Dielen ihre Augen auf sich gelenkt hatten, die sie für Blut zu halten sich für vollständig berechtigt ansah; Frau von Dedillier ließ sich von Allemanier nicht zurückhalten,

vielmehr zeigte sie ihm mit einer vielsagenden Geberde ihren Dolch und trat dann rasch hinein.

Dem Bankier war es nicht mehr vergönnt, ihr nachzueilen; denn schon eine Viertelsekunde darauf klopfte man gegen seine Thür. Das übliche Herein zu sprechen war er nicht im Stande. Die Leute da draußen aber warteten auch nicht auf dies Herein, sondern öffneten unmittelbar nach dem Klopfen die Thür.

Monsieur Allemanier hatte sich von seinem Schrecken, der ihm dadurch geworden, daß Frau von Debillier grade in dasjenige Zimmer eilte, in welches er kurz zuvor den entseelten Körper des Polizei-Agenten Frederic spedirt hatte, noch nicht zur Hälfte erholt, als er schon einen neuen zu bestehen hatte.

Die erschienenen Personen waren in der That Beamte des Polizei-Instituts. Herrn von St. Estephe waren von Doktor Julius Robert, wie wir wissen, die umfassendsten Mittheilungen in Bezug auf Frau von Debillier und dem Bankier gemacht, ihm auch Rue St. Honoré 16 als derjenige Ort bezeichnet worden, wo er Beide antreffen und Herrn Allemanier als Graf von Legrange finden würde.

Für einen geübten Polizisten genügten diese Andeutungen, mit aller Vorsicht und Energie einzuschreiten. Herr von St. Estephe sah ein, daß er es hier mit sehr gefährlichen und gewandten Menschen zu thun habe, die um so gefährlicher waren, als sie in der Gesellschaft eine Rolle spielten, die vornehm und achtunggebietend war.

Durch den Bericht des deutschen Doktors trat die ganze Angelegenheit in ein neues Stadium; denn man erkannte, daß dieselbe weit verzweigt sei und man auch auf andere Personen sein Augenmerk zu richten habe.

Der Minister beauftragte, da Monsieur Billois dienstuntauglich schien, einen andern Polizeilieutenant, den Bankier Allemanier in der Rue St. Honoré 16 und alle bei ihm sich aufhaltende Personen zu verhaften, und insofern man ihn daselbst

nicht finden würde, in seiner andren Wohnung die Prozedur mit ihm auszuführen.

Monsieur Allemanier wurde in der Rue St. Honoré 16 nicht angetroffen. Auch die Marquise von Devillier nicht, von der übrigens der Portier behauptete, sie gar nicht zu kennen. Es wohne zwar eine vornehme Dame in dem von dem Grafen von Legrange gemietheten Logis, dieselbe sei indeß die Herzogin von Auber. Daß diese mit der Marquise identisch sei, wie der Graf von Legrange mit Monsieur Allemanier identisch war, daran zweifelte der geschickte Polizist keinen Augenblick. Ohne sich länger in der Rue St. Honoré aufzuhalten, begab er sich in das wirkliche Quartier des Bankiers, hoffend, dort auch der Frau Herzogin zu begegnen.

Die gnädige Frau war jedoch eine sehr aufmerksam lauschende und eine sehr schlaue Person. Sie hörte das Näherkommen ihrer Verfolger und hatte bereits das Zimmer verlassen, als Jene erschienen.

Monsieur Allemanier stand unter dem Einfluß eines doppelten Schreckes. Er war im ersten Moment unfähig, irgend Etwas zu thun; ja, er konnte nicht einmal seinen Blick zu den Eingetretenen empor heben. Er war auf ein Sopha niedergesunken und sein Haupt neigte sich auf seine Brust herab.

Der Polizeilieutenant begrüßte ihn nicht höflich und zuvorkommend, doch ernst und bescheiden. Dieser Gruß ward von ihm nicht erwidert. Aber er richtete seinen Kopf empor und blickte mit der entsetzlichsten Angst auf den Beamten.

„Monsieur Allemanier," begann derselbe, „können Sie mir Auskunft ertheilen, wo ich den Herrn Grafen von Legrange zu finden vermag?"

Der Bankier stotterte einige unverständliche Worte hervor und gab sich Mühe aufzustehen, was ihm indeß nicht gelang. Sein Körper schien alle Elastizität verloren zu haben.

„Der Graf von Legrange?" wiederholte der Vorige. „Kennen Sie ihn nicht?"

„Nein!" kreischte Allemanier in wahnsinniger Hast auf, während der Angstschweiß in dicken Tropfen von seiner Stirn herabfiel. „Nein! ich kenne ihn nicht!"

„Und die Herzogin von Auber?"

„Auch nicht! auch nicht!"

Der Beamte lächelte.

„Sehr schön," sagte er; „so werden Sie mir aber sagen können, wo die Frau Marquise von Dedillier in diesem Augenblick sich befindet?"

„Dedillier?" murmelte der arme, gemarterte, entsetzlich leidende Mann. „Dedillier . . . Dedillier . . . Ja, ja!" brüllte er plötzlich mit donnerähnlicher Stimme und sprang wie ein Wahnsinniger empor. „Ja, ja!" schrie er noch ein Mal und stellte sich dicht vor den Beamten, der mittler Weile von seiner Sicherheit viel eingebüßt hatte und offenbar ängstlich geworden war. „Ja, ja! Die Dedillier ist ein Scheusal, mein Herr! Ein Scheusal ist sie!"

Der Lieutenant zwang seinen Mund zu einem abermaligen Lächeln.

„Sehr schön!" sagte er. „Und wo kann ich dieses Scheusal finden?"

„Wo? Ja, das weiß ich nicht!" versetzte Allemanier mit einer so widerlichen Lache, daß die Beamten einander mit scheuen Blicken betrachteten.

„Sie wissen es nicht?" forschte der Lieutenant gespannt weiter.

„Nein!"

Einige Sekunden lang ruhte das Auge des Beamten auf Monsieur Allemanier. Darnach sprach er:

„Mein Herr, die Frau Marquise von Dedillier ist bei Ihnen!"

„Bei mir?“ fragte Allemanier.

„Ja, wol!“

„Hm . . . Das ist möglich!“

„Wo ist sie?“

„Hören Sie,“ sagte der Bankier mit plötzlich ganz verändertem Betragen. „Sie können Recht haben! Ja! Ich erinnere mich der Dame! Ja! Sie war heute hier . . . Hm . . . hm . . . Meine Gedanken . . . Ja, ja! . . . Sie war hier . . .“

Darauf versank er wiederum in ein dumpfes Schweigen.

„Ich glaube, der Mann ist total verrückt!“ murmelte der Lieutenant.

„Verrückt?! Verrückt?!“ fuhr Jener heftig empor. „Wer spricht hier von Verrücktheit?! Wer? Wer? . . . O,“ fügte er mit inhaltslosem Lächeln hinzu, indem er den Lieutenant betrachtete, „da sind Sie ja, mein lieber Frederic! Hat Sie die Devillier nicht erdolcht? Ah, Sie müssen gewaltig schlau zu Werke gegangen sein! Die Marquise ist ein Satan!“

Der Lieutenant nickte mit dem Kopfe, als ob er ihm beistimme und von ihm die Fortsetzung seiner Erzählung verlange.

„Ja, ein Satan!“ sprach der Vorige weiter. „Sie hat Sie tödten wollen. Da . . . da . . .“

Seine hierauf folgende Bewegungen mit der Hand, die auf die Thür deutete, hinter welcher die Marquise verschwunden war, beachtend, gab der Lieutenant Befehl, dieses Zimmer zu untersuchen. Einige seiner Untergebenen öffneten die Thür und traten hinein, kamen aber sofort schreckenbleich zurück.

„Was ist?“ fragte der Lieutenant, indem er nach dem Gemach sich begab. „Ha!“ rief er, „Frederic ermordet! Allons!“ fuhr er fort, auf Allemanier deutend, „führt ihn ab!“

„Frederic ist ermordet, nicht wahr?“ fragte Dieser mit auffallender Ruhe. „Ah, ich wußte es! Die Marquise von Devillier ist ein Satan!“

„Und Sie," donnerte ihm der Beamte entgegen, „und Sie sind ein Scheusal!"

„Ha, ha!" lachte Allemanier; „sehr gut!"

„Fort!" befahl der Lieutenant.

„Die Marquise?" fragte der Bankier.

„Fort! Fort!"

Die Marquise von Devillier ist fort?" fragte Jener noch ein Mal, während er sich sträubte, sich von den Beamten der Polizei abführen zu lassen. „Nein, sage ich Ihnen! Nein, sie kann nicht fort sein! Das Kabinet hat keinen Ausgang ... Sie muß noch gefunden werden ... Ich sage Ihnen, sie ist hier ... Wollen Sie wol suchen, meine Herren! Ich sage Ihnen ... ich sage Ihnen ..."

„Fort!" bestimmte jetzt wol schon zum fünften oder sechsten Male der Polizeilieutenant, dem es bereits unheimlich zu werden begann.

„Hu ... Hu ... Hu ..." heulte der Bankier. „Frederic ... Frederic ... Helene ... Helene ... Ah, ah! ... Wo sind sie Beide ...? Todt ...? Ermordet ...? O, mein Gott ..."

Und dabei hielt er sein Haupt mit seinen beiden Händen und lief in dieser Weise wie toll im Zimmer herum.

„Mein Gott ... mein Gott ..." sagte er dabei zu wiederholten Malen.

Der Lieutenant winkte stumm seinen Begleitern zu, sich des Bankiers zu bemächtigen. Sie stürzten sich auf ihn. Er wehrte sich nicht, sondern ließ die Hände von dem Gesicht herabfallen, und blickte sie ausdruckslos an.

„Was wollt Ihr?" fragte er endlich. „Wollt Ihr mich zur Guillotine schleppen? He? Redet! Soll ich meinen Kopf verlieren? Weshalb? Habe ich Frederic getödtet? Oder hat es die Devillier gethan? He?"

Man antwortete ihm nicht.

„Ihr sollt mit mir sprechen, wenn ich es haben will!" fuhr

er heftiger werdend fort. „Wollt Ihr mich guillotiniren? bin ich ein Mörder?“

Darauf lachte er in so gräßlicher Weise, daß es den Polizeibeamten erschütternd durch Mark und Bein ging. Alle wurden unschlüssig und Keiner hatte den Muth, den Befehl des Lieutenants auszuführen. Auch Dieser war wie vom Schlage gerührt und unfähig, irgend Etwas zu unternehmen. Endlich, nach langer, langer Zeit murmelte er hörbar:

„Armer Mann! Er ist wahnsinnig!“

Und stumm winkte er abermals seinen Begleitern zu, den Bankier abzuführen.

Am nächsten Tage hatten sich die Bewohner des Irrenhauses um ein Mitglied vermehrt.

Dies Mitglied war der Bankier Allemanier.

Frau von Dedillier war, wie wir vorhin erzählten, in dasjenige Zimmer geeilt, in welches der gemordete Polizei-Agent Frederic von Monsieur Allemanier gebracht worden war.

Ein heftiger Schreck durchzuckte ihren ganzen Körper, als sie sich einer blutenden Leiche gegenüber sah und schwerlich würde sie auch nur eine Sekunde lang in dem Gemache geblieben sein, hätte es in ihrer Gewalt gelegen, zu dem Bankier zurück zu kehren. Das war jedoch in Bezug auf ihre Sicherheit schlechterdings unmöglich. Die Polizeibeamten mußten schon in der nächsten Minute anwesend und sichtbar sein. Zwar hatte die Dame noch Keinen von ihnen gesehen, allein ein, unter vorliegenden Verhältnissen nie trügender Instinkt sagte ihr deutlich, daß es Niemand anders sein konnte, als eben ihre Verfolger. Aber im nämlichen Grade fühlte sie auch, daß sie so schnell und geräuschlos, wie möglich, das Haus überhaupt verlassen müsse, da es keinem Zweifel unterlag, daß eine ganz genaue Durchsuchung desselben vorgenommen werden würde.

Das Quartier des Bankiers lag im zweiten Stock; ein Sprung aus dem Fenster schien deshalb eine Unmöglichkeit. Und

dennoch blieb ihr keine Wahl. Entweder mußte sie sich geduldig abführen lassen oder das gefährliche Wagstück unternehmen. Was konnte sie unter diesen Umständen thun? Das eine Mittel war so gefährlich wie das Andre! Endlich entschloß sie sich zu dem Letztern. Leise und behutsam öffnete sie den einen Fensterflügel, stieg hinaus und ...

Möglicher Weise darf eine Frau einen solchen Sprung weit leichter unternehmen, als ein Mann. Die Art ihrer Bekleidung schützt sie mitunter vor großem Unglück. Gleich einem Fallschirm können die Kleider die tollkühne Luftreisende wohlerhalten zur Erde bringen.

Frau von Dedillier erreichte ohne Unfall die Straße; aber ungeachtet dessen war sie im ersten Moment außer Stande, ihre Flucht fortzusetzen. Das Schreckhafte alles dessen, was sie innerhalb weniger Minuten durchlebt, hatte beinahe ihren Lebensgeist außer Thätigkeit gesetzt. Indeß dauerte dieser Zustand nicht lange; bald sich bewußt werdend, daß sie, wenn sie nicht hastig das Weite suche, unrettbar verloren sei, setzte sie ihre Füße erst langsam und dann immer schneller und schneller in Bewegung, so daß sie nach Verlauf von etwa zehn Minuten verschwunden war.

Trotz aller Nachforschungen, welche die Polizei sehr umfangreich anstellte, wurde es nicht möglich, sich der Flüchtigen wieder zu bemächtigen.

Alle von ihr früher inne gehabten Wohnungen, auch die ihrer Freunde und Bekannten wurden durchsucht, ohne indeß den Zweck zu erreichen und ohne in Erfahrung bringen zu können, wohin dieselbe sich gewandt.

Frau von Dedillier, oder wenn man jetzt will, die Frau des Doktors Julius Robert blieb verschwunden und niemals hat man sie wieder in Paris gesehen.

Ihr spurloses Verschwinden blieb ein unlösbares Räthsel.

Niemand erfuhr, in welchem Verhältniß der Polizei-Agent Frederic zu dem Bankier Allemanier gestanden, noch ob derselbe von Diesem oder einem Andren ermordet sei; denn Jener empfing seinen Verstand nicht wieder und starb schon ein Jahr darauf unter bedauernswerthen Verhältnissen im großen Irrenhause von Paris.

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Segen einer Sterbenden.

Antonie war mehre Stunden von Madame Lavasser entfernt gewesen. Es war nicht ihre Schuld. Sie hatte die besten Absichten, als sie in deren Auftrag sich zu Herrn le Roy begab, aber das Schicksal hatte alle diese Absichten vernichtet. Diese wenigen Stunden, welche sie gleichsam gezwungen war, in dem Zimmer des jungen Mannes zuzubringen, hatten ihr so viele Schrecknisse bereitet, daß es all ihres Muthes bedurfte, sich wieder aufzurichten und sich ihrer eigentlichen Lage zu erinnern.

Sie liebte Herrn le Roy mit aller Leidenschaft ihres Herzens und mit Freuden war sie bis jetzt bereit, ihr Leben mit dem seinigen zu verbinden, doch nachdem Herr von Ferron behauptet, daß Charles ihr Bruder sei, war sie zagend und unschlüssig geworden. Charles hatte dieser Behauptung allerdings eine andre entgegen gestellt, doch konnte dies nicht aus reiner Liebe zu ihr geschehen sein? Wäre Antonie einer ruhigen Ueberlegung fähig gewesen, so hätte sie, wenn sie diese Frage aufwarf, nothwendiger

Weise auch zu der Aufstellung einer andern, noch natürlicheren gelangen müssen, nämlich: konnte die Behauptung des Chevaliers nicht aus reinem Haß gegen sie und Charles le Roy hervorgegen sein? Aber, wie gesagt, Antonie dachte nicht im Geringsten an diese Frage, durch die sie unbedingt einen großen Theil ihrer Ruhe wieder erlangt haben würde.

Langsam und mißmüthig begab sie sich nach der Wohnung der Madame Lavasser, die unterdessen längst gestorben sein konnte. Diese ziemlich nahe liegende Möglichkeit fiel ihr glücklicher Weise gar nicht ein.

Im Begriff, die Treppe hinauf zu gehen, fällt ihr schwermüthiges Auge auf den deutschen Doktor, der soeben herab kommt. Sie stutzt und bleibt stehen. Jener ergreift ihre Hand und sagt ihr einige Worte zum Trost. Antonie will fragen, ob Madame Lavasser noch lebt, allein so viel Mühe sie sich auch giebt, es will ihr nicht gelingen, ihre Gedanken in Worte zu kleiden. Doktor Robert entdeckt ihr mühevolles, ängstliches Abarbeiten und sagt:

„Fassen Sie Muth, Fräulein! Ihre brave Pflegemutter wird mit Gottes Hilfe möglichen Falls noch ein Mal gerettet werden!"

Antonie schüttelt ungläubig ihren Kopf und versetzt leise und bebend:

„Ich glaube nicht. Hat sie Gift genommen, dann ist's vorbei ..."

„Es wird aber kein Gift gewesen sein!"

„Nun, Herr von Ferron sagte es doch!"

„Dieser Mann hat schon häufig Etwas behauptet, was sich später als die unverschämteste Lüge herausgestellt hat. Vergessen Sie das nicht."

„Aber weshalb sollte ..."

„Weshalb er gerade ein so abscheuliches Verbrechen eingestehen sollte," unterbricht der deutsche Doktor, „wenn er es nicht begangen hat? Ja, sehen Sie, Fräulein! er wollte Sie ein-

schüchtern; nichts weiter! Ein Mann, der Jemand ermordet, bestreitet diesen Todtschlag wol, niemals wird er jedoch freiwillig ein Geständniß ablegen. Dem Anscheine nach ist dies freilich Seitens des Chevaliers geschehen, Sie dürfen aber nicht vergessen, daß ihm die plötzlich eingetretene Krankheit der Madame Lavasser etwas Unbekanntes war, sonst würde er sich bei Gott gehütet haben, damit zu renommiren. Nein, nein! Gift hat die Dame sicherlich nicht bekommen! Gehen Sie hinauf, Fräulein! Sie werden erwartet. Ich werde inzwischen versuchen, Herrn le Roh herbei zu holen. Gehen Sie."

Madame Lavasser's Zustand hatte sich während der Zeit, wo Antonie abwesend gewesen, augenscheinlich sehr verschlimmert, und das so tiefgebeugte junge Mädchen sah ein, wie der deutsche Doktor sie nur habe beruhigen wollen.

Anfangs hatte sie die Absicht, ruhig und freundlich sich der Matrone zu nähern, doch als sie die von Schmerz verzerrten Züge derselben betrachtete, da übermannte sie die Angst dergestalt, daß sie sich laut schluchzend auf sie warf.

„O, meine Mutter! meine gute Mutter!" rief sie bebend.

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte die Kranke.

„O, wie Sie leiden!" entgegnete Antonie.

„Nicht doch, mein Kind!" sagte in beruhigender Weise die Vorige. „Ich leide nur höchst unbedeutend und bin froh, daß Gott mir so gnädig ist."

Das junge Mädchen richtete seinen Kopf in die Höhe und betrachtete mit thränenden Augen die alte Dame. Nach einigen Minuten schüttelte sie langsam mit ihrem Haupte und bemerkte:

„Sie wollen es mir verhehlen, wie groß Ihre Schmerzen sind. Ich sehe das . . ."

„Nein, gewiß nicht!" betheuerte Jene mit trübem Lächeln. „Gewiß nicht! Du irrst, Antonie! Glaube es mir! Weshalb sollte ich Dir die Wahrheit verschweigen? Vielleicht um Dich nicht zu betrüben? Ach, ich weiß, daß Du doch betrübt bist und

ich würde also meinen Zweck nicht erreichen! Nein, nein, meine liebe Toni, ich leide nicht, und wenn ein Mensch, der zum Tode geht, nicht mehr Schmerzen empfindet, als ich, so ist das Sterben nicht zu fürchten!"

Erschrocken zitterte Antonie zusammen.

„Sie werden noch nicht sterben!" sagte sie, ungeachtet sie gerade das Gegentheil glaubte.

„Und warum nicht?" fragte die Matrone. „Bin ich nicht alt genug? Habe ich etwa meine Schuldigkeit noch nicht gethan? Sieh, Antonie, das Leben ist nur eine Reise, die alle Menschen auf Erden antreten und zurücklegen müssen! Je rascher sie sich auf dieser ihrer Wanderung vervollkommen, desto rascher können sie zur Heimath zurückkehren, und es ist keineswegs eine göttliche Bevorzugung, sehr alt zu werden, wie die kurzsichtigen Menschen behaupten; sondern Jene werden bevorzugt, welche früh von hier wieder abgerufen werden."

Antonie war mit seltener Spannung der Rede der Kranken gefolgt und wie ein heiliges Feuer deren Augen einen himmlischen Glanz verlieh, ebenso waren auch ihre Augen von Begeisterung verklärt.

Einige Minuten vergingen in zwar tiefem, doch keineswegs drückendem Schweigen. Beide Frauen sahen einander in die Augen und Beide streckten fast zu gleicher Zeit die Hände einander entgegen.

„Du hast mich verstanden," bemerkte Madame Lavasser, indem sie Antoniens Hand beinahe konvulsivisch drückte, „und Du wirst mich deshalb nicht bedauern und auch nicht beneiden."

„Nein, nein!" schluchzte von einem ungeheuren Seelenschmerz überwältigt das junge Mädchen. „Ich bedaure nur mich und . . ."

„Und Charles?" ergänzte fragend die Vorige. „Ich weiß, Du denkst an ihn, wie auch ich an ihn denke. Er ist ein guter Junge und er verdient ein so braves Mädchen, wie Du bist!

Ihr werdet sehr glücklich leben; das hoffe ich, das wünsche ich. Oder — sollte ich mich getäuscht haben?"

Diese letzte Frage war vornehmlich durch ein plötzliches Verändern der Gesichtsfarbe Antoniens hervorgerufen, das der Aufmerksamkeit der Kranken nicht entgangen war.

Antonie antwortete nicht, aber sie weinte heftiger, denn bisher. Madame Lavassers Antlitz drückte unverkennbar eine unnennbare Angst aus.

„Was giebt's?" fragte sie. „Ist etwas vorgefallen zwischen Euch? Etwas, das meinen Lieblingswunsch noch in der letzten Stunde zu vernichten bestimmt ist? Rede . . . Rede! . . . Ich will es wissen. Hörst Du?!"

„Nein!" entgegnete mühsam das junge Mädchen.

„Also Nichts?"

„Nein!"

„Nun denn, warum diese Schwermuth?"

„Charles . . . soll mein Bruder sein!"

Trotz der immer mehr überhand nehmenden Schwäche der Kranken lächelte der Mund derselben dennoch. Darnach fragte sie, wer ihr diese Mähr verkündet, und als Antonie in kurzen Worten ihr Alles berichtet, was Herr von Ferron ihr darüber mitgetheilt, sagte sie:

„Verbanne Deine Sorgen, mein Kind! sie sind unnütz. In meinem Schreibsekretair — in jenem, welcher dort rechtsseitig vom Fenster steht — wirst Du im mittleren Fache alle auf die Geburt Charles Bezug habenden Papiere vorfinden, die Dir beweisen werden, daß er nicht einmal verwandt mit diesem abscheulichen Menschen ist."

Ermuthigt durch diese Worte richtete sich das junge Mädchen wieder auf und unter Thränen lächelnd, sagte sie, daß sie sich schon bei der bloßen Versicherung ihrer und Charles mütterlichen Freundin beruhigen wolle; das ließ die Letztere jedoch nicht gelten, sie bestand mit einer gewissen Hartnäckigkeit darauf, daß Antonie

sich überzeugen sollte, zu welchem Behufe dieselbe sich endlich genöthigt sah, den Schreibsekretair zu öffnen und Einsicht von den betreffenden Papieren zu nehmen.

Dieselbe fand zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit Statt. Madame Lavasser athmete leicht, als sie das Lächeln der Freude und des Glückes auf dem schönen Gesicht des jungen Mädchens bemerkte.

Nachdem diese Angelegenheit insoweit geordnet, kam, wie natürlich, die Matrone auf den Wunsch, ihren Pflegesohn zu sehen, und sie erinnerte sich dabei zugleich des Auftrags, den sie vor einigen Stunden dem jungen Mädchen gegeben. Dasselbe war augenscheinlich um eine Antwort verlegen. Herr le Roy war krank und dem Anscheine noch nicht im Stande, sein Lager zu verlassen; um Madame Lavasser keinen unnützen Kummer zu verursachen, hatte sie ihr auf Wunsch ihres Geliebten mittheilen sollen, daß er auf wenige Tage verreist sei. Eine Lüge war aber diesem braven jungen Mädchen so sehr zuwider, daß es nicht dazu kommen konnte, dieselbe zu begehen, namentlich in Angesicht des Todes und bei der, wenn auch sehr unbestimmten Hoffnung, dem deutschen Doktor könne es dennoch vielleicht gelingen, den jungen Mann hierher zu bringen.

Während diese Gedanken in dem Kopfe hin- und herzogen, waren mehre Minuten vergangen. Madame Lavassers Blick hing mit fieberhafter Spannung an dem Munde derselben.

„Nun?“ fragte sie endlich.

„Charles war nicht zu Hause,“ versetzte mit keuchender Brust Antonie; „ich habe aber,“ fuhr sie gleich darauf ruhiger fort, „sofort einen Boten ihm nachgesendet, der ihn zurückholen soll.“

Wider Willen hatte sie dennoch gelogen und kaum dachte sie daran, als sie purpurroth im Gesicht wurde. Zufällig achtete die Kranke nicht darauf, und Antonie hatte somit Zeit, sich wieder gehörig zu sammeln und die von ihr vorgebrachte Unwahrheit

dadurch zu beschönigen und zu vertheidigen, daß sie ja nur eine sehr verzeihliche Nothlüge war.

Nachdem die beiden Frauen noch etwa eine halbe Stunde Hand in Hand schweigend neben einander verweilt hatten, war die Patientin eingeschlafen. Anfangs dachte Antonie, sie sei gestorben und nur der darüber von ihr empfundene jähe Schreck verhinderte sie, einen lauten Schrei auszustoßen, wodurch sie unbedingt den nothwendigen und wohlthätigen Schlummer der Kranken gestört haben würde. Bald sah sie indeß ihren Irrthum ein, denn sie fühlte nicht nur noch die Wärme ihrer Pflegemutter, sondern sie bemerkte auch sehr deutlich, daß die Athmungswerkzeuge derselben noch in Thätigkeit seien.

Lächelnd über sich selbst, entzog sie der Kranken leise und behutsam ihre Hand, stellte die Lampe etwas entfernter, damit der Schein der Flamme dieselbe nicht incommodire, und kniete dann seitwärts am Bette nieder, um ein langes, inniges und herzliches Gebet für die Errettung der geliebten Pflegemutter zum Himmel empor zu senden. Doch wie manches Gebet wurde schon unter ähnlichen Verhältnissen gesprochen, ohne daß ihm Erfüllung geworden wäre. Nicht anders konnte es mit Antonie sein, und dennoch glaubte sie, Gott würde ihr Gebet erhören und ihr die Mutter erhalten.

Glücklicher Glauben, das!

Es dämmerte bereits der neue Tag, als man leise Schritte auf dem Korridor vernahm. Das junge Mädchen stand eiligst auf und lief zur Thür, um zu sehen, wer der Neuangekommene und ob derselbe außerdem berechtigt sei, in das Krankenzimmer einer Dame zu treten. Beinahe stieß sie einen lauten Schrei der Ueberraschung aus, denn derjenige, oder vielmehr diejenigen, von denen die Schritte herrührten, waren der deutsche Doktor und Charles le Roy.

„Nun,“ fragte der Erstre leise, „wie geht's?“

Antonie zuckte mit den Schultern, während ihre Antwort

ebenso unbestimmt war. Der Doktor wendete sich zu dem von ihm unterstützten jungen Manne und sagte:

„Sehen Sie, wir sind noch nicht zu spät eingetroffen! Ich dachte es. Nach meiner Ueberzeugung wird sie wenigstens noch bis zum nächsten Abend am Leben bleiben.“

„Sie meinen also, daß sie sterben wird?“ forschte ängstlich Antonie.

„Wenn ich Nein sage, lüge ich.“

Antonie gedachte in diesem Augenblick ihres innigen zum Himmel hinauf gesandten Gebetes und mit einer seltenen Ruhe versetzte sie:

„Vielleicht irren Sie Sich doch, Herr Doktor.“

Ein Achselzucken bildete die Antwort des Angeredeten. Unterdessen waren alle Drei bis zu dem Bette der Kranken vorgetreten und beobachteten mit Aufmerksamkeit die Züge und Bewegungen derselben. Darnach nahm Jeder auf einem Sessel Platz und es trat ein Schweigen unter ihnen ein, das um so unheimlicher mit der Länge der Zeit wurde, als sie gleichsam gezwungen waren, auf die lauten Athemzüge von Madame Lavasser Acht zu geben, die zuweilen sogar in ein dumpfes Stöhnen sich verloren.

Herr le Roy war sehr blaß, und nur mit Mühe und unter großer Anstrengung und Aufopferung hatte er mittelst eines Fiakers den Weg bis zu seiner Pflegemutter zurücklegen können, was ohnehin unterblieben sein würde, wenn nicht der Doktor Robert mit überzeugenden Worten seine Anwesenheit bei Madame Lavasser als eine nicht zurückzuweisende Nothwendigkeit dargestellt hätte. Jetzt aber, wo er an Ort und Stelle sich befand, machte die Natur ihre Rechte über ihn geltend und drückte seine Augenlider rasch und fest zu.

Antonie, welche dicht neben ihm auf einem andern Stuhl saß, legte behutsam sein Haupt gegen ihre Schulter und fühlte sich dabei so außerordentlich beglückt, daß sie eine Thräne der Freude über ihre Wangen herniederrollen fühlte. Der deutsche

Doktor, dies innige Bild mit Rührung betrachtend, murmelte einige Worte vor sich hin, die zwar nicht verstanden, aber sehr leicht, dem Ausdrucke seines Auges zufolge, für Zeichen einer herzlichen Theilnahme genommen werden konnten.

Um halb acht Uhr schlug die Kranke ihre Augen auf und sendete sie spähend umher; doch mußten sie bereits an ihrer Sehkraft verloren haben, denn sie entdeckte keine von den drei Personen. Sich mit Anstrengung halb empor richtend, fragte sie:

„Antonie, wo bist Du?“

„Hier, meine gute Mutter!“ versetzte das junge Mädchen.

Theils durch ihre Antwort, theils und vernehmlich aber durch die schnelle Bewegung, welche sie gleich darauf machte, vernichtete sie den ohnehin nur leisen Schlummer ihres Geliebten.

„Was ist?“ fragte Dieser.

Hierauf konnte Antonie keine Antwort geben, denn zur nämlichen Zeit fragte auch die Kranke, ob Charles noch nicht eingetroffen sei.

Der junge Mann erhob sich von seinem Sessel und um sich auf Antonien stützen zu können, legte er seinen Arm in den ihrigen und trat so an das Bett der geliebten Pflegemutter.

Ein glückliches Lächeln überflog das Antlitz der Kranken. Minuten lang hingen ihre Augen mit diesem beseligenden Ausdruck an den Augen der beiden Liebenden. Dann reichte sie ihnen ihre farb- und fleischlose Hand, die Jene gleichzeitig und mit Hast ergriffen, und sagte:

„Meine guten Kinder!“

Diese drei Worte enthalten in der That eigentlich nichts Besonderes; aber der Ton, in welchem sie vorgebracht, das Auge, das sie begleitete und der Druck der Hand, durch welche sie zum Herzen drangen, — dieses Alles zusammen brachte einen so warmen Eindruck auf die beiden jungen Leute hervor, daß dieselben, überwältigt von ihren Empfindungen, plötzlich vor dem Lager der Kranken auf ihre Kniee fielen und ihr Haupt hernie-

verbeugten, wie wenn sie um den Segen der Mutter hätten bitten wollen.

Madame Lavasser schien von gleichen Gefühlen beherrscht zu werden. Heller und strahlender leuchtete ihr Auge auf und mit wunderbarer Stimme sprach sie:

„Gott segne Euch! Gott segne Euch! . . . Seid glücklich, meine Kinder!“

„Dank, dank!“ hauchte Antonie.

„O, meine theure Mutter!“ lispelte Charles.

„Ich werde von hinnen gehen, Kinder, und wünsche vor allen Dingen, noch vorher Eure kirchliche Einsegnung. Wollt Ihr?“

„Sie werden noch nicht sterben,“ versetzte Herr le Roy, der wol fühlen mochte, daß seine Kräfte noch nicht ausreichen würden zur Vollziehung des kirchlichen Aktes.

„Ja, ja! ich sterbe!“ unterbrach Madame Lavasser in prophetischem Tone.

Doktor Robert unterbrach dies kurze Gespräch, indem er die Bemerkung machte, daß er für das Eintreffen eines Geistlichen bereits gesorgt habe.

„Nun denn,“ sagte Charles resignirt, „da Sie es wünschen, mag es geschehen.“

Einen beinahe strafenden Blick auf ihn heftend, versetzte die Matrone:

„Ich glaube gar, es ist Dir unlieb, Antonien zu Deiner Gattin zu machen!“

„O, nein, meine Mutter,“ fiel Jener rasch und mit Wärme ein, während er des jungen Mädchens Hand mit der Seinigen drückte, „o, nein! ich glaubte nur, daß die damit verbundene Aufregung für Deinen Zustand zu gewaltig sein würde. Aus Schonung für Dich würde ich es deshalb gern gesehen haben, daß die ganze Angelegenheit bis zu Deiner Genesung aufgeschoben worden wäre.“

Madame Lavasser lächelte.

„Ich wünsche, daß es gleich geschieht,“ sagte sie sanft.

Charles machte eine Bewegung des Gehorsams.

In diesem Augenblick wurde Geräusch im Vorzimmer vernommen. Doktor Robert eilte hinaus, wobei er sagte:

„Ah, es wird der Geistliche sein!“

Der Geistliche war es indessen nicht. Im Gegentheil, es war eine sehr weltliche Person: ein königlicher Polizeilieutenant.

„Ich suche,“ sagte derselbe zu dem deutschen Doktor, „einen Herrn le Roy.“

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Ich muß ihn selber sprechen!“

„Haben Sie die Güte, ein Stündchen zu verziehen. Der junge Herr ist in dieser Minute an dem Sterbebette seiner Pflegemutter. Stören wir ihn nicht.“

„Ich bedaure, die von Ihnen gewünschte Nachsicht nicht gewähren zu können,“ versetzte würdevoll der Beamte.

„Sie dürfen nicht menschlich sein?“ fragte stirnrunzelnd der Doktor.

„Ich habe gemessenen Befehl!“

„Und dieser lautet?“

„Den Herrn le Roy sofort zur Haft abzuführen!“

„Ah!“ rief Jener erstaunt. „Und weshalb?“

„Ich weiß es nicht!“

„Mein Herr, Sie werden ihn nicht früher bekommen, als bis die Scene da drinnen vorüber ist.“

„Es thut mir Leid,“ entgegnete der Vorige und zuckte mit seinen Schultern.

„Sie werden hier in diesem Vorzimmer seiner warten,“ sagte der deutsche Doktor in bestimmtem Tone. „Ich will es!“

„Sie wollen es?“ fuhr der Lieutenant laut heraus.

„Ja! denn ich werde niemals dulden, insofern ich es verhindern kann, daß man die letzten Stunden einer Sterbenden

abkürzt! Und das würde geschehen, wenn ich Ihnen gestatten wollte, die Verhaftung des Herrn le Roy jetzt vorzunehmen."

„Ich stehe im Namen des Königs hier!" sagte der Beamte hochmüthig.

„Und ich im Namen der Menschlichkeit!" versetzte mit Ruhe der deutsche Doktor.

„Sie zwingen mich, Gewalt anzuwenden!"

„So werden Sie mich zwingen, dieser Gewalt eine andere Gewalt entgegen zu setzen!"

Der Beamte knirschte mit den Zähnen und einen zornigen Blick auf den Doktor schleudernd, sagte er:

„Hüten Sie Sich, mein Herr, das Gesetz herauszufordern!"

„Das Gesetz ist nur eine menschliche, die Humanität aber eine göttliche Tugend! Wagen Sie, auf Grund dieses Gesetzes hier einschreiten zu wollen, so werde ich keinen Augenblick anstehen, das zu thun, was mir mein Herz unter diesen Umständen zu thun befehlen wird. Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie durch Ihr ungebührliches Betragen hier eine Scene hervorrufen werden, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind! Hüten Sie Sich!"

Herr Doktor Robert hatte mit so unnachahmlicher, imponirender Würde gesprochen, daß der Lieutenant völlig betroffen davon wurde und eigentlich nicht wußte, wie er sich weiter zu benehmen habe.

Nach kurzem Schweigen fragte er:

„Und was würden Sie thun, wenn ich auf die Durchführung der mir übergebenen Ordre bestehen würde?"

„Ich werde Jeden," versetzte langsam und nachdrücklich der Gefragte, „der ohne meine Genehmigung das Krankenzimmer zu betreten entschlossen ist, mit einem Faustschlage zu Boden stürzen!"

„Mein Herr!" rief Jener, einen Schritt zurücktretend und seine rechte Hand an den Griff seines Degens legend.

„Ja, das würde ich thun! Verlassen Sie Sich darauf!

Aber ebenso erkläre ich Ihnen auch, und ich bin der Mann, der unter allen Verhältnissen sein Wort hält, daß Sie nach erfolgtem Tode der Dame den Herrn le Roy abführen können, wohin es Ihnen beliebt. Die Sterbestunde eines Menschen aber entweihen zu lassen, werde ich nun und nimmermehr zugeben.“

„Gut,“ sagte der Beamte, „ich werde warten. Doch mache ich Sie darauf aufmerksam, daß, wenn Herr le Roy mir entkommen sollte, ich Sie, statt seiner nehmen werde.“

„Der Tausch würde Ihnen Nichts einbringen!“ sagte lächelnd der deutsche Doktor.

Als diese Angelegenheit hiermit beendet war und Letzterer sich von Neuem in das Krankengemach zurück begeben wollte, erschien der von ihm bestellte Geistliche und einige andern Herren, die dem vorzunehmenden kirchlichen Akte als Zeugen beiwohnen sollten.

Robert reichte dem Priester die Hand und führte ihn, die Uebrigen bittend, noch einige Minuten im Vorzimmer zu verweilen, zu den seiner harrenden Personen.

Eine Stunde später hatten zwei wichtige Momente in dem Leben Charles le Roy stattgefunden. Antonie war seine Gattin geworden und Madame Lavasser selig dem Herrn entschlafen. Hand in Hand standen die jungen Eheleute an dem Bette der Todten und betrachteten schweigend und schmerzlich deren verblichene Züge. Daneben hatte sich der Geistliche postirt und hinter Diesem erblickte man den deutschen Doktor und die Trauzeugen.

„Sie ist eingeschlafen zum ewigen Leben,“ sprach der Priester salbungsvoll. „Möge sie sanft ruhen und die Erde ihr so leicht werden, wie ihr die Stunde der Trennung geworden ist! Sie war eine brave Frau und möge uns stets als ein Beispiel christlicher Tugend voranleuchten!“

Antonie weinte bei diesen Worten heiße Thränen. Der

Diener des Evangeliums drehte sich zu ihr, legte seine Hand auf ihren Kopf und sagte:

„Der Segen Gottes sei mit Dir, meine Tochter, heute und immerdar, wie auch der Segen dieser Gestorbenen ewig Dich umschweben wird! Sei eine treue, eine liebevolle Gattin Deinem Gatten und es wird Euch an Glück niemals gebrechen!“

Jetzt ging Antoniens Weinen in ein förmliches Schluchzen über. Ihr Haupt ruhte gegen die Schulter ihres jungen Ehemannes, dessen Schmerz von keinen Thränen erleichtert wurde. Sein Auge blieb trocken und stumm, d. h. es ruhte unbeweglich und ausdruckslos auf dem Antlitz seiner Pflegemutter.

Es war ihm, als hätte er eine wirkliche Mutter verloren, die ihn geboren und gesäugt hatte. Mehr hätte ihn eine natürliche Mutter auch nicht lieben können, wie es Madame Lavasser gethan! Immer nachsichtig und immer gut, hatte sie sogar Manches an seiner Erziehung vernachlässigt und verabsäumt, und ein Wunder war's, daß Charles nicht noch leichtsinniger geworden war. Dies schien die Dame auch in ihren letzten Stunden eingesehen zu haben, weshalb sie sich so außerordentlich beeilte, ihn mit Antonien ehelich zu verbinden, weil Diese, wie sie zum Doktor Robert gesagt, nur allein im Stande sei, ihn ernster und gediegener zu machen.

Nach und nach entfernten sich alle Personen bis auf Robert und den Polizeilieutenant. Erstrer war zu demselben getreten und hatte ihn gebeten, ihm allein Alles zu überlassen, damit Antonie nicht so sehr erschreckt werden würde. Damit hatte sich der Lieutenant einverstanden erklärt und Doktor Robert übernahm es, Herrn le Roy abzuführen, ohne daß seine junge Frau die Ursache entdecken würde.

„Sie bedürfen der Ruhe,“ sagte er in Gegenwart Antoniens zu Herrn le Roy. „Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie nach meiner Wohnung.“

„Und ich soll meine Frau allein hier lassen?“

„Ich werde zu ihr zurückkehren und sie mit Rath und That unterstützen.“

Charles wußte, daß er sich auf seinen Beschützer verlassen könne und er weigerte sich deshalb auch keinen Augenblick, auf dessen wohlgemeinten Vorschlag einzugehen, zumal da er in der That so außerordentlich angegriffen war, daß ihm Ruhe das nothwendigste Bedürfniß war.

Auf Anordnung des Doktor Roberts erwartete der Polizeilieutenant bereits in einem Fiacre vor dem Hause seinen Arrestanten. Daß derselbe heftig erschrocken wurde, als er die wenig beliebte Uniform im Wagen entdeckte, läßt sich begreifen. Etwas ruhiger wurde er erst, als auch der der deutsche Doktor eingestiegen war.

„Verzeihen Sie,“ sagte der Lieutenant, dem die bleiche Gesichtsfarbe des jungen Mannes Mitleid einflößte, „wenn ich mich der mir höchst unangenehmen Pflicht entledige und Sie im Namen des Gesetzes verhafte.“

„Mich?“ fragte Herr le Roy.

Der Andre beachtete diese Frage gar nicht, sondern fuhr fort:

„Es thut mir doppelt leid, weil ich Ihnen doppeltes Ungemach bereiten muß. Einmal habe ich Sie von Ihrer jungen Gemahlin in einem Augenblick trennen müssen, wo dieselbe mehr, denn je, eines männlichen Schutzes und Beistandes bedarf; zum andern aber auch muß ich Sie verhindern, dem Drange Ihres Herzens zu folgen, der Sie unzweifelhaft an das Todtenlager Ihrer würdigen Pflegemutter zieht.“

„Aber, mein Herr, ich verstehe das Alles nicht,“ bemerkte Charles.

„Aengstigen Sie Sich nicht,“ fiel der deutsche Doktor ein; „so viel ich weiß, liegt Nichts gegen Sie vor, und man wird Sie deshalb auch, meiner Meinung nach, sofort wieder entlassen. Aus diesem Grunde habe ich auch Ihrer Gattin nicht das Geringste mitgetheilt.“

„Sie weiß Nichts?“

„Nein!“

„Meinen herzlichsten Dank für diese liebevolle Rücksicht! Ich bin ebenfalls der Ansicht, daß man mir nicht lange meine Freiheit vorenthalten wird, denn ich weiß in Wahrheit nicht, weshalb dies geschehen sollte.“

„Ich bedaure, Ihnen hierin widersprechen zu müssen,“ bemerkte der Beamte. „So viel mir bekannt geworden, klagt man Sie der Bestechung und des versuchten Mordes an.“

„Mich?!“ rief Herr le Roy in hohem Grade entsetzt.

„Leider!“

„Aber sagen Sie mir, wie dies möglich ist?“

„Aengstigen Sie Sich nicht,“ wiederholte der Doktor Robert mit seiner gewöhnlichen lächelnden Ruhe. „Das Ganze wird wiederum nur eine Intrigue sein.“

Mittler Weile hatten die drei Herren nicht das Gefangenhaus, sondern das Hotel des Herrn von St. Estephe erreicht. Darüber waren natürlich sowol der deutsche Doktor, als auch Monsieur le Roy in hohem Grade erstaunt, betrachteten jedoch diesen Umstand keineswegs als ungünstig. Jeden Falls schien daraus so viel hervorzugehen, daß Seine Excellenz nicht die Absicht habe, den jungen Mann in einen Kerker zu werfen, wie es selbst der mit seiner Vorführung beauftragte Polizeilieutenant geglaubt hatte und wahrscheinlich noch glaubte.

Vierzigstes Kapitel.

Die Verwechselung.

Monsieur Lachet war, wie wir früher zu berichten bereits Gelegenheit genommen, im Ministerium der auswärtigen Ange-

legenheiten angestellt und hatte bei seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten die glänzendsten Aussichten in Bezug auf seine Karriere für die Zukunft.

Theils seine Bekanntschaft mit dem Chevalier von Ferron und dem Bankier Allemanier, welche inzwischen Beide vom Schauplatz abgetreten, theils aber auch sein überaus leichtsinniger Lebenswandel, der ihm schon so manchen Vorwurf Seitens seiner Vorgesetzten zugezogen, hatten diese Aussichten jedoch getrübt.

Jugend kennt keine Tugend, sagt ein deutsches, allgemein bekanntes Sprüchwort. Und dies bestätigte sich auch bei Gustav Lachet wieder vollständig.

Nicht achtend der Ermahnungen und Vorstellung seiner Obern hatte er sich vielfach in für einen Beamten sehr gefährliche Verbindungen eingelassen und Mancherlei gethan, das ihm ein langzeitiges Gefängniß zuziehen mußte.

Zu diesen gehörte besonders die Ausstellung einer Reiselegitimation für Herrn von Ferron, wobei er sogar die Unvorsichtigkeit gebraucht hatte, einen Namen anzuwenden, der in der Familie des Herrn von St. Estephe ehrenvoll und achtunggebietend dastand.

Als man dem Polizei-Minister hiervon die nothwendige Mittheilung gemacht, warf derselbe sich in seinen Wagen und fuhr zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, weil er wußte, daß Monsieur Lachet ein besonders bevorzugter Günstling desselben war und wol annehmen konnte, daß Dieser Alles aufbieten würde, diese Angelegenheit möglichst zu unterdrücken.

Anfangs war dieser hohe Beamte Frankreichs wie vom Schlage gerührt. Nimmer hatte er geglaubt, daß Gustav in so hohem Grade das ihm bewiesene Vertrauen mißbrauchen und so vollständig seine Pflichten verkennen und mit Füßen treten würde. Bald darauf aber gewann der Zorn die Oberhand und er befahl, mit aller Strenge der Gesetze gegen denselben einzuschreiten.

Alle Vorstellungen, die dieserhalb Herr von St. Estephe anzubringen für gut befand, hatten nicht den geringsten Erfolg.

„Er verdient meine Nachsicht nicht," bemerkte der Minister des Auswärtigen, „nachdem er meine Liebe sich für verlustig erklärt hat. Ich sage mich von ihm vollständig los, und obgleich ich bedaure, einen so geschickten jungen Mann zu verlieren, so will ich ihn doch lieber entbehren, als daß ich geduldig zusehen sollte, wie durch seinen Leichtsinn dem Staate Nachtheil und Schaden bereitet würde!"

„Vielleicht ist er indeß noch zu bessern," wandte Herr von St. Estephe ein.

„Nein, nein!"

„Er ist noch jung, und eine umsichtige und strenge, gewissenhafte Leitung kann ihn vielleicht dennoch zu einem brauchbaren Staatsbeamten umschaffen. Ich bin der Meinung, daß ein Versuch nicht schaden könnte."

„Mindestens will nicht ich diesen Versuch machen," entgegnete Jener. „Ich habe ihm zu oft und zu viel Schonung bewiesen. Er hat jeder Zeit mein Vertrauen gemißbraucht, allein ich begnügte mich bis jetzt alle Mal damit, ihm einen harten Verweis angedeihen zu lassen, weil ich ihn nicht gerne verlieren mochte."

„Verlangen Sie seine Bestrafung?"

Diese direkte, keiner besonderen Auslegung fähige Frage machte den Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf einige Minuten nachdenkend. Mehre Male durchschritt er stumm und langsam sein Gemach. Darnach blieb er vor seinem Amtsgenossen stehen, legte seine Hand auf dessen Schulter, heftete durchdringend sein Auge auf ihn und sagte:

„Nein! ich wünsche es nicht."

„Gut!"

„Aber," sagte Jener gleich darauf hinzu, „ich kann ihn nicht

länger beschäftigen. Er ist entlassen. Es thut mir Leid um seiner Fähigkeiten willen."

„Hm, Sie würden vielleicht Nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er zum Polizeifach übergeht?"

„Weshalb diese Frage?"

„Meiner Ansicht nach besitzt dieser Jüngling einen abenteuerlichen Geist; er sehnt sich nach der demselben am Meisten zusagenden Beschäftigung, die ihm bei Eurer Excellenz nicht werden kann."

„Nun?" fragte Jener, als Herr von St. Estephe einen Augenblick lang inne hielt.

„Und da er besonders hervorragende Fähigkeiten besitzt," sprach der Polizei-Minister weiter, „so dünkt mich, würde er am Geeignetsten im Polizeifach verwendet werden können."

„Ah, Sie wollen aus ihm einen Polizeibeamten machen?"

„Wenn Eure Excellenz es gestatten."

„Gern."

„Wir sind also einig?"

„Vollkommen."

Diese Unterredung der beiden Minister hatte den Tag zuvor, an welchem der eheliche Bund Charles und Antoniens am Sterbebette ihrer beiderseitigen Pflegemutter eingesegnet worden, Statt gefunden. Herr von St. Estephe, dem es darum zu thun war, mit möglichst wenigem Aufsehen Herrn Gustav Lachet zum Polizeifach übergehen zu lassen, beauftragte einen Polizeilieutenant, den jungen Mann zu ihm zu führen. Mochte er nun bei Ertheilung seines Auftrages nicht genau und klar gewesen sein, oder hatte der betreffende Polizeibeamte ein etwas schweres Begriffsvermögen, genug, es fand eine merkwürdige Verwechselung Statt.

Herr von St. Estephe hatte unter andern auch zu seinem Lieutenant gesagt, daß er mit Gustav Lachet gleichzeitig auch Monsieur le Rey zu citiren habe, daß dies jedoch, im Fall dieser junge Mann vielleicht irgend welche Abhaltung haben sollte,

nicht so pressire und derselbe sodann gelegentlich zu ihm kommen könne.

Der Polizeilieutenant glaubte diesen Nachsatz der Ordre auf Moosieur Lachet beziehen zu müssen, da in seinen Augen wol ein Ministerialbeamter, keineswegs ein Privatmann aber auf eine solche Nachsicht gerechte Ansprüche habe.

Aus diesem Grunde hatte er sich denn auch gar nicht um Gustav Lachet bemüht, sondern vornehmlich sein Augenmerk auf Charles le Roy gerichtet, den er, wie wir wissen, von dem Todtenbette der Madame Lavasser und von der Seite seiner soeben erst angetrauten Antonie mit Strenge und Entschiedenheit fortholte.

Herr von St. Estephe war im ersten Augenblick erstaunt bei der Meldung, daß Monsieur le Roy in seinem Vorzimmer sei; gleich darauf jedoch umwölkte sich seine hohe, vielen Geist verrathende Stirn, als er von dem Polizeilieutenant erfuhr, daß er bei Herrn Gustav Lachet noch gar nicht gewesen, da, wie Seine Excellenz ihm gesagt, es mit demselben keine so große Eile habe.

Vorwürfe, und wenn sie auch noch so gerechtfertigt scheinen, führen doch niemals zum eigentlichen Ziele. Das wissen auch alle klugen Leute, weshalb von ihnen auch nur in den seltensten Fällen Worte des Vorwurfs vernommen werden. Der Minister heftete etwa eine Sekunde lang sein durchdringendes Auge auf den Lieutenant. Darnach befahl er demselben mit einer außerordentlichen Ruhe, Monsieur Lachet innerhalb einer Viertelstunde zu ihm zu bringen. Beschämt zog sich derselbe Behufs Durchführung des empfangenen Befehls zurück. Während er damit beschäftigt war, unterhielt sich Herr von St. Estephe mit Charles le Roy über verschiedene Angelegenheiten, die zu dessen Verhältnissen eigentlich in keinem Zusammenhange standen, und es war deshalb auch gar nicht abzusehen, weshalb der Minister ihn hatte

verhaften lassen. Plötzlich fragte er ihn nach dem deutschen Doktor, ob er ihn kenne und dergleichen mehr.

„Ich bin mit dem Doktor Robert," versetzte Herr le Roy in bescheidenem Tone, „schon seit vielen Jahren bekannt, ja, ich habe ihm sogar unendlich Viel zu danken. Wäre er nicht gewesen, so würde ich vermuthlich niemals nach Paris gekommen und längst ermordet sein!"

„Sie sprechen in Räthseln! Erklären Sie mir das näher!" forderte ihn Herr von St. Estephe auf.

In Folge dieser Aufforderung gab der junge Mann einen genauen Bericht seiner früheren Verhältnisse, woraus so viel hervor ging, daß er schon in Berlin von dem Chevalier von Ferron, der dort als Pfandleiher etablirt war und den Namen Philipp Manasse führte, unendlich Viel zu erdulden gehabt.

Aus der Darlegung des Ganzen ersah jetzt erst der Minister die außerordentliche Gefährlichkeit des Chevaliers und um so mehr bedauerte er, daß derselbe bisher allen Nachstellungen der Polizei sich zu entziehen gewußt habe.

Durch die Erwähnung Philipp Manasse's war man von dem deutschen Doktor wieder ganz abgekommen. Charles le Roy gab die erste Anregung zur Aufnahme des ihn betreffenden Gespräches wieder, und es scheint sehr natürlich, daß er bemerkte, derselbe befinde sich augenblicklich im Vorzimmer des Herrn von St. Estephe. Dieser zog die Glocke und befahl seinem Kammerdiener, den Doktor Robert herein kommen zu lassen.

Dadurch, daß der Minister sich mündlich von den beiden Männern die Niederträchtigkeiten und Gemeinheiten des Herrn von Ferron und der Frau von Dedillier umständlich erzählen ließ, war es ihm vergönnt, einen tiefern Blick in deren Verhältnisse zu thun und mit Abscheu wandte er sich davon ab. Er reichte erst dem Herrn le Roy die Hand und sagte:

„Sie werden von jetzt an weniger von diesen beiden Menschen

zu fürchten haben, denn ich glaube nicht, daß sie jemals wieder hierher kommen werden. Sie können bei dem Vermögen, das Ihnen die Madame Lavasser hinterlassen, eine ehrenwerthe Existenz finden und in den Armen Ihrer jungen Frau das vergessen, was die ersten Jahre Ihres Lebens in einen Nebel des Unglücks und der Trauer gehüllt."

Von einem Minister, besonders aber von einem Polizei-Minister erwartet man eine solche von Herzen kommende Sprache nicht. Man glaubt diese Herren gemeinhin starr, gefühllos und kalt. Herr von St. Estephe machte eine glänzende Ausnahme. Wie aber die Sprache seines Mundes vom Herzen gekommen war, ebenso war sie auch zum Herzen gegangen. Monsieur le Roy war tief gerührt und mit vor innerer Aufregung bebender Stimme entgegnete er:

„Das Vermögen, welches mir durch den Tod der Madame Lavasser zufällt, kann mir nicht den Verlust ersetzen, nicht einmal weniger fühlbar machen, der mir dadurch geworden! Ich habe eine Mutter verloren, Excellenz!"

„In der That, sie hatte sich Ihrer liebend angenommen."

„Und," fuhr Jener rasch fort, „mein Leichtsinn hat meine Schulden so enorm anschwellen lassen, daß das mir zufallende Vermögen kaum ausreichen wird, sie zu decken."

„Akkordiren Sie mit Ihren Gläubigern!"

„Das ist mir zuwider; ich halte einen Akkord stets für wenig ehrenvoll, namentlich aber, wenn man im Stande ist, die ganze Schuld zu berichtigen, wie es fast immer der Fall ist. Nein, ich werde meine Schulden bezahlen und . . . arbeiten."

Der deutsche Doktor, welcher mit seltenem Interesse und unverkennbarer Spannung den Worten des jungen Mannes gefolgt war, konnte sich nicht länger beherrschen. Von einem ihm selbst unerklärlichen Gefühl überwältigt, sank er demselben an den Hals und rief:

„Bravo! Ein edler Entschluß!“

Herr von St. Estephe stand abseits und betrachtete mit Rührung diese beiden einander umarmenden Männer. Darnach trat er näher und sagte lächelnd:

„Mir ist, als hätte ich einmal gehört, Sie haben eine sonderbare Wette mit Jemandem gemacht, deren Endresultat die Bezahlung Ihrer Schulden war.“

„Ich?“ fragte Charles, indem sein Antlitz dunkelroth sich färbte.

„Ja. Ich glaube, es hat sich Jemand verpflichten müssen, für jedes Mal, das er nach den Zimmern einer ihm gegenüber wohnenden Dame sehen würde, an Sie eine bestimmte Summe Geld zu zahlen.“

„Ah,“ rief der Vorige, „das war nur ein Scherz!“

„Und Sie hatten nie die Absicht, daraus Ernst zu machen?“ fragte der Minister und ließ inhaltschwer seinen Blick auf ihn haften.

„Doch! Ja, ich hatte die Absicht! aber nur eine kurze Zeit, bis ich einsah, daß dieselbe etwas Unreelles war!“

„Wer ist Ihr Hauptgläubiger?“ fragte unter Abbrechung des vorigen Gesprächs Herr von St. Estephe.

„Ich habe überhaupt nur Einen!“

„Und dieser Eine heißt?“

„Allemanier!“

„Der Bankier?“

„Ja!“

„Nun,“ sagte Jener lächelnd, „so kann ich Ihnen eine sehr beruhigende Nachricht überbringen. Der Bankier Allemanier ist wahnsinnig geworden und befindet sich bereits in einem Irrenhause. Sie werden ihm also nicht Ihre Schuld zu bezahlen brauchen.“

„Ihm nicht, aber seinen Erben!“

„Es sind deren keine vorhanden!“

„So wird sein Vermögen durch einen Staats-Kommissar verwaltet werden und ich muß meine Schuld an diesen abtragen.“

„Ah, bah! Wer wird so penible sein, mein Herr! Ein Wahnsinniger bedarf keiner großen Summen Geldes! Behalten Sie das Ihrige. Sie werden eine glückliche Existenz damit gründen können!“

„Nein, Excellenz! Unrecht Gut gedeihet nicht, sagt man in Deutschland, und Deutschland ist meine Mutter! Wenn ich also ihre Lehren nicht befolge, würde ich sie vergessen!“

„Aber denken Sie an Ihre junge Frau! Sie wird nicht erwarten, an Ihrer Seite mit Noth zu kämpfen zu haben!“

„Sie wird dies nicht erwarten! Nein! Allein sie wird, wie ich hoffe, mit mir übereinstimmen!“

„Und wenn nicht?“

„Nun, ich will lieber ehrlich bleiben, als mir die Liebe einer Frau durch Unredlichkeit erwerben! Liebt meine Gattin mich nur um des Geldes wegen, das Madame Lavasser mir hinterlassen, so verdient sie meine Liebe nicht und ich würde mich von ihr zurückziehen.“

Zum zweiten Male reichte der Minister dem jungen Mann die Hand und sagte:

„Sie verdienen, daß ich mich Ihrer annehme! Ich habe Sie prüfen, Ihre Ehrlichkeit auf die Probe stellen wollen! Sie haben glänzend bestanden! Ja, bezahlen Sie Ihre Schuld an den Verwalter der Allemanier'schen Masse, und wenn Sie keinen Franken übrig behalten. Ich werde Ihnen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eine Stellung verschaffen, deren Einkünfte hinreichend sein sollen, Ihnen und Ihrer Gattin eine anständige Existenz zu gewähren.“

„Excellenz . . .“ rief überwältigt vom Dankgefühl der junge Mann.

„Ja, Sie werden Ministerialbeamter werden, wenn Sie wollen!“

„O, gewiß!“

„Sie werden in die Stellung des Herrn Gustav Lachet einrücken!“

„Und er?“

„Er wird in mein Ministerium eintreten.“

„Ah!“

„Sie sind zum Polizeibeamten nicht fähig, sonst würde ich Sie bei mir beschäftigt haben. Ich werde Ihnen nachher ein Schreiben an den Minister geben, das Sie bei ihm einführen wird. Einstweilen werden Sie noch hier bleiben. Ich erwarte Herrn Lachet, und zu einer Unterredung mit ihm werde ich Ihrer noch bedürfen.“

Dies Alles war so plötzlich und so unerwartet gekommen, daß Monsieur le Roy im Grunde genommen nicht wußte, was er darauf antworten oder wie er dem Minister seinen Dank abstatten sollte. Und Dank war er ihm in der That schuldig! denn das Vermögen seiner Pflegemutter betrug höchstens einhundert und zwanzig Tausend Franken, vorausgesetzt, daß für das ihr zugehörige Grundstück nicht ein gar zu niedriger Preis gezahlt wurde. Geschah dies aber, so kamen vielleicht noch zwanzig Tausend Franken weniger, also nur grade so viel heraus, als er dem Bankier verschuldete. Er war mithin ganz und gar ohne Vermögen, und bei der ihm durch die Liebe der Madame Lavasser gewordenen Erziehung hatte er nicht die geringste Aussicht, sein Brod selber verdienen zu können. Die Anerbietungen des Herrn von St. Estephe waren ihm also in hohem Grade willkommen.

Etwa eine halbe Stunde darauf führte der Polizeilieutenant den Herrn Gustav Lachet in das Boudoir des Polizeiministers, während dessen Charles le Roy nebst dem deutschen Doktor in ein Seitengemach getreten waren. Es war übrigens die höchste Zeit, daß sich der junge Mann einige Minuten der Ruhe überlassen konnte. Nicht nur sein ohnehin sehr leidender Körper,

sondern auch die soeben beendete Unterredung mit dem Minister ließ eine Solche als höchst nothwendig erscheinen. Ganz erschöpft ließ er sich auf einen Sessel nieder, während ihn sein väterlicher Freund unterstützt.

Nachdem sich Charles einigermaßen wieder erholt hatte, sagte er lächelnd zum Doktor Robert:

„Gestehen Sie, ist dieser Tag nicht der Glücklichste meines Lebens?"

„Sie haben Viel erworben, das ist wahr," versetzte der Gefragte; „aber," fügte er sehr ernst hinzu, „Sie haben auch Viel verloren. Ich glaube, Sie haben heute ebenso glücklich, als unglücklich gespielt."

„Wie so?"

„Erstens ist Ihre Adoptivmutter gestorben."

„Ja!" sagte le Roy traurig.

„Sodann haben Sie Sich verpflichtet, Ihr Vermögen an den Bankier Allemanier abzutreten."

„Ich bin es ihm schuldig!"

„Sehr wol! allein ich weiß, daß Sie eigentlich von Herrn Gustav Lachet ebenso viel zu fordern haben und ich bin überzeugt, daß . . ."

„Verzeihen Sie," unterbrach hastig Charles le Roy, „das, was ich, wie Sie sagen, von Gustav Lachet zu fordern berechtigt bin, ist immer etwas unredlich Erworbenes, und wenn es mir damals auch Ernst mit dem von mir begonnenen Spiel gewesen ist, so bin ich doch mittler Weile zu der Erkenntniß gelangt, daß es trügerisch und unehrenhaft war. Und was wollen Sie, lieber Doktor, habe ich nicht mehr gewonnen, als verloren? Die Gunst Seiner Excellenz des Herrn Ministers und die mir werdende Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wiegt das Vermögen der Madame Lavasser mehr als doppelt auf!"

„Bleiben Sie auf diesem Wege, mein junger Freund,“ sagte der deutsche Doktor und klopfte Herrn le Roy auf die Schulter. „Sie werden es niemals zu bereuen haben!“

Einundvierzigstes Kapitel.

Gustav Lachet und Herr von Ferron.

Gustav Lachet hatte, wie uns nicht unbekannt ist, den Chevalier von Ferron mit einem legalen Paß versehen; er war sogar noch weiter gegangen und hatte sich zugleich von diesem Herrn als Spion benutzen lassen. Daß dies nicht ganz ohne Folgen bleiben würde, hätte er voraus sehen können; allein in seinem Alter fehlt in der Regel diejenige Ueberlegung, die das Alter weise und bedächtig macht. Jetzt indeß, wo Alles zum Ausbruch zu kommen schien, das heißt, wo man Seitens der Polizei eine ungeheure Energie entwickelte und wo man mit Sicherheit annehmen konnte, daß dieselbe nicht erfolglos bleiben würde; jetzt überfiel ihn eine Angst, der er so leicht nicht Meister werden konnte.

Durch seine Verbindungen, welche er vermöge seiner Ministerialstellung hatte, wurde es ihm sehr rasch bekannt, daß Herr von Ferron abermals und wie es schien für immer sich den Händen der Polizei entzogen. Anfangs freute sich der junge Mann zwar darüber, denn nun konnte er seine Theilnahme vollständig ableugnen, doch nach und nach bemächtigte sich seiner abermals die Angst, namentlich als er daran dachte, daß möglichen Falls der ihm zugestellte Paß in die Hände competenter Personen gefallen und ihn dennoch verrathen sein können.

Mit diesen und ähnlichen trüben Phantasiebildern herumbalgend, saß Monsieur Lachet zwei Tage nach dem, an welchem die

im fünfunddreißigsten Kapitel beschriebenen Scenen Statt gefunden, in seiner am Platze Ventadour gelegenen Wohnung, den Kopf in seine Hände gestützt und seufzte.

Plötzlich wird seine Thür aufgerissen und hereinstürmt Herr von Ferron. Einen Ausruf des Erstaunens ausstoßend, springt Gustav hastig und schreckenbleich empor.

„Mein Gott," ruft er stotternd, „Sie . . ."

„Nun, nun! nur nicht so ängstlich, mein Freund!" versetzte der Chevalier und riegelte die Thür zu. „Sie wundern Sich, mich zu sehen."

„In der That," sagte Gustav und betrachtete seinen Besuch von oben bis unten.

„Ah," fährt Jener mit Heiterkeit fort, „Sie haben von meiner letzten Affaire mit der Polizei gehört?"

„Ja!"

„Und Sie glaubten, ich sei längst in England?"

„Ich konnte mir wenigstens nicht denken, daß Sie so kühn sein würden, noch in Paris zu verweilen."

„Ohne Geld kann ich nicht abreisen."

„Allemanier konnte Ihnen . . ."

„Ei, was! Allemanier ist verrückt geworden; außerdem kann ich ja gar nicht riskiren, in sein Büreau zu treten, das jetzt von einem Regierungsbeamten verwaltet wird. Man würde mich auf der Stelle verhaften."

„Nun denn, was wollen Sie beginnen?"

„Was ich beginnen will? Hören Sie: ich will Ihnen mein ganzes Vermögen, das ich bei Monsieur Allemanier zu stehen habe, verkaufen."

„Mir?"

„Ja!"

Gustav wird unschlüssig und zuckt mit den Schultern.

„Wie, Sie wollen nicht?" fragt unter drohendem Ernst der Chevalier.

„Ich wollte wol," entgegnete Gustav Lachet, „allein ich bin augenblicklich im Besitz von höchstens dreihundert Franken, die Ihnen doch gar Nichts nützen können."

„Dreihundert Franken? Nein! Das ist nicht der Rede werth. Allemanier hat von mir etwa noch achtzig Tausend . . ."

„Achtzig Tausend Franken?"

„Ja!"

„Und Sie glaubten, daß ich über eine solche Summe zu deponiren habe?"

„Ja, ich glaubte das!"

„Meiner Treu!"

„Sie haben einen reichen Onkel!"

„Der nicht einen Sou für mich zahlt.

„Er muß!"

„Das ist bald gesagt! Er thut's nicht!"

„Er muß!" wiederholt Herr von Ferron.

„Dummheiten!" sagt Gustav unwirsch. „Wer will ihn dazu zwingen?"

„Sie!"

„Niemals!"

„Ich wünsche es!"

„Hören Sie, mein Herr," entgegnet der Jüngling nicht ohne Stolz, „ich habe Ihnen manche Gefälligkeit erzeugt, das ist wahr! manche sogar, die meine Amtsentsetzung zur Folge haben kann; indeß berechtigt Sie dies noch keineswegs, mir derartige Anerbietungen zu machen, wie dies soeben geschehen ist. Ich bitte Sie also, meinen Onkel vollständig bei Seite zu lassen."

Herr von Ferron nimmt eine nachdenkende Miene an, während er mit auf den Rücken gelegten Händen einige Male das Gemach durchwandert. Zuweilen räuspert er sich, als habe er die Absicht, dem jungen Manne einen neuen Vorschlag zu machen; es schien jedoch, als könne er damit gar nicht in's Reine kommen, denn jedes Mal unterdrückt er das halb laut gewordene Wort.

Nach geraumer Zeit bleibt er vor Gustav stehen und blickt ihn tief und durchdringend an.

„Sie müssen mir helfen, Monsieur Lachet!“

„Ich weiß nicht, in welcher Art dies möglich werden könnte.“

„Ich cedire Ihnen meine ganze Forderung, welche ich an Allemanier habe.“

„Weiter!“

„Sie kassiren dieselbe ein und senden sie mir unter einer Ihnen noch näher anzugebenden Adresse auf London nach.“

„Das wird freilich gehen.“

„Sie wollen mir also diesen Gefallen thun?“

„Herzlich gern.“

„Nun aber werden Sie mir wenigstens noch einige hundert Franken vorschießen müssen, damit ich abzureisen im Stande bin.“

Hierzu schien Herr Gustav Lachet keine Lust zu haben, wie man sehr deutlich aus den Bewegungen seines Antlitzes und seiner Schultern schließen konnte. Herr von Ferron hatte das kaum bemerkt, als er sofort sagte:

„Ich setze ein ungeheures Vertrauen in Sie und Sie wollen mir nicht einmal drei- oder vierhundert Franken geben? Nennen Sie das edel? Ich autorisire Sie, für jedes Hundert, das Sie mir in dieser Weise einhändigen, ein Tausend von meinem Vermögen zurück zu behalten! Sind Sie nun zufrieden?“

„Ach, das ist es nicht!“

„Ich weiß! Schweigen wir! Wir kennen uns! Sie werden es thun? Wie?“

„Dreihundert —?“

„Ja!“

„Es ist Alles, was ich habe.“

„Sie haben Kredit! Außerdem können Sie schon morgen das Geld von Allemanier erheben. Würde nicht eine so große Gefahr in Bezug auf meine Sicherheit damit verbunden sein, dann

sollten Sie wirklich nicht einen Sou von mir verdienen! Nein! Beim Teufel nicht!"

„Warten Sie bis morgen!"

„Weshalb?"

„Ich werde bis dahin die Cession versilbert haben."

„Nein! denn ich bin keine Stunde sicher in Paris! Und vergessen Sie nicht, daß, wenn man meiner habhaft wird, auch Sie gestürzt sind! Vergessen Sie das nicht!"

„Leider!"

Ein kaum merkliches Lächeln bewegte den Mund des Herrn von Ferron.

„Also?" sagte er.

„Nun, sei es! Schreiben Sie die Cession!"

„Ich bitte um Papier, Dinte und Feder."

„Sie finden Alles in meinem Bureau."

„Schön!"

Während der Chevalier sich beeilte, die gewünschte Schrift abzufassen und mit seiner Unterschrift zu versehen, langte Gustav Lachet seine Chatulle heraus und zählte dreihundert Franken in schönem klingenden Silber auf den Tisch.

Mit einer beinahe übertriebenen Genauigkeit prüfte sowol Herr Lachet das betreffende Dokument, als Herr von Ferron die ihm vorgelegten dreihundert Franken. Bei Beiden schien die Prüfung zur Zufriedenheit ausgefallen zu sein. Dieser steckte das Geld, Jener die Cession ein. Das Geschäft war abgewickelt. Herr von Ferron hatte seinen Hut und seinen Stock ergriffen, reichte dem Jünglinge die Hand und sagte:

„Leben Sie wohl! Wir werden uns wahrscheinlich nicht wiedersehen!"

Man sah es dem Gesichte Gustav's an, daß er dachte, daß ihm daran auch Nichts gelegen, sondern daß er sogar darüber sehr erfreut sei; indeß in Wahrheit sagte er:

„Es thut mir Leid!"

Der Chevalier zuckte mit den Achseln und wiederholte:

„Leben Sie wohl!“

„Ah, noch eins! Ihre londoner Adresse!“ rief Gustav.

„Werden Sie mir wirklich das Geld nachsenden?“

„Glaubten Sie, ich würde Sie darum betrügen?“ fragte Jener verletzt.

„Das nicht! allein ich glaube auch nicht, daß Sie an mich Etwas senden werden!“

„Ich bin es Ihnen schuldig!“

„Ach, sprechen Sie nicht! Wie wenige Menschen erfüllen ihre Schuldigkeit!“

„Aber ich, mein Herr, ich thue sie!“

„Wirklich?“

„Ja!“

„Ich bezweifle es.“

„Sie halten mich mithin für einen Hallunken?“

„Nein! aber ich bezweifle, daß Sie mir die achtzig Tausend Franken übermachen werden!“

„Sie bezweifeln es?“

„Ja!“

„Weshalb?“

„Weil ich von Allemanier Nichts mehr zu fordern habe; selbst Antonie Philipp wird die zehn Tausend Franken nicht bekommen, die ihr laut Verschreibung von Allemanier ausgezahlt werden sollten.“

Gustav Lachet war ganz weiß geworden. Zu guter Letzt hatte er sich noch von Herrn von Ferron betrügen lassen. Gewaltig arbeitete der Zorn in seinem Innern und mit bebender Stimme sagte er:

„Mein Geld, mein Herr!“

„Wird mir von großem Nutzen sein!“ versetzte der Chevalier phlegmatisch.

„Mein Geld!“ rief Jener noch ein Mal und trat dicht auf seinen Gegner zu.

„Ereifern Sie Sich nicht, mein bester Freund. Ihre dreihundert Franken werden mir von enormem Vortheil sein, indem ich mit ihnen meine Reisekosten bezahle. Ich habe in der That keinen Sou in meinem ganzen Vermögen, denn das, was ich bei meinem Bankier zu stehen hatte, befindet sich seit vierzehn Tagen schon in London. Der Sicherheit wegen sandte ich es früher dahin ab, dachte aber nicht, daß es mir hier wirklich so knapp sein würde. Als ich dies inne ward, blieb mir nichts Andres übrig, als mich an Ihre Güte zu wenden und ich muß gestehen, daß Sie das Vertrauen, welches ich zu Ihnen hegte, im vollsten Umfange gerechtfertigt haben. Aergern Sie Sich nicht darüber, einen alten Freund unterstützt zu haben, denn Sie wissen noch nicht, wo dieser Freund Ihnen wiederum von Nutzen sein kann.“

Gustav Lachet knirschte mit den Zähnen, just ebenso wie Jemand, der von einem Krampfanfall heimgesucht wird. Herr von Ferron betrachtete ihn lächelnden Blickes, und indem er der Thür zuschritt, um sich zu entfernen, sagte er:

„Ich bedaure Sie, junger Mann! Ich bedaure Sie!“

Längst schon war er verschwunden, als Gustav anfing, mit seinen Füßen auf den Erdboden zu stampfen und mit wüthendem Groll zu sagen:

„Niederträchtiger Spitzbube!“

Dann, als er sah, daß sein Gegner seinem Zorn sich entzogen, warf er sich fast gebrochen auf den Sopha und ... weinte. — Ja, er weinte wirklich; ob dies jedoch wegen des Verlustes seiner dreihundert Franken oder um seiner Gemeinschaft willen, die er mit dem Chevalier gehabt, geschah, wissen wir leider nicht. Es mochte wol Beides diese Wirkung hervorgebracht haben.

Nach einer kurzen Weile zerriß er wüthend die ihm zugestellte Cession, trat mit Füßen darauf und sagte:

„Donner und Teufel! Hätte ich diesen Hallunken, ich würde ihn in Stücke zerreißen! Ja, ich würde es thun! bei Gott, ja! Was habe ich ihm gethan, daß er gerade mich betrügen muß? Es war mein letztes Geld! Jetzt hungere ich! Ha, ha! Mein Onkel giebt Nichts mehr! Ha, ha!“

Und seinen Kopf in seine Hände legend, bohrte er denselben in die Kissen seines Ruhebettes.

Eine halbe Stunde lang mochte er in dieser, einen tiefen Schmerz verkündenden Stellung verharrt haben, als zum zweiten Male die Thür geöffnet wird. Und wiederum fährt er erschrocken empor und wiederum richtet er sein Auge entsetzt auf den Eingetretenen. Dies Mal ist es aber nicht der Chevalier von Ferron! es ist ein königlicher Polizeilieutenant. Jener hat ihm das Vermögen geraubt, Dieser wird ihm seine persönliche Freiheit rauben. Gustav fühlt dies, und deshalb ist auch in seinem Auge eine unnennbare Angst nicht zu verkennen. Er steht so sehr unter dem Einflusse derselben, daß er sogar nicht einmal die Formen der Höflichkeit beachtet und ruhig auf seinem Sopha bleibt.

„Monsieur Gustav Lachet?“ bemerkt der Beamte fragend.

Gustav verbeugt sich, aber er antwortet nicht.

„Haben Sie die Güte, mit mir zu gehen, Monsieur!“ fragt Jener.

„Wohin?“ stößt endlich mühsam der junge Mann heraus.

„Zu Sr. Excellenz, dem Herrn Polizeiminister.“

Gustav steht schweigend auf. Schweigend greift er nach seinem Hute und schweigend folgt er dem ihm vorangehenden königlichen Polizeilieutenant. Man sieht's, er steht vollständig unter dem Einflusse einer angstvollen Besorgniß, und zwar so sehr, daß er sogar sein Zimmer zu schließen vergißt. Der Beamte macht ihn darauf aufmerksam und Gustav beeilte sich, das Versäumte nachzuholen.

Vor dem Hause angekommen, fragt der Lieutenant:

„Monsieur wünschen wohl einen Fiaker?“

„Ja!“

Der Lieutenant winkt. Ein Miethswagen fährt vor. Beide Herren stiegen ein und sind bald den Augen einiger Neugierigen entschwunden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Gustav Lachet vor dem Polizeiminister.

Herr von St. Estephe betrachtet eine geraume Zeit den vor ihm stehenden jungen Mann, der von der Last seines Gewissens niedergebeugt sein Auge auf den Boden des Kabinets heftet.

„Sie nennen Sich?“ fragt Seine Excellenz.

„Gustav Lachet.“

„Was betreiben Sie?“

„Ich bin im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt.“

„Gewesen,“ ergänzt der Minister.

Gustav fährt erschrocken zusammen. Eine dunkle Röthe überfliegt wie ein Blitz sein Antlitz und zitternd entgegnet er:

„Nein, ich bin noch angestellt.“

„Ich sage Ihnen, Sie sind es nicht mehr,“ versetzt Herr von St. Estephe kalt. „Ich bin nicht nur beauftragt, Ihnen Ihre Entlassung anzuzeigen, sondern gleichzeitig auch Ihre Verhaftung zu bewirken.“

„Excellenz . . .“

„Sie werden sicherlich nicht den Muth haben, mich nach

dem Motiv einer solchen doppelt empfindlichen Maßregel zu fragen!"

Gustav ist jetzt wieder Herr seiner Empfindungen, die vor kaum einigen Minuten ihn noch zu Boden zu drücken schienen. Er ist wieder der gewandte Ministerialbeamte, der sich bewußt ist, daß sein Chef ihm jeder Zeit das beste Zeugniß seiner hervorragenden Fähigkeiten gegeben. Er beginnt andere Saiten aufzuziehen, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt. Er richtet sich hoch empor und entgegnet:

„Wenn mir Eure Excellenz erlauben, werde ich allerdings nach der Ursache der mir getroffenen Ungnade fragen."

„Sie fragen?!" ruft Herr von St. Estephe unter großem Erstaunen.

„Ja wol!"

„Kennen Sie den Chevalier von Ferron?"

„Nein!"

„Nicht?"

„Nein, ich habe nicht die Ehre."

„Haben Sie nie von ihm gehört?"

„Nein!"

„Nun, meiner Treu!" sagt Herr von St. Estephe und dreht sich um. „In der That, Sie verstehen es!"

„Was belieben Excellenz zu sagen?"

„Ich meine, Sie verstehen das Leugnen meisterhaft!"

„Excellenz . . ." ruft Gustav, sich gekränkt stellend.

„Sie kennen also nicht den Herrn von Ferron?" fragt der Minister noch ein Mal und sieht ihn durchbohrend an. „Sie kennen ihn nicht? Sie haben nie von ihm sprechen hören, von dem ganz Paris spricht? Junger Mann," fährt er fort und stimmt den Ton seiner Worte zum wahrhaft väterlichen um, „es ist übel, wenn Jemand von Ihrem Stande sich zu Schurkenstreichen gebrauchen läßt, übler aber noch ist es, wenn dieser Jemand bereits so weit gesunken ist, daß er mit frecher Stirn diese

seine Gemeinschaft mit einem solchen Schurken ableugnet. Hat man den Muth gehabt, ein Verbrechen zu begehen, so muß man auch den Muth haben, dieses einzugestehen und die dafür gebührenden Strafe zu empfangen!"

Im Laufe dieser ermahnenden und zurechtweisenden Rede hatte Gustav mehre Male die Farbe seines Gesichts gewechselt, ohne daß dies der Minister bemerkt hatte. Jetzt, wo der Letztere schwieg, heuchelte der junge Mann so sehr gut ein Erstaunen, daß sich selbst Herr von St. Estephe täuschen ließ.

„Ich bin erschüttert," sagte Gustav mit sanfter Stimme, „von der Härte, welche in den Worten Eurer Excellenz liegt, um so mehr, als ich mich nicht entsinnen kann, daß ich dieselbe verdiene."

„Aber, mein Gott," versetzte Herr von St. Estephe, „Sie sind doch mehre Male — ich weiß es genau — mit dem Chevalier von Ferron zusammen gekommen und jetzt bestreiten Sie, ihn überhaupt zu kennen!"

„Ich bleibe bei meiner Behauptung stehen!"

Der Minister begab sich schnell an sein Bureau, suchte unter den daselbst liegenden Papieren ein Schriftstück heraus, und indem er dies entfaltend dem jungen Manne darreichte, fragte er:

„Kennen Sie dies?"

„Es ist ein Reise-Paß!"

„Ist Ihnen diese Handschrift bekannt?"

„Es ist die Meinige!"

„Und dennoch sagen Sie, Sie kennen Herrn von Ferron nicht?"

„Aber, Excellenz, was hat der Herr von Ferron mit diesem Reisedocument zu schaffen? Welche Gemeinschaft besteht zwischen Beiden?"

„Dieser Paß gehörte dem Chevalier."

„Eure Excellenz irren," wandte Gustav bescheiden ein. „Dieser Paß war Eigenthum des Grafen von Meerane!"

„Bei Gott!" rief der Minister, „Sie verdienen, daß ich Sie auf der Stelle einstecken lasse!"

„Excellenz," sprach der Vorige und trat einen Schritt zurück. „Der Name des Grafen von Meerane . . ."

„Der Name des Grafen von Meerane steht allerdings auf diesem Papier," unterbrach, heftiger werdend, Herr von St Estephe. „Aber wissen Sie nicht, mein Herr, daß Sie absichtlich denselben hinein geschrieben haben, damit Herr von Ferron um so leichter sich den Verfolgungen der Polizei zu entziehen vermochte?"

„Derjenige, welcher mich um diesen Paß gebeten, hat sich mir als Graf von Meerane präsentirt und seine Identität mit demselben gehöriger Weise nachgewiesen. Aus den Reden Eurer Excellenz ersehe ich jedoch mit tiefem Bedauern, daß ich betrogen worden bin, ein Verbrechen, das schon Viele begangen haben und noch Mancher begehen wird und das doch fürwahr so hart nicht geahndet zu werden verdient."

„Sie behaupten also noch immer, Herrn von Ferron nicht zu kennen?"

„Ich widerrufe niemals eine Wahrheit, denn ich würde zum Lügner werden!"

„Gut!" sagte der Minister und zog an einer Klingelschnur.

Während dies seiner Seits geschah, verlor doch Gustav Lachet einen Augenblick seine ganze Geistesgegenwart. Er vermuthete, daß Herr von St. Estephe nach einem Beamten geläutet, der ihn in ein Gefängniß führen sollte. Schon war er nahe daran, sich dem Minister zu Füßen zu werfen und seine Gnade zu erflehen; doch nicht lange dauerte diese gute Regung eines erwachenden Gewissens. Das Böse in ihm behielt die Oberhand und raunte ihm verführerisch zu, daß er nicht zurück dürfe, wenn er nicht Alles verlieren wolle; er müsse weitergehen auf den von ihm einmal betretenen Wege. Außerdem gedachte

er in diesem kritischen Moment seines Chefs, dessen Gnade und Schutz er schlimmsten Falls anrufen könnte.

Der Kammerdiener Seiner Excellenz erschien und empfing leise einen Befehl. Er entfernte sich wieder und bald darauf trat ein Polizeidiener ein.

Als Gustav dieser Person ansichtig wurde, erbleichte er. Wankend trat er wiederum einen Schritt zurück und hätte er einem Stück Möbel nahe gestanden, so würde er sich darauf gestützt haben.

Herr von St. Estephe verließ ihn mit keinem Blick. Er hatte die Umwandlung seines Gesichts, wie überhaupt seines ganzen Wesens bemerkt.

Dann setzte er sich an sein Büreau, und indem er von Zeit zu Zeit einen Blick auf den jungen Mann wirft, schreibt er einige Zeilen auf ein Formular, auf das er schließlich seinen Amtssiegel drückt.

„So," sagt er, „jetzt bin ich fertig; dies ist ein Befehl an den Gefängnißdirektor, dem Sie bald übergeben werden."

Gustav Lachet ist noch bleicher geworden. Alles Blut ist aus seinem Gesicht gewichen und seine Hände beginnen zu zittern.

Der Minister weidet sich einige Sekunden lang an seiner Verlegenheit. Dann sagte er strenge:

„Sie sind überführt, mein Herr! Sie werden nicht noch länger es wagen wollen, bei Ihren Lügen zu verharren!"

„Excellenz!" ruft Gustav und richtet einen flehenden Blick auf Seine Excellenz.

Herr von St. Estephe fährt fort, ohne sich unterbrechen zu lassen:

„Ich habe dies Alles sehr lange schon gewußt und nur aus Rücksicht für Ihren Chef, der Sie besonders begünstigte, habe ich bisher von jedem Einschreiten gegen Sie abgestanden. Dies hat sich indeß geändert. Der Herr Minister des Auswärtigen

hat sich von Ihnen vollständig losgesagt und bereits Ihre Entlassung verfügt."

„Unmöglich!" schreit Gustav erschrocken.

„Dies nicht allein," spricht Seine Excellenz weiter. „Ihre Stellung ist inzwischen von einem würdigeren Manne besetzt worden und alle Ihre etwaigen Reclamationen würden dennoch vollständig erfolglos bleiben."

„Unmöglich!" wiederholt Gustav.

„Ihr Nachfolger ist Herr le Roy," sagt der Minister.

„So?" ruft der Vorige.

„Ich hatte Anfangs die Absicht, Sie Ihre Entlassung aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dadurch weniger fühlen zu lassen, daß ich Sie in mein Ministerium anstellte. Da Sie jedoch so beharrlich geleugnet, selbst da noch, wo ich Ihnen die Beweise vor Augen gelegt, so habe ich leider davon zurückkommen müssen und ich kann jetzt nichts weiter in der Sache thun, als Ihnen die Ihrem Handeln gebührende Strafe zukommen zu lassen."

„Gnade, Excellenz! Gnade!" flehte Gustav Lachet und kniet nieder.

„Aus Rücksicht gegen Ihre sonst ehrenwerthe Familie will ich die Angelegenheit übrigens nicht zu einer öffentlichen machen, sondern Sie ohne Weiteres auf zwei Monate in ein Gefängniß stecken! Ich hoffe, Sie werden mit diesem außerordentlich gelinden Urtheil zufrieden sein. Ueberdies will ich Ihnen noch eine Nachricht mittheilen, welche, wenn sie auch dazu diente, Ihre Aussagen gänzlich zu entkräften, doch ein Trost für Sie sein mag. Mein Lieutenant Villois, der sich von seiner Wunde wieder ziemlich erholt hat und der eigentlich beauftragt war, Sie zu mir zu führen, hat den Chevalier an der Thür Ihres Hauses verhaftet; es ist ihm mit Hülfe einiger Bürger gelungen, was ihm früher mit bewaffneter Macht nicht möglich war, denselben, der wahrscheinlich keine Waffen bei sich führte, in das Gefängniß

abzuliefern. Nach der Verurtheilung dieses saubern Vogels will ich versuchen, für Sie wieder Sorge zu tragen, bis dahin haben Sie Zeit, Ihren Leichtsinn zu bereuen!"

Zerknirscht und zerschmettert erhob sich Gustav Lachet von der Erde. Er war in diesen wenigen Minuten hinsichtlich seines Aeußeren ein ganz anderer Mensch geworden. Ob sich auch sein Inneres verändert hat? Wir wünschen es und wir hoffen es. Er ist noch jung! Er kann sich noch bessern.

Einige Minuten lang herrschte ein niederdrückendes Schweigen in dem Empfangzimmer des Polizei-Ministers. Dann auf einen Wink desselben führt der Beamte den jungen Mann ab.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Schluß.

Wir berichteten unseren freundlichen Lesern über das fast wunderbare Entkommen der Frau Marquise von Devillier und sagten, daß sie spurlos verschwunden war. Der Behörde gelang es nicht, ihrer sich zu bemächtigen, aber zwei Augen sahen und erkannten sie, zwei Augen, die so oft ihr im Leben feindselig gegenüberstanden, und die ihr auch jetzt auf ihrer Flucht folgten. Diese zwei Augen gehörten Niemand anders, als dem Doktor Julius Robert, dem deutschen Doktor an, welcher durch Fügung des Himmels oder durch Zufall Zeuge des verwegenen Luftsprunges seiner einstigen Gattin war. Fast erstarrt vor Schrecken war er im ersten Moment keines Entschlusses fähig, und nur dadurch, daß die Flüchtige mit Blitzesschnelle in ein etwa zwanzig Schritt weiter belegenes Haus verschwand, gewann er Zeit zum Nachdenken. Er mußte auch wohl zu einem Entschlusse gekom-

men sein, denn nach wenigen Minuten folgte er der Marquise bis zu dem Hause, in welches sie getreten war.

Auf seine Nachfrage bei dem Portier desselben, ob das Haus mehrere Ausgänge habe oder mit einem der Nebengebäude in Verbindung stehe, erhielt er verneinende Antwort, ebenso die Auskunft, daß die eingetretene Dame sich nach Jemand erkundigt und nach einem der oberen Stockwerke gegangen sei.

Der deutsche Doktor mußte offenbar zufrieden mit seiner Recherche sein, denn er verließ sofort die Portierloge, um sich einige Schritte von dem Hause auf die Lauer zu stellen, indem er vor sich murmelte:

„Sie muß also wieder auf die Straße kommen!"

Nach Verlauf von zehn Minuten verließ wirklich eine Dame dieses Haus, aber nicht jene, welche der Doktor vorhin hineinschlüpfen sah, und entfernte sich in ziemlicher Eile in entgegengesetzter Richtung. Staunend und zweifelnd stand Julius Robert und seine Blicke schienen die Flüchtige bannen zu wollen. Täuschte er sich nicht? Ist es die Marquise, trotz der so vollständig veränderten Garderobe? Jetzt macht sie eine Biegung, um in die nächste Querstraße einzutreten. Er versucht, ihre Gesichtszüge zu erkennen, aber in demselben Augenblick, wo ihm dies möglich werden konnte, nimmt sie ihren dichten Schleier vor das Gesicht und macht dadurch jeden weitern Erkennungsversuch unmöglich. Noch einen Augenblick steht Julius unentschlossen, dann aber folgt er rasch und vorsichtig jener Frau, indem er seine Gedanken leise ausspricht:

„Sie muß es sein — dieses teufliche Weib! Sie hat in dem Hause ihren Anzug verändert — ha! ich werde sie verfolgen und sehen, wohin sie geht! Ich werde mich ihr noch ein Mal gegeuüberstellen und dann — sie muß unschädlich gemacht werden!"

Durch zwei Straßen ist er der Flüchtigen in gleichem Tempo gefolgt, als er sie plötzlich einen Fiaker besteigen sieht, deren mehre an einem Platze hielten. Sofort winkt der Doktor einem

anderen Kutscher, und indem er sich in den Wagen wirft, ruft er ihm zu:

„Fahret Eurem Kameraden da vorne nach und wo er hält, da haltet auch Ihr! — Um Gotteswillen verliert ihn nicht aus dem Gesicht!“ —

Es ist der Wald von Vincennes, der die letzte Scenerie bildet zu unserer Geschichte, wie er fast die erste gebildet hat. Die beiden Fiaker sind bis zur äußersten Barriere vor diesem Wald gefahren, wo sie beide hielten. Aus dem Ersten steigt unsere flüchtige Dame, und nachdem sie, wie es scheint, dem Kutscher ein reichliches Trinkgeld gegeben, eilt sie weiter nach dem Gehölz zu, indem sie nach links und rechts einen scheuen Blick wirft. Plötzlich bleibt sie stehen — sie erblickt einen Mann, der den zweiten Wagen verlassen hat. Fast scheint es, als habe sie diesen Mann erkannt, denn ihre Füße sind wie an den Erdboden geheftet, und sie ist unvermögend, weiter zu gehen.

Ruhig und fest geht dieser Mann auf die Dame zu, welche, je näher ihr derselbe tritt, immer mehr erstarrt. Endlich steht er dicht vor ihr. Er hebt ihren Schleier empor und sagt kalt:

„Ich wußte es, daß sie es war!“

Dann, indem er ihren Arm fest in den seinigen nahm, sprach er:

„Kommen Sie, Madame, im Gehölz sind wir sicherer, nicht gesehen zu werden, ich habe Ihnen noch Etwas zu sagen!“

Unfähig, etwas zu erwidern, ließ sie sich von ihm weiter dem Walde zuführen. Der Schreck hatte sich ihrer vollständig bemeistert und sie bedurfte einige Zeit, sich zu erholen und ihre Maßnahmen zu treffen. Als sie die ersten Bäume des Gehölzes erreicht hatte, glaubte sie wieder in der Verfassung zu sein, Aufklärung von ihrem Begleiter wider Willen fordern zu dürfen, und mit einem raschen Ruck sich von demselben losreißend, rief sie mit schrillender Stimme:

„Mein Herr, was soll diese Dreistigkeit? Ich habe nicht Lust, in Ihrer Gesellschaft hier zu promeniren!"

„Madame, nicht so laut! Die Polizei hat feines Gehör und es wäre schade um Ihren Luftsprung, so bald nachher verhaftet zu werden!" antwortete der deutsche Doktor. „So Gott will, sollen Sie freilich kein Unglück mehr anrichten, aber ich möchte doch, daß Sie zuvor von mir noch einige Worte hörten, und wäre es auch nur, daß Sie mich nicht aus dem Gedächtnisse verlieren!"

Die Marquise erbleichte.

„Ich verstehe Sie nicht," sagt sie dann mit erheuchelter Festigkeit. „Es fehlt mir auch durchaus die Zeit dazu, mich auf Ihre Spitzfindigkeiten einzulassen, da ich im Begriff bin, zu verreisen. Ich hoffe, Sie nicht wieder zu sehen, und also können wir uns weitere Erörterungen ersparen!"

„Nicht so, Madame! Sie werden ruhig hören, was ich Ihnen zu sagen habe, und nachdem Sie Alles gehört und begriffen haben, werden Sie mir wieder nach Paris folgen, wo ich Sie der Gerechtigkeit übergeben werde, denn ich sagte Ihnen schon vorhin, daß Sie fortan kein Unglück mehr anrichten sollen!"

„Ha!" rief Frau von Devillier, indem das Weiße ihrer Augen aus den Höhlen zu springen drohte, „Sie wollen mich verhaften — Sie! — Elender!"

Und ihre Hand griff in den Busen und zog ein Stilet hervor, das sie gegen den Doktor kehrte.

Dieser blieb ruhig vor ihr stehen.

„Ja," sagte er, „ich verhafte Sie im Namen der von Ihnen Gemißhandelten, im Namen Ihrer Verbrechen! Durch mich, den Ersten, der von Ihnen Verrathenen, durch mich, den Sie am Meisten hassen und den sie am Unglücklichsten gemacht haben, sollen Sie der strafenden Gerechtigkeit übergeben werden, denn dann habe ich meinen Lebenszweck erreicht, der nur noch darin bestand, Sie zu überwachen und das Unglück, welches Sie ver-

ursacht, möglichst zu mildern. Sie endlich zu vernichten, wie man eine giftige Schlange vernichtet, die man zertritt; das soll meine letzte Aufgabe sein, dann will ich . . ."

Der Doktor sprach nicht aus. Die Marquise hatte sich plötzlich mit ihrem Dolch gegen ihn geworfen, indem sie seine Brust durchbohren wollte. Aber das feine Stilet war an einem Etui in seiner Brusttasche abgegleitet und hatte ihn nur leicht geritzt.

Indem sie versucht, die Hand mit der Waffe wieder an sich zu ziehen, wurde die Spitze derselben gegen sie selbst gekehrt, und so kam es, daß die Letztere sich, indem der Doktor seine Gegnerin nach fehlgethanenem Stoße fest an sich drückte, in ihren eigenen Hals bohrte. Ein Blutstrom, der aus Hals und Mund hervorquoll, zeigte dem Doktor die rächende Nemesis und nach einigen Minuten ließ er den schlaffen todten Körper seiner einstigen Helena in das feuchte Moos gleiten.

Längere Zeit stand Julius Robert an der Leiche der einst von ihm angebetenen Frau, dann, indem er sich entfernte, murmelte er:

„Gott wollte es!" — —

Ende.

Druck von Jacoby & Steinthal in Berlin.

O mein Dieu! [illegible]